
Arbeiten zur Sprachanalyse

Herausgegeben von
Konrad Ehlich

Band 27

Die gedruckte Erstveröffentlichung dieses Textes
erschien im Jahre 1997

bei

PETER LANG

Europäischer Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main • Berlin • Bern • New York • Paris • Wien

Gabriele Graefen

**Der Wissenschaftliche Artikel –
Textart und Textorganisation**

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Graefen, Gabriele:

Der wissenschaftliche Artikel: Textart und Textorganisation /
Gabriele Graefen. - Frankfurt am Main ; Berlin ; Bern ; New
York ; Paris ; Wien : Lang, 1997

(Arbeiten zur Sprachanalyse ; Bd. 27)

Zugl.: Dortmund, Univ., Diss., 1996)

ISBN 3-631-31113-3

NE: GT

[Diese Fassung wurde 2005 unverändert im PDF-Format neu aufgelegt.]

Inhalt

1.	Einleitung	9
2.	Die Textart Wissenschaftlicher Artikel	21
2.1.	Text: systematische Bestimmungen	21
2.1.1.	Der "Text" als linguistisches Untersuchungsobjekt	21
2.1.2.	Die Form der Schriftlichkeit	24
2.1.3.	Text und sprachliches Handeln	26
2.1.4.	"Sprachwerk"	29
2.1.5.	Zum Verhältnis von Textlinguistik und Pragmatik	30
2.1.5.1.	"textintern" vs. "textextern"	31
2.1.5.2.	Die fachsprachliche Textlinguistik	33
2.1.5.3.	Die "Funktional-kommunikative Textbetrachtung"	36
2.1.5.4.	Die "Formale Pragmatik"	39
2.1.6.	Zur Bestimmung von Textarten	40
2.1.6.1.	Textsorte vs. Textart	40
2.1.6.2.	Ansätze zu einer Texttypologie	42
2.1.6.3.	"Textmuster" Wissenschaftlicher Artikel?	45
2.1.7.	Konsequenzen für die Textartbestimmung	46
2.2.	Entstehung und Vorformen des Wissenschaftlichen Artikels	47
2.2.1.	Die Bezeichnung "Artikel"	47
2.2.2.	Vorformen des Wissenschaftlichen Artikels	50
2.2.3.	Zusammenfassung	55
2.3.	Die Textart Wissenschaftlicher Artikel	57
2.3.1.	Allgemeine Charakterisierung	57
2.3.2.	Art der Veröffentlichung	59
2.3.3.	Das Kriterium des Umfangs	61
2.3.4.	Textartbestimmung und Norm	61
2.4.	Das Textartwissen von Lesern und Autoren	63
2.4.1.	Wie entsteht Textartwissen?	63
2.4.2.	Aufsatzerziehung und Rhetorik als Grundlagen	65
2.5.	Interkulturelle Vergleiche	68
3.	Die Textart Wissenschaftlicher Artikel in der wissenschaftlichen Kommunikation	73
3.1.	Die gesellschaftliche Bestimmtheit wissenschaftlicher Kommunikation	75
3.1.1.	Die Institutionalisierung von Wissenschaft	77
3.1.2.	Wissenschaftliche Öffentlichkeit	79
3.1.3.	Der "Wissenschaftliche Diskurs"	81
3.1.4.	Kooperation, Konkurrenz und Pluralismus	85

3.1.5.	Gibt es eine Ethik der Wissenschaft?	93
3.1.6.	Verantwortung wissenschaftlicher Autoren	96
3.2.	Der Wissenschaftliche Artikel als Bestandteil wissenschaftlicher Kommunikation	100
3.2.1.	Ausdifferenzierung der Textart	101
3.2.2.	Einflüsse der Publikationsmedien auf Textgestaltung und -stil	102
3.3.	Handlungsmuster wissenschaftlicher Kommunikation	104
3.3.1.	Zum Begriff des Musters	105
3.3.2.	Muster wissenschaftlicher Kommunikation	106
3.3.3.	Das Muster Assertieren	109
3.3.4.	Andere Handlungsmuster	111
4.	Deiktische und phorische Prozeduren im Spektrum der Formen der Textorganisation	113
4.1.	Textorganisation	114
4.1.1.	Die Modellierung des Lesers	115
4.1.2.	Die Tiefenstruktur des Texts	118
4.1.3.	Die Prozeduren des sprachlichen Handelns	119
4.2.	Deiktische Prozeduren im Text	122
4.2.1.	Die deiktische Prozedur	122
4.2.2.	Zur Gliederung des Feldes	126
4.2.3.	Die Verweisräume	128
4.2.4.	Die deiktische Prozedur im Textraum	129
4.2.5.	Ana- und Katadeixis	131
4.2.6.	Andere Deixistheorien	133
4.2.7.	Zusammenfassung	136
4.3.	Phorische Prozeduren im Text	136
4.3.1.	Allgemeine Bestimmungen der Phorik	136
4.3.2.	Thema-Fortführung und Thema-Rhema-Gliederung	139
4.3.3.	Der Mittel-Bestand	142
4.3.4.	Die textlinguistische Behandlung	145
4.3.5.	Vermutungen über die Prozedur	148
4.3.6.	Die kataphorische Prozedur	150
4.3.7.	Das "expletive <i>es</i> "	151
4.4.	Andere sprachliche Formen der Textorganisation	156
4.4.1.	Operative Prozeduren	156
4.4.2.	"Metakommunikation"	158
4.5.	Graphisch-semiotische Mittel der Textorganisation	161
4.5.1.	Die Segmentierung der Textoberfläche	161
4.5.1.1.	Die typographische Struktur	163
4.5.1.2.	Überschriften und Absatzstruktur	165

4.5.1.3.	Andere graphisch-semiotische Mittel	169
4.5.2.	Die Frage der Handlungsqualität	171
4.5.3.	Das Text-Material	172
5.	Das Textkopus	175
5.1.	Allgemeine Prinzipien der Textauswahl	175
5.2.	Vorbereitung für die Auswertung	179
5.3.	Kurzbeschreibungen der Korpustexte	181
6.	Textorganisation mit deiktischen Mitteln	197
6.1.	Einleitung des empirischen Teils	197
6.2.	Personaldeixis	200
6.2.1.	Gibt es ein "Ich"-Verbot?	200
6.2.2.	Verwendung der Personaldeixis in den Korpustexten	203
6.2.2.1.	Sprecherdeixis mit klarem Sprecherbezug	205
6.2.2.2.	Personaldeixis mit unklarem Sprecherbezug	207
6.2.2.3.	Der "Konsens-Effekt"	211
6.2.2.4.	Umgehung von Hörerdeixis	212
6.2.3.	Bewertung der Ergebnisse	214
6.3.	Objektdeixis	216
6.3.1.	<i>dies-</i>	217
6.3.1.1.	Sprechsituativer Gebrauch	217
6.3.1.2.	<i>dies-</i> (adjektivisch gebraucht)	218
6.3.1.3.	Die Form <i>dies</i> (substantivisch gebraucht)	220
6.3.2.	<i>der</i> und <i>derjenig-</i>	223
6.3.2.1.	<i>das</i>	225
6.3.2.2.	<i>derjenig-</i>	227
6.3.3.	<i>jen-</i>	227
6.4.	Lokale Deixis	229
6.4.1.	<i>da</i> , <i>dort</i> und <i>hier</i>	230
6.4.1.1.	Der Ausdruck <i>da</i>	232
6.4.1.2.	Der Ausdruck <i>dort</i>	237
6.4.1.3.	Der Ausdruck <i>hier</i>	241
6.4.2.	<i>da</i> und <i>hier</i> in "zusammengesetzten Verweiswörtern"	246
6.5.	Temporale Deixis	248
6.5.1.	<i>jetzt</i>	248
6.5.2.	<i>dann</i>	251
6.5.2.1.	Temporaldeiktisches <i>dann</i>	252
6.5.2.2.	<i>dann</i> in paraoperativer Verwendung?	254
6.5.2.3.	Besonderheiten im Text GEOG	255
6.5.3.	<i>heute</i> – <i>gestern</i> – <i>morgen</i>	257
6.6.	Die Aspektdeixis <i>so</i>	258
6.6.1.	Zur Funktion des Ausdrucks <i>so</i>	258

6.6.2.	Datenanalyse	261
6.6.2.1.	Paraoperative Verwendungen von <i>so</i>	261
6.6.2.2.	Verweisraum und Verweisrichtung	263
6.6.2.3.	Einleitendes <i>so</i>	266
6.6.2.4.	Formelhaftigkeit des Gebrauchs	269
6.6.3.	Zusammenfassung	270
6.7.	Häufungen von Deixeis	270
6.8.	Paradeiktische Elemente und "Kryptodeixis"	272
6.9.	Zusammenfassung	275
7.	Textorganisation mit phorischen Mitteln	283
7.1.	Allgemeine Angaben zum Phorikgebrauch	283
7.1.1.	Beschränkungen des Phorik-Gebrauchs	288
7.1.2.	Anapher und Absatzgliederung	291
7.2.	Anapher und Thema	293
7.2.1.	Thematische oder rhematische Bezugselemente?	295
7.2.2.	Thematische Progression	297
7.3.	Phorikarme und phorikreiche Texte	299
7.3.1.	Mathematische Texte	299
7.3.2.	Der Text KONT	300
7.3.3.	Vergleich zweier Texte	301
7.4.	Die syntaktischen Verhältnisse	304
7.5.	Anapher in "Komparativsätzen"	307
7.6.	Notwendiger Wechsel zur Deixis	309
7.7.	Überflüssige Anaphern	310
7.8.	Risiken des Anaphern-Gebrauchs	311
7.8.1.	Die Möglichkeit der Ambiguität	311
7.8.2.	Vermeidung von Anaphern	313
7.9.	Zur Opposition von Deixis und Anapher	315
7.9.1.	Die Differenz der Prozeduren	315
7.9.2.	Wirkung auf die Textorganisation	318
8.	Abschließende Zusammenfassung und Ausblick	323
	Literatur	329
	Personenregister	349
	Sachregister	353
	Verzeichnis der Diagramme und Tabellen	357

1. Einleitung

"Denn darin sind alle Erfahrungswissenschaften einander gleich, daß jede von ihnen einen Ausgangsgegenstand, der unerschöpflich reich ist an bestimmbareren konkreten Daten, zum Vorwurf nimmt und aus dem Meere dieses Reichtums wie mit einem Löffel nur geeignete Proben schöpft, um sie allein der subtilen wissenschaftlichen Bestimmung und Analyse zuzuführen. Genau so wie der systematisierende Botaniker nicht jedem Pflanzenexemplar nachläuft und der Physiker nicht jeden vom Baum fallenden Apfel beobachtet, um das Gravitationsgesetz zu verifizieren (obwohl der Sage nach einst ein fallender Apfel den Anstoß zur Entdeckung des Gravitationsgesetzes gab), so behält sich auch der Sprachforscher vor, ganz nach den Forderungen seiner Wissenschaft eine eigensinnige Auswahl dessen, was er beobachten will, zu treffen."

Karl Bühler (1934, 16)

Wissenschaftliche Kommunikation hat vielfältige Erscheinungsformen. Die am meisten ins Auge springenden Unterschiede sind mit Sicherheit die fachlich-disziplinären. Sie fallen auf, weil sie direkt mit den Inhalten zu tun haben, aber auch mit dem fachspezifischen Wortbestand, der Gegenstand von universitärer Ausbildung ist. Die Unterscheidung nach Text- und Diskursarten ist dagegen eher unauffällig, scheinbar nur für (Text-)Linguisten interessant.

Auffassungen darüber, was ein Wissenschaftlicher Artikel ist, gehören zunächst einmal in die Sphäre des wissenschaftlichen Alltags der einzelnen Disziplinen; sie sind Konzepte, die durch den handelnden Umgang mit der Textart erworben werden, wobei die jeweiligen Vorstellungsinhalte verschiedener Personen in großen Teilen ähnlich oder gleich sein dürften. Der Grund ist, daß sie in Handlungszusammenhängen erworben werden, die sozial und sprachlich einheitlich bestimmbar sind, und zwar durch die schon angesprochene (mehr oder weniger alltägliche) wissenschaftliche Praxis. Im folgenden werden die individuellen Unterschiede daher nicht in den Vordergrund treten; statt dessen vermute ich, daß von *einem* Konzept des Wissenschaftlichen Artikels ausgegangen werden kann.

Der Erwerb des Konzepts scheint international durchaus unterschiedlich zu verlaufen. In den angelsächsischen Ländern werden Schüler und Studenten in besonderen Kursen in die Grundlagen und Verfahren der Textproduktion bis

hin zum "Scientific Writing" eingewiesen (van Peer 1990). In Deutschland und anderen europäischen Ländern sehen die Schulcurricula und Studienordnungen solche Kurse im allgemeinen nicht vor. In diesen Ländern findet man zwar frühzeitig Literatur zur Wissenschaftssprache, die aber zunächst mehr von philosophischen und wissenschaftstheoretischen Fragen geprägt war als von linguistischen oder didaktischen Interessen.

Die heutige Situation kann man verallgemeinernd so beschreiben, daß einer großen Fülle an lehrbezogener Literatur zum "Academic Writing" in angelsächsischen Ländern eine (besonders in Deutschland) gut ausgebildete Fachsprachenlinguistik gegenübersteht, die in ihren Randbereichen didaktisch orientiert ist. In ihrem Mittelpunkt stehen Terminologie, Syntax und Lexik fachlicher Sprache, daneben zunehmend Fachtexte (vgl. 2.1.5.2.). Textartbezogene Schreib-Anweisungen oder -Hilfen sind für das Deutsche rar¹; noch seltener gibt es wissenschaftliche Beschreibungen der akademisch relevanten Textarten. In den angelsächsischen Ländern wird oft keine oder keine klare Trennung zwischen "Essay" und Wissenschaftlichem Artikel ("Scientific Article") gemacht, obwohl, wie ich vermute, eine Profilierung der beiden Textarten möglich ist und auch nötig wäre. Grundsätzlich können Analysen, die die Besonderheit einer Textart näher bestimmen, auch zur Klärung der Unterschiede zwischen dieser und anderen Textarten beitragen. In diesem Sinne hoffe ich, die Besonderheit des Wissenschaftlichen Artikels gegenüber der Textart Essay deutlicher hervortreten zu lassen – wenn auch mehr implizit.

Erst mit dem Aufkommen der modernen Textlinguistik (vgl. Kap. 2) entstand das Bedürfnis, grundsätzlich alle "Textsorten" zu untersuchen. Somit kam auch der Wissenschaftliche Artikel, der lange nur als *Instrument* der wissenschaftlichen Veröffentlichung wahrgenommen wurde, als *Gegenstand* in den Horizont der Angewandten Sprachwissenschaft. 1972, also noch in der Frühphase der westdeutschen Befassung mit nichtliterarischen "Textsorten", wurde – auf Texte insgesamt bezogen – die Forderung nach "empirisch heuristischen textgrammatischen Untersuchungen" aufgestellt (Ihwe/Petöfi/Rieser 1972, 9). Auch später wurde immer wieder betont, daß eine empirische Fundierung für die Textlinguistik von großer Bedeutung sei (Lundquist 1989, 122). Dennoch ist festzustellen, daß es in der Fülle deutschsprachiger textlinguistischer und -gramma-

¹ Eine Anleitung für den Fremdsprachenunterricht gibt in knapper Form Gläser (1993), bezogen auf die weniger umfangreichen Textarten. Einzelne studienrelevante Textarten wurden in wissenschaftspropädeutischer Absicht thematisiert, z.B. das Verfassen einer Abschlußarbeit (Eco 1988). Zumeist werden Textarten wie das Protokoll unter dem Gesichtspunkt des Erwerbs von Studientechniken dargestellt, zuletzt 1996 bei Bünting unter dem Titel "Wissenschaftliches Schreiben", worin allerdings die Wissenschaftssprache kaum thematisiert wird, stattdessen eher formale Anforderungen und allgemeinere Hinweise auf Planungsverfahren von Schriftprodukten. Der "Leitfaden" von Becker (1994) behandelt Stilfragen des wissenschaftlichen Schreibens und plädiert für einen einfachen, präzisen, aber "schlichten" Stil.

tischer Arbeiten nur einen kleinen Teil gibt, der sich überhaupt mit Datenmaterial befaßt (s.u.); und von denen, die dies tun, sind es wiederum wenige, die über eine beispielhafte Analyse einzelner Texte – oft unter singulären Gesichtspunkten – hinausgegangen sind. 1985 stellte Günter Weise fest:

"Fragen der Differenzierung und Typologisierung von Fachtexten gehören zu den weitgehend ungelösten der modernen Textlinguistik." (Weise 1985, 21)

Dies ist bemerkenswert angesichts der Tatsache, daß gerade die Erstellung einer Typologie der Textarten eines der am häufigsten genannten Anliegen der Forschung (gewesen) ist. Der Mangel an Fortschritten hängt z.T. damit zusammen, daß die einzelnen Textexemplare sich fachlich, thematisch, lexikalisch und z.T. auch im äußeren Erscheinungsbild sehr stark voneinander unterscheiden. Eine große Fülle von Oberflächenmerkmalen könnte festgehalten und gezählt werden, aber das Problem ist, daß ihr textlinguistischer Wert häufig gänzlich unklar ist. Daher ist – in der vorliegenden Untersuchung – neben der Begrenzung der Materialmenge eine starke Eingrenzung der Untersuchungsgebiete oder -fragen erforderlich, mag das auch unbefriedigend sein. Die Selbstbeschränkung wird nämlich häufig konterkariert: Beobachtungen am Datenmaterial lassen zusätzliche, mit der Analyse zusammenhängende Fragen aufkommen, deren Beantwortung nicht vorgesehen war. Es ist durchaus möglich, daß der anfängliche Untersuchungsplan erweitert werden muß. Umgekehrt kann sich der Zeitaufwand als viel größer erweisen als zunächst veranschlagt, besonders wenn Einzelanalysen durchzuführen sind. Diese Unkalkulierbarkeiten wirken offenbar abschreckend gegenüber entsprechenden Untersuchungsvorhaben.

Warum und in welchem Sinne sind empirische Analysen gerade in dieser Situation wichtig? Zu dieser Frage ist etwas ausführlicher Stellung zu nehmen, da darüber verschiedene Auffassungen anzutreffen sind.

Generell gilt "Empirie" als Garant dafür, daß Theorien und Typologien sich nicht zu weit von der sprachlichen Praxis lösen. In der Sichtweise des Kritischen Rationalismus tritt Empirie sogar als Prüfinstanz für eine Theorie auf, wobei Theorie allerdings nicht als *Erklärung* empirisch gegebener Tatsachen aufgefaßt wird, sondern als eine Ansammlung von Tatsachenfeststellungen², an

² Bei Popper verschwindet die Differenz zwischen beliebigen Sätzen und Theorien (vgl. Rehbein 1994) fast völlig: "... jede Darstellung verwendet allgemeine Zeichen, Universalien, jeder Satz hat den Charakter einer Theorie, einer Hypothese. Der Satz: "Hier steht ein Glas Wasser" kann durch keine Erlebnisse verifiziert werden, weil die auftretenden Universalien nicht bestimmten Erlebnissen zugeordnet werden können ..." (Popper 1976, 61). Es ist so nicht erstaunlich, daß der Kritische Rationalismus sich in einen Begründungsregreß verstrickt (Mittelstraß 1974, 57) und die postulierte Leistung der Empirie als Kontrollinstanz ein bloßes Ideal bleibt.

die, soweit sie "Basissätze"³ sind, die Forderung gestellt wird, selbst schon "empirisch" – d.h. bei Popper: falsifizierbar – zu sein (Popper 1976, 17). Wenn aber jede Erklärung zum Zwecke ihrer "Bewährung" beständig auf ihren Ausgangspunkt – die beobachtbaren Phänomene – zurückgeworfen wird, wird sie als Erklärung mißachtet. Gerade in der Sprachwissenschaft kann es nicht darum gehen, z.B. eine Funktionsanalyse etwa mit Mitteln der Sprachstatistik zu "kontrollieren", da beides vollkommen inkongruent ist. Ebenso wenig darf die Anwendung bestimmter Einsichten auf (zusätzliches) Datenmaterial als ein *Messen* mißverstanden werden. Weinrich (1972, 170) hat z.B. gefordert:

"nicht zunächst eine möglichst vollkommene Theorie zu entwerfen, von der dann irgendwann der große Absprung in die Empirie erfolgt, sondern eine Theorie zu entwickeln, deren Einzelschritte in jedem Augenblick an der Empirie gemessen werden."

Das Verhältnis von Theoriebildung und Empirie kann m.E. nicht so aussehen – wie der Ausdruck "messen" unterstellt –, daß das Datenmaterial in einem unmittelbaren Sinne Korrektiv der Theoriebildung sein könnte. Bestätigend oder korrigierend kann das Datenmaterial nicht als solches wirken, sondern erst aufgrund und durch seine *Beurteilung*, womit hier die (u.U. mehrfache) linguistische Analyse der Phänomene gemeint ist.

Eine pragmatische Analyse zielt also nicht darauf ab, quantifizierende Prognosen zu erstellen, deren Bewahrheitung dann als Beweis der Richtigkeit der zugrundeliegenden Theorie gelten soll, sondern sie will helfen, die vorfindliche kommunikative Praxis zu *verstehen*. Aus einer solchen Erklärung kann sich dann eine begründete Erwartung ableiten lassen, z.B. eine Erwartung bezüglich des Umgangs von Autoren eines Wissenschaftlichen Artikels mit einem bestimmten sprachlichen Mittel.

In der empirischen Analyse sehe ich die Möglichkeit, einen Ausschnitt der sprachlichen Realität – das Korpus⁴ liefert eine Art Stichprobe – dem Versuch einer Erklärung zu unterziehen. Dabei wird vorhandenes theoretisches Wissen einbezogen, schon um die Einheiten auszuwählen, die genauer untersucht werden sollen. Notwendiger Ausgangspunkt ist das linguistische Wissen über Texte, Textstrukturen, Interaktionsformen und Funktionen sprachlicher Einheiten. Zudem fließt Wissen ein, das im handelnden Umgang mit Texten gewonnen wurde. Rehbein (1984, 73) spricht von einem "Zusammenspiel":

"Das Zusammenspiel von *empirischer Beispiel-Interpretation* und *Einsatz des eigenen Aktantenwissens im Prozeß der Analyse* sowie die Methode der Konfrontation

³ Es handelt sich hierbei um eine Veränderung der Kategorie des "Protokollsatzes": An die Stelle des Wahrheitserlebnisses im Logischen Positivismus wird bei Popper die "Beobachtung" gesetzt (1976, 67).

⁴ Die Korpusanalyse wurde im amerikanischen Strukturalismus als Methode entwickelt und formalisiert.

ergibt also einige Schritte in Richtung auf die Rekonstruktion des Konkreten im Begriff, die letztendlich erst Generalisierbarkeit der Analyse gewährleistet." (Hvg. i.O.)

Das Verfahren ist somit kombiniert theoretisch und empirisch. Dies hervorzuheben scheint mir wichtig zur Unterscheidung von textlinguistischen Unternehmen wie etwa dem von van Dijk, der eine Festlegung formalisierbarer Eigenschaften von Texten anstrebt. Für einzelne Textarten will er vorab "Superstrukturen" schematisch festlegen, um dann empirisches Textmaterial als Manifestation solcher Strukturen zu untersuchen (van Dijk 1980, 132). Solche Festlegungen werden hier nicht vorgenommen.

Stattdessen geht es um eine "ganzheitliche" Analyse⁵, bei der immer wieder ein Zusammenhang zwischen einzelnen Strukturen und dem Text als ganzem herzustellen ist. Es gilt dabei, den funktionalen Zusammenhang von einzelnen Elementen und Strukturen zunächst innerhalb des jeweiligen Textes zu rekonstruieren, um anschließend über den Textvergleich Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu ermitteln. Auf diese Weise kann man zu einer vorsichtigen Generalisierung kommen. Der weitere – hier nicht mehr zu beschreitende – Weg wäre dann, die am Korpus gewonnenen Ergebnisse an anderem Textmaterial erneut einzusetzen und so zu prüfen, eventuell zu variieren und zu korrigieren.⁶

Daraus ergibt sich der notwendig *hermeneutische* Charakter der Untersuchung; dazu gehört das weitgehende Sich-Einlassen auf das Material um der beabsichtigten funktionalen Rekonstruktion willen. Ergebnisse, die durch konsistente Interpretationen gewonnen wurden, können in der Analyse weiteren Materials konsolidiert und validiert werden. Das linguistische Ausgangswissen wird dabei angereichert, möglicherweise auch korrigiert.

Auch wenn eine solche notwendigerweise mehrstufige Analyse hier allererst begonnen werden kann, scheinen mir doch die so zu gewinnenden Einsichten gehaltvoller und der kommunikativen Realität näher zu sein, als wenn nur Oberflächenmerkmale gesammelt und deren Häufigkeiten festgestellt würden. Die Erfassung von Häufigkeiten ist nur dann sinnvoll, wenn über die gezählten Phänomene und ihre Funktion genügend klare Vorstellungen gewonnen wurden, um die Zahlenangaben überhaupt interpretieren zu können. Auch eine Durchschnittsangabe besagt häufig nicht viel; in einer qualitativen Untersuchung kann sie aber dazu dienen, Abweichungen sichtbar zu machen und Texte darauf zu untersuchen, warum das jeweilige sprachliche Phänomen in ihnen

⁵ Texte sind "erfahrbare interaktionale Ganzheiten" (Steger 1983, 28), die gemäß einem scheinbar intuitiven "Gattungswissen" verstanden und beurteilt werden; Kap. 2 greift dieses Thema auf.

⁶ Insofern ist Weinrichs oben zitierter Aussage zur Rolle der Empirie zuzustimmen. Zu einer solchen systematischen Ausweitung gehört natürlich "die saubere philologische Kleinarbeit" (Raible 1983, 22).

über- oder unterdurchschnittlich oft auftritt, wodurch es gegebenenfalls ersetzt wird etc.

Aufgrund der Mühen solcher empirischer Untersuchungen gibt es bisher noch nicht sehr viele Vorarbeiten mit Blick auf Ganztexte. Seit wenigen Jahren beschäftigen sich einzelne Autoren (Kretzenbacher 1990, Oldenburg 1992, Bührig 1996) mit abgrenzbaren Textteilen wie *Abstract* oder *Zusammenfassung* ("Rekapitulation").⁷ Sachtleber (1993a) hat eine Korpusuntersuchung von *Kongreßakten* im deutschen und französischen Sprachbereich vorgelegt, worin sie deren formale, thematische und "illokutive Gliederung" untersucht. Außerdem wurden im Rahmen der an Halliday orientierten "Genre Analysis" eine Reihe von Studien zu einzelnen Text-Sektionen, wie z.B. zu *introductions*, vorgelegt. Untersuchungen von Swales haben Nachahmung und Widerspruch hervorgeufen (Crookes 1986). Göpferich (1995) hat ein relativ umfangreiches Korpus von Fachtexten aus dem Bereich der Kraftfahrzeugtechnik untersucht, um daran Fragen und Methoden einer zu entwerfenden Texttypologie zu klären, wobei die Frage im Vordergrund stand, welcher Grad von Fachsprachlichkeit jeweils vorliegt und wie dies mit Texttypen zusammenhängt (Göpferich 1995, 67).⁸

Auch Püschel (1994, 129) macht darauf aufmerksam, daß Untersuchungen nur zum "Anfang und Ende wissenschaftlicher Texte" vorliegen, nicht aber zu der "langen Passage" dazwischen. Die Probleme einer Ganztextanalyse spricht Gnutzmann (1991) in einem Forschungsbericht an, um zu begründen, warum seine Arbeitsgruppe sich auf die Untersuchung von Abstracts beschränkt. Während die Arbeitsgruppe zu Beginn recht weitreichende Hypothesen hinsichtlich der Kulturgebundenheit des wissenschaftlichen Diskurses in Fachtexten aufgestellt hatte, zeigte sich recht bald,

"daß die Überprüfung der obigen Hypothesen an ganzen Texten schwer zu realisieren ist, weil Fachtexte in ihrer formalen, sprachlichen und inhaltlichen Struktur sehr heterogen sein können und ihre Analyse obendrein äußerst zeitaufwendig ist." (Gnutzmann 1991, 364)

Trotz der Aufwendigkeit solcher Analysen kann jedoch nicht darauf verzichtet werden. Anerkennenswert sind daher die Arbeiten von Bazerman (1981, 1988), der zunächst drei englischsprachige Artikel auf anregende Weise analysierte. Die Artikel ordnet er drei verschiedenen Wissenschaftsbereichen zu: Science, Social Science, Humanities. Ihm ging es darum, wie vier ausgewählte inhalt-

⁷ Ich selbst habe Abstracts hier nicht untersucht. Die Anforderung, Abstracts zu verfassen, kann aus dem Zweck des Artikels selbst nicht abgeleitet werden; ich betrachte Abstracts daher auch nicht als dessen integrale Bestandteile.

⁸ Da das Korpus von Göpferich auch fünf deutschsprachige Fachzeitschriftenartikel enthält, beziehe ich ihre Ergebnisse mit ein, obwohl eine Identität mit der Textart Wissenschaftlicher Artikel nicht oder nur teilweise gegeben zu sein scheint.

liche Komplexe⁹: "the object under study, the literature of the field, the anticipated audience, and the author's own self" (Bazerman 1981, 362) in den Texten repräsentiert sind. In seiner späteren umfangreicheren Arbeit von 1988 befaßt er sich vor allem mit dem "genre" des Experimental Report, anhand von ca. 100 (z.T. sehr kurzen) Texten aus den "Philosophical Transactions of the Royal Society of London". Bazerman nimmt auch bei dem größeren Textkorpus eine deskriptive Analyse der Texte vor – unter Verzicht auf eine quantitative Auswertung von Textmerkmalen –, weil er sich davon interessantere Ergebnisse verspricht. Dasselbe gilt für die vorliegende Arbeit, die aber kaum Berührungspunkte mit Bazerman hinsichtlich seiner spezifischen Fragen hat.¹⁰ Eine größere Nähe besteht zu der kontrastiven Untersuchung von Clyne et al. (1981), auf die in § 2.4. eingegangen wird.

Solja Paek hat in ihrer korpusbasierten Untersuchung der Wissenschaftssprache (Paek 1993) in Anknüpfung an Poppers Falsifikationismus die große Bedeutung der Hypothese betont. Wissenschaft sei als "eine Menge von Hypothesen" aufzufassen (Paek 1993, 11). Die begrenzte heuristische Funktion von Hypothesenformulierungen für die experimentelle Forschung wird damit auf die gesamte Wissenschaft übertragen. Zudem gründet Paek auch ihre eigene Untersuchung konditionaler Satzgefüge auf dieses vermeintliche wissenschaftsmethodische Prinzip: Jegliche Argumentation in den Texten ihres Korpus wird als Begründung einer Hypothese gedeutet. Die Beispiele zeigen aber, daß im Einzelfall Fragen beantwortet oder Assertionen begründet werden. Sowohl sprechhandlungstheoretisch als auch wissenschaftlich gesehen, handelt es sich dabei nicht um Thesen. Auch wenn man eine Titel-Frage wie diese:

"Erzwingt die Quantenmechanik eine drastische Änderung unseres Weltbilds?" (a.a.O., 41)

nicht für eine wirkliche Frage hält, so versteckt sich dahinter in Wahrheit keine These, wie Paek annimmt, sondern etwas, was man als Wissen oder als Überzeugung des Autors bezeichnen sollte (vgl. 3.2.5.). Schon aus diesen kurzen Bemerkungen folgt m.E., daß eine Untersuchung wissenschaftlicher Texte nicht dem Beschreibungsmodus des Kritischen Rationalismus folgen kann.

Die vorliegende Arbeit umfaßt ein Korpus von zwanzig Wissenschaftlichen Artikeln aus sehr unterschiedlichen Disziplinen. Deren Auswahl war bestimmt durch das Ziel, die Untersuchung breit anzulegen und nach Möglichkeit Artikel auszuwählen, die ein großes Publikum erreichen. Die reale Auswahl an solchen

⁹ Daß Bazerman in bezug auf diese Bereiche von "contexts" spricht, scheint mir eine unglückliche Wortwahl zu sein.

¹⁰ Bazerman geht es darum, wie der Ausdruck "experiment" in den Texten gebraucht wird, wie genau und vollständig die einzelnen Bestandteile der Experimente beschrieben werden, wie Experiment-Serien organisiert werden u.ä.

Texten wurde aber beschränkt durch die mehr oder weniger weitgehende Durchsetzung der lingua franca Englisch in manchen Fächern (Skudlik 1990; Weinrich 1995, 10 f.). Wissenschaftliche Artikel in deutscher Sprache sind für manche Fächer schon wegen ihrer Sprache nicht repräsentativ, noch ganz unabhängig von ihrer fachlich-inhaltlichen Bedeutung. Es fragt sich, ob daraus Zweifel am Sinn einer fächerübergreifenden empirischen Untersuchung resultieren müssen. Daß Zweifel aufkommen, ist kaum zu verhindern, aber aus mehreren Gründen sehe ich dennoch keine gravierenden Einwände:

1. Keine der wissenschaftlichen Disziplinen, die englische Publikationen bevorzugen – dazu gehören neben den naturwissenschaftlichen Fächern auch die Mathematik und die Psychologie – hat ihre deutschsprachige Wissenschaftstradition ganz aufgegeben: Ein großer Teil der Vorträge und der Lehre (mündlich oder schriftlich) findet in Deutsch statt.
2. Nur wenige Wissenschaftler sind in der Lage, ihre Gedanken unmittelbar in englischer Sprache festzuhalten und zur Veröffentlichung zu bringen; zu meist sind Übersetzungen notwendig, überwiegend mit Hilfe anderer. Wie Clyne u.a. gezeigt haben (z.B. Clyne 1987, 1991), haben die englischen Texte von Deutschen nicht selten Eigenschaften, die sie noch als deutsche (d.h. von einem Deutschen verfaßte) erkennbar machen. Die andere Wissenschaftstradition hinterläßt ihre Spuren also auch in der Fremdsprache.

Bestehen bleibt freilich das Problem, daß die Materialbasis für eine empirische Untersuchung in einigen Fächern deutlich kleiner ist als in anderen.

Die Fächervielfalt ist die Bedingung dafür, daß es gelingen kann, getrennt von fachspezifischen Inhalten und Formen¹¹ übergreifende Strukturmerkmale der Textart Wissenschaftlicher Artikel zu entdecken. Geprüft werden soll die Annahme, daß sich aus der Zugehörigkeit zu einer Textart Bestimmungen für charakteristische Formen der Textorganisation ableiten lassen. Die ersten drei Kapitel befassen sich daher damit, die Textart Wissenschaftlicher Artikel theoretisch zu erfassen und daraus Fragestellungen für die empirische Analyse zu entwickeln.

Die bisherigen Ausführungen haben Richtungen und Disziplinen angesprochen, die für die vorliegende Arbeit von Bedeutung sind, so etwa die Textlinguistik und die Fachsprachenforschung – seit einigen Jahren wird versucht, beides miteinander zu verbinden (Schröder 1991, 12 ff.) –, aber auch die Forschung zum Thema "Writing in academic disciplines" oder die an Halliday anknüpfen-

¹¹ Mit "fachspezifischen Formen" sind z.B. bestimmte Darstellungsformen für quantitative Zusammenhänge gemeint, die auf mathematische zurückgehen, aber z.T. erheblich an Fachinhalte angepaßt wurden.

de "Genre Analysis". Zu Hallidays "Systemic Linguistics" besteht auch eine gewisse Nähe hinsichtlich bestimmter Ziele:

"SFL focusses on solidary relations between texts and social context rather than on texts as decontextualized structural entities in their own right. It looks, in other words, for solidary (i.e. mutually predictive) relationships between texts and the social practice they realize ...". (Halliday/Martin 1993, 22 f.)

Eine Fortsetzung des Zitats würde aber bereits zu einem Dissens führen, denn wenn Halliday/Martin die Frage nach "mental organs in human behavior" ausklammern, eliminieren sie auch zugleich die mentalen Prozesse, die zum sprachlichen Handeln gehören. Ebenso wenig kann ich die offenbar große Bedeutung der Semiose nachvollziehen, die von den beiden Autoren als "resolution of physical, biological and social resources ... in our species" begriffen wird (a.a.O.), da die damit verbundene Auffassung von Sprache als sich selbst kontrollierendem System kritikabel ist.¹²

Ich orientiere mich weitgehend an der linguistischen Theorie der Funktionalen Pragmatik, wie sie von Ehlich (1991) dargestellt worden ist. Um die Anlage dieser Arbeit verständlich zu machen, nehme ich hier bereits einige wesentliche Einsichten auf.

Nach traditioneller Auffassung ist der Gegenstand Sprache einerseits durch den einzelsprachlichen lexikalischen Bestand, andererseits durch eine Grammatik¹³ regelhaft bestimmt. Auch Searle kann sich das Sprechhandeln offenbar nicht anders als *regelgeleitet* vorstellen. Ohne hier auf die Besonderheiten einzelner Sprachtheorien eingehen zu können, zeigt die Geschichte der Sprachwissenschaft eine sehr allgemeine Tendenz der Forschung, solche quasi inventarisierbaren Bestände eines idealisierten sprachlichen Systems von wesentlichen Bedingungen und Zusammenhängen zu isolieren und dadurch den Gegenstand der Sprachwissenschaft insgesamt zu reduzieren: Als unwesentlich galt lange Zeit die Frage, wie die mündliche, die alltägliche, die dialektale sprachliche Realität eigentlich aussieht, ebenso die Fragen, welche sozialen Organisationsformen des sprachlichen Handelns es gibt und wie das Verhältnis von sprachlichem Handeln und psychischen Prozessen beschaffen ist. Soweit solche Fragen überhaupt wahrgenommen wurden, wurden sie als nebenbei auftretende 'Aspekte' behandelt, die nach dem Verfahren einer additiven Kompensation bearbeitet wurden: So sollte die Soziolinguistik den Mangel an gesellschaftlicher "Orientierung" der Linguistik bewältigen, die Psycholinguistik eine Brücke zur Psychologie schlagen. Inzwischen ist festzustellen, daß frühere Grenzziehungen in

¹² Kritikwürdig erscheint mir auch, wie das Verhältnis von Sprache und sozialer Realität bei Halliday/Martin bestimmt wird; eine theoretische Begründung fehlt. Weder "language" noch "social context" können ohne ein (handelndes) Subjekt verstanden werden.

¹³ Phonologie, Morphologie und Syntax sind Bestandteile der Grammatik.

der Sprechhandlungsanalyse zunehmend aufgegeben werden, indem der Handlungscharakter der Sprache bzw. des Sprechens zentral gestellt wird. Ein Problem besteht für viele Forscher noch darin, wie die mentale Sphäre von Sprecher und Hörer einbezogen werden kann; auch die gesellschaftliche Vermitteltheit der Formen und Muster des Handelns ist noch nicht genügend erkannt bzw. erforscht.

Das gilt auch für die Untersuchung von Texten, deren Handlungscharakter weniger offensichtlich ist und daher der pragmatisch orientierten Forschung Probleme bereitet hat (vgl. Wunderlich 1976; Koch/ Rosengren/ Schonebohm 1981). Wie oben schon deutlich wurde, dient das hier zusammengestellte Korpus nicht für eine statistische Analyse, sondern zur Klärung zentraler Bestimmungen einer Textart und weitergehend zur Beschreibung sprachlicher Merkmale, von denen vermutet werden kann, daß sie textartrelevant sind. Ich spreche hier von "Formen der Textorganisation", um auszudrücken, daß es um *strukturelle* Merkmale geht, die im Bewußtsein von Autor und Leser für die betreffende Textart 'üblich' bzw. erwartbar sind. Wenn also in Kapitel 6 und 7 Belegstellen von deiktischen und phorischen Mitteln im einzelnen untersucht werden, dann geht es nicht in erster Linie um Zahl und Gebrauchsvarianten der betreffenden Lexeme wie "*hier*" oder "*er*", sondern um die Art und Weise, wie die Autoren der Texte bestimmte mentale Prozeduren bei den Lesern mittels sprachlicher Prozeduren bewirken. Deren Funktionsbeschreibung trägt mit dazu bei, die Textartspezifik zu erfassen. Insbesondere die deiktischen Formen scheinen, wie Ehlich (1989) am Beispiel von Zeitungstexten gezeigt hat, für die Textanalyse wesentlich zu sein, da deren sprechsituative Einbindung in Texten notwendigerweise spezifische Fixierungen erfährt, möglicherweise aber auch zum (partiellen) Funktionsverlust des deiktischen Feldes führt. Die Korpusanalyse hat jedoch gezeigt, daß die Wissenschaftlichen Artikel deiktische Mittel in größerem Umfang und mit mehr Variationen nutzen, als zu erwarten war.

Für den weiteren Aufbau der Arbeit hätte es Alternativen gegeben, etwa die, den Gebrauch solcher sprachlicher Mittel zu untersuchen, die der Allgemeinen Wissenschaftssprache zugerechnet werden können (z.B. ein Teil der Adverbien und Konjunktionen). Die Auswahl der Phorik als zweiten Untersuchungsreichs begründet sich aus mehreren Überlegungen:

Zum einen sind die phorische und die deiktische Prozedur Bestandteile des sprachlichen Handelns, anhand deren die mentalen Aktivitäten des Sprechers (Autors) wie des Hörers (Lesers) gut rekonstruiert werden können; zweitens ist zu vermuten, daß gerade die phorische Prozedur für wissenschaftliche Texte besondere Bedeutung hat oder bekommen kann (vgl. Kap. 4 und Kap. 7); zum dritten schien es wünschenswert, die funktionalpragmatische Einsicht in die Verschiedenheit der deiktischen und der phorischen Prozedur, die ursprünglich an althebräischen Texten gewonnen worden war, an einem deutschsprachigen

Korpus zu diskutieren. Dies erschien besonders deshalb wichtig, weil in anderen theoretischen Zusammenhängen oft keine Unterscheidung von deiktischen und phorischen Einheiten erfolgt.

Es mag eingewendet werden, daß eine Berücksichtigung des Hörers/Lesers im Rahmen einer empirischen Textkorpus-Analyse nicht möglich sei, da nur die Texte selbst vorliegen. Dieser Einwand reflektiert die 'normale' linguistische Praxis, die nur in der Diskurs- und Konversationsanalyse beide Interaktanten systematisch einbezieht. Wo kein Diskurs dokumentiert werden kann, geht man allenfalls auf die Suche nach "Faktoren" im Sinne von Determinanten des Textverstehens, die z.T. durch psychologische Untersuchungen gestützt werden. Was hier versucht wird, ist, aus der Analyse der Sprechsituation und dem Wissen um gesellschaftliche Bestimmungen der Interaktanten heraus die vom Sprecher geforderten bzw. unterstellten Hörerhandlungen rekonstruktiv zu beschreiben. Kapitel 2 und 3 sind daher nicht als 'allgemeine Vorbemerkungen' zu verstehen, sondern sind notwendige Bestandteile der Textartuntersuchung und fließen in die empirischen Analysen mit ein.

Zum Abschluß der Einleitung gebe ich einen kurzen Überblick über die Inhalte der einzelnen Kapitel. Im zweiten Kapitel wird das Ziel verfolgt, den Zweck und die allgemeinen Kennzeichen der Textart Wissenschaftlicher Artikel herauszuarbeiten, in Auseinandersetzung mit textlinguistischen Arbeiten und durch den Rückgriff auf vorliegende historische Kenntnisse über die Entstehung der Textart bzw. über deren Umfeld. Das Kapitel mündet in eine erste systematische Bestimmung der Textart Wissenschaftlicher Artikel. Kapitel 3 geht auf den Handlungszusammenhang ein, in dem Wissenschaftliche Artikel stehen und entstehen. Es bezieht wissenschaftssoziologische Theorien mit ein, um die gesellschaftlichen Voraussetzungen der Textart und ihren Status innerhalb der wissenschaftlichen Kommunikation zu beleuchten. In diesem Zusammenhang werden auch die in Kapitel 2 noch nicht vollständig geklärten sprechhandlungstheoretischen Fragen weiter behandelt. Kap. 4 gibt eine Einführung in die Prozeduren des sprachlichen Handelns und deren Umsetzung in Formen der Textorganisation, wobei die deiktische und die phorische Prozedur im Vordergrund stehen. Darüber hinaus wird verdeutlicht, welche weiteren Formen der Textorganisation für die Textart relevant sind, wenn sie auch in dieser Arbeit nicht behandelt werden können. Kapitel 5 dient der Vorstellung der einzelnen Korpustexte. Kapitel 6 präsentiert die theoretischen Grundlagen und die Ergebnisse der Auswertung des Korpus im Hinblick auf die Deixis. Es ist aufgrund der Reichhaltigkeit und der großen Differenziertheit des deiktischen Formeninventars das umfangreichste Kapitel der Arbeit. Die Phorik ist Gegenstand von Kapitel 7. Darin kommen auch aktuelle Forschungsfragen im Zusammenhang mit der Thema-Rhema-Gliederung zur Sprache. Am Ende dieses Kapitels werden Gemeinsamkeiten und Differenzen der beiden Prozeduren noch einmal zu-

sammenfassend dargestellt. Kapitel 8 versucht eine Abrundung im Hinblick auf die Frage der Textorganisation.

Aus dieser Gliederung lassen sich die Ziele der Untersuchung ableiten; sie sollen abschließend noch deutlicher herausgestellt werden. Leicht erkennbar ist, daß eine Untersuchung der Textart Wissenschaftlicher Artikel ein Beitrag zur Textlinguistik, speziell zur Erkundung der Textarten, ist. Daneben läßt sich aber auch eine andere Relevanz angeben: Das Schreiben und Lesen wissenschaftlicher Texte ist ein Teilbereich der beruflichen und der Ausbildungspraxis, vom Standpunkt des Einzelnen aus gesehen; gesellschaftlich betrachtet ist dies ein Handlungsbereich, in dem wissenschaftlicher Fortschritt so überliefert wird, daß er die Chance hat, erkenntnis- und praxisverändernd zu wirken – sofern die dargestellten Einsichten in das Denken und die (wissenschaftliche) Praxis anderer eingehen.

Die pragmatische Untersuchung des Verständigungshandelns in diesem Bereich ist also von einiger Bedeutung. Wie es scheint, denken viele – auch manche Autoren selbst –, daß das Verfassen gerade dieser Art von Texten nur eine einfache Umsetzung von Wissen in dessen schriftliche Mitteilung ist. Tatsächlich erfordert die Komplexität des Wissens ebenso wie die Berücksichtigung der zumeist nicht homogenen Adressaten erhebliche Gestaltungs- und Formulierungsbemühungen, bei denen – mehr oder weniger bewußt – bestimmte Formen der Textorganisation genutzt werden können und auch genutzt werden.

Es geht mir bei der Untersuchung dieser Formen nicht darum, "Normen" zu entwickeln, die den *Erfolg* einer theoretischen Präsentation gegenüber dem Fachpublikum sichern helfen sollen (wie bei Bazerman 1981, 363 f.). Aber die Bestimmung der Formen der Textorganisation kann durchaus einem wissenschaftlichen Autor seine eigene Schreib-Praxis erhellen. Sie kann ebenfalls dazu dienen, Inhalte einer auf wissenschaftliches Schreiben bezogenen Ausbildung festzulegen.

Insofern soll diese Arbeit ein Beitrag zu der von Weinrich geforderten Wissenschaftslinguistik (1995b, 157) sein.

2. Die Textart Wissenschaftlicher Artikel

2.1. Text: systematische Bestimmungen

2.1.1. Der "Text" als linguistisches Untersuchungsobjekt

Der Ausdruck "Text" ist aus dem lateinischen Wort "textus", womit ein stoffliches Gewebe bezeichnet wurde, abgeleitet.¹⁴ Die römische Rhetorik benutzte das Bild des Gewebes als metaphorisierende Bezeichnung für den rhetorischen Schmuck einer Rede. Erst im Mittelalter wurde das Wort "Text" auch im deutschen Sprachraum eingeführt, zunächst für den kanonischen Text der Bibel, später auch für die Texte der Klassiker – im Unterschied zum theologischen bzw. philologischen Kommentar. Alle und nur solche Schriftstücke, die autoritative Geltung besaßen, waren Texte (Knobloch 1990, 70 f.). Die Philologie war für Texte im doppelten Sinne zuständig: a) hinsichtlich ihrer funktionalen Bedeutung als Wissensquellen, b) hinsichtlich der Texte als Dokumente, die in ihrer Genese und in allen Einzelaspekten beschrieben und gesammelt wurden. Die Literaturwissenschaft übernahm später eine ähnliche Zuständigkeit. So bildete sich eine über Jahrhunderte hinweg sehr stabile Tradition des Umgangs mit Texten heraus, in der – mit Erweiterungen hin zur Belletristik – Texte als (potentiell) kanonisch, als historische oder kulturelle Monumente, als Zeugnisse bedeutsamen geistigen (dichterischen oder philosophischen) Schaffens, begriffen wurden.

Für die neuere Zeit ist diese Tradition zwar nicht außer Kraft gesetzt, aber doch durch eine Änderung und Erweiterung des Verständnisses von "Text" ergänzt worden, welche im übrigen auch auf die Philologie Rückwirkungen hatte. In den 60er Jahren wurde man auf die "Gebrauchstexte" aufmerksam, auch außerhalb von Linguistenkreisen (vgl. dazu Gülich/Raible 1977). Damit vollzog sich nicht nur eine Erweiterung des Gegenstandsbereiches, sondern der zuvor zeichenzentriert oder satzzentriert arbeitenden Linguistik wurde auch eine andere Zielorientierung vorgegeben. Hartmann (1971, 10) pointierte die neue Sichtweise: "Der Text bildet das originäre sprachliche Zeichen."¹⁵ Sowohl Hartmann als auch Schmidt (1972) hoben die ihrer Meinung nach sehr große Bedeutung der Textlinguistik für die Sprachwissenschaft, aber auch für Wissenschaft und Gesellschaft hervor. Tatsächlich gab es in verschiedenen gesell-

¹⁴ Es ist also nicht der inhaltliche Zusammenhang des Textes, der ursprünglich mit diesem Wort bezeichnet wurde.

¹⁵ Hartmann berief sich auf Zellig S. Harris, der als einer der ersten Textlinguisten gilt. Der Ausdruck "Text" hatte bei Harris allerdings noch keinen terminologischen Stellenwert. Er nannte sein Material "text" oder "discourse" und vertrat ganz unspektakulär die Meinung, daß ein Linguist "utterances" von beliebiger Länge untersuchen könne (Harris 1952/1970, 314).

schaftlichen Bereichen ein neues Interesse an der Sprachwissenschaft, resultierend aus der Tatsache, daß mit den "Gebrauchstexten" eine Vielzahl kommunikativer Phänomene aus institutionellen und alltäglichen Zusammenhängen in den Mittelpunkt wissenschaftlicher Untersuchungen traten. So konnten auch Nichtwissenschaftler sich neue Aufschlüsse und Aufklärung über die mit den Texten verbundenen gesellschaftlich relevanten Interaktionen und Interaktionsbereiche versprechen. Die damit verbundene Tendenz zur Politisierung war allerdings ein vorübergehendes Phänomen.

Die in den folgenden Jahren betriebene Textlinguistik war größtenteils wenig geeignet, Aufklärungs-Erwartungen zu erfüllen. Man suchte nach Typen von Textstrukturen und nach weitergehenden Klassifizierungsmöglichkeiten (de Beaugrande/Dressler 1981, 24), meist ohne die gesellschaftliche Vermitteltheit dieser Strukturen zur Kenntnis zu nehmen (Schlieben-Lange 1988, 1211). Am weitesten von einer sozialhistorischen Betrachtung war und ist wohl der Zweig der Textlinguistik entfernt, der sich das Ziel einer möglichst formalisierten Beschreibung von "Textualität" gesetzt hat (Petöfi, Ihwe, Rieser, Isenberg) (s. 2.1.5.4.).

Die Kritik und Selbstkritik an der Satzbezogenheit der früheren Sprachwissenschaft ist inzwischen fast schon Allgemeingut geworden. Allerdings hat sich auch gezeigt, daß der bloße Entschluß, satzübergreifende Einheiten zu untersuchen, keine gemeinsamen theoretischen Grundlagen schaffen konnte¹⁶, zumal keine wirkliche Loslösung von der traditionellen Sprachtheorie vollzogen wurde. Basis des mit "Text" Gemeinten war und ist in vielen Fällen das sprachliche *Zeichen* (z.B. bei Coseriu 1980, Brinker 1985, 17). Andererseits bestand das Bestreben, von strukturalistischen Beschreibungen wegzukommen, ohne daß das Neue – mit 'Kommunikation' oder 'Pragmatik' umschrieben – schon hinreichend klar gewesen wäre.

Diese Situation eines Umbruchs führte zunächst zu einer Reihe von durchaus individuellen Versuchen, das Objekt 'Text' gedanklich-sprachlich klarer zu erfassen. Nicht selten wurden diese Versuche als "Definition" vorgetragen. Dimter (1981, 6) legt z.B. fest:

"Ein Text ist eine syntaktisch, semantisch und pragmatisch kohärente, abgeschlossene Folge sprachlicher Zeichen."

In ähnlicher Weise wurde häufig versucht, Text – oder gar "den Textbegriff" (Hartmann, 1971, 10) – zu "definieren", z.B. mittels der Festlegung von "Grenzlínen zwischen Texten und Nichttexten" (de Beaugrande/Dressler 1981,

¹⁶ Zudem entwickelten sich aus dieser Fragestellung recht unfruchtbare Fortsetzungen, etwa wenn Hengst (1984) beklagt, daß man "die oberen Grenzen von Text" noch nicht angeben könne, ähnlich Hartung (1991, 216) mit der Frage, ob es überhaupt "eine untere und eine obere Grenze von Text" gebe. Mir scheint, daß das Interesse an Extremwerten oder Grenzen wenig zum Wissen über Texte beiträgt.

118).¹⁷ Vater (1992) beschäftigt sich ausführlich mit "Definitionen", die er als mehr oder weniger vielversprechende Ansätze bewertet. Daß sich als Fazit der Aufzählung keine Entscheidung für einen davon treffen läßt, führt Vater auch auf "objektive Faktoren", die im Phänomen Text begründet seien, zurück (a.a.O., 25). Er akzeptiert damit, daß die sog. Definitionen sich keinem abgeschlossenen Erkenntnisprozeß verdanken, sondern nur die verschiedenen Ausgangspunkte und Interessen von Textlinguisten widerspiegeln (so auch Satzger 1993, 301). Dann sollte man aber ehrlicherweise nicht von *Definitionen* sprechen. Umgekehrt entsteht der Verdacht der Immunsierung, wenn beliebigen "Definitionen" recht gegeben wird mit dem Argument, daß der Gegenstand von sich aus nur partielle Erkenntnisse und ungesicherte Verallgemeinerungen zulasse.

Nikolaus (1981, 286) hat den Vorwurf erhoben, die Textlinguistik sei "immer noch größtenteils eine verkappte, wenn auch erweiterte Satzlinguistik". Ehlich (1990, 18) ist der Auffassung, "daß Anspruch und Wirklichkeit der textlinguistischen Bemühungen weit auseinanderklaffen". Das Nebeneinander verschiedener Beschreibungs-, Analyse- und Klassifikationsverfahren ist unbefriedigend, zumal eine Ergänzung und Annäherung nicht zu erwarten ist:

Da trifft man auf eine Textsemantik, die Textthemen und -bedeutungen nicht untersucht, sondern nach den *Bedingungen* ihrer Konstitution fragt, z.T. auf der Suche nach "idealen Ordnungsschemata" (vgl. Metzeltin/Jaksche 1983, 53). Daneben wollen manche der Besonderheit von Texten mittels einer "Textgrammatik" (Moskal'skaja 1984) auf die Spur kommen, meist unter Bezug auf das transformationsgrammatische Textmodell, wonach ein Text als Kette von (wohlgeformten) Sätzen oder sogar wie ein einziger langer Satz behandelt werden kann (Katz/Fodor 1963). Es erwies sich aber, daß die Geformtheit von Texten, d.h. auch ihre je besonderen Formen, mit satzgrammatischen Kategorien nicht beschrieben werden können.¹⁸ Eine Weiterentwicklung von hohem Abstraktionsgrad ist die "semiotische Textologie" (Petöfi 1987) (s. 2.1.5.4). Daneben findet man Versuche, mit kybernetisch inspirierten Kommunikationsmodellen zu arbeiten (Koch/Rosengren/Schonebohm 1981). Für eine ausführlichere Darstellung textlinguistischer Ansätze vgl. Dressler (1970) und de Beaugrande/Dressler (1981, Kap. 2).

Unterschiedliche Schwerpunkte und Auffassungen finden sich nicht nur in bezug auf methodische Fragen, sondern auch in bezug auf die Ausgangsfrage,

¹⁷ Helbig (1980, 259) stellt "Definitionen" von (a) bis (l) in Kurzform dar.

¹⁸ Die von Weinrich u.a. erstellte "Textgrammatik der deutschen Sprache" (1993) kann als Vereinigungs- und Versöhnungsversuch zwischen Textlinguistik und (getrennt davon existierender) Grammatiktheorie aufgefaßt werden. Voraussetzung dafür ist der sehr weitgefaßte Text-Begriff, den auch Hartmann und andere vertreten haben.

welche Phänomene als Texte gelten sollen. Neben einer allgemeinen Tendenz, alle "natürliche(n) Vorkommen von Sprache" (Weinrich 1976) als Texte zu erfassen, gibt es immer wieder Versuche der Eingrenzung. So wurde vorgeschlagen, Text und Satz anhand ihres Komplexitätsgrades zu unterscheiden. S. J. Schmidt (1973, 146) hat bestritten, daß Texte grundsätzlich komplexer seien. Die Frage ist dabei, ob lexikalische, syntaktische oder inhaltliche Komplexität gemeint ist; wenn man nur über inhaltliche Komplexität spricht, wird ein Satz, der einen längeren Text zusammenfaßt, einen höheren Abstraktionsgrad, aber eine geringere Komplexität aufweisen als der inhaltlich 'reichhaltigere' gesamte Text. Ein Beitrag zu einer Bestimmung dessen, was Text ist, läßt sich davon aber m.E. nicht erwarten.

Ein anderes Thema ist die "Medialität" von Texten. Welche Rolle spielt die schriftliche Fixierung für die Frage, ob es sich um einen Text handelt? Harris (1963) fand dies offenbar nicht relevant. So wie er haben auch später die meisten angelsächsischen Linguisten von "discourse analysis" gesprochen und damit sehr unterschiedliche Analyseweisen zusammengefaßt. Viele deutsche Sprachwissenschaftler wie Weinrich (1993) praktizieren dieselbe Gleichsetzung, die den Textbegriff sehr abstrakt, kaum von "Kommunikation" unterscheidbar, macht:

"Texte sind sinnvolle Verknüpfungen sprachlicher Zeichen in zeitlich-linearer Abfolge. Das können – so wird der Begriff Text in der Textlinguistik verstanden – mündliche oder schriftliche Texte sein." (Weinrich 1993, 17)

"Die Textlinguistik zielt in erster Linie auf das natürliche Vorkommen von Sprache (...): in Handlungszusammenhängen stehende Sprechhandlungen." (Kallmeyer et al. 1986, 24)

Auch die Fachtextlinguistik (s. 2.1.5.2.) schließt sich hier weitgehend an.¹⁹ Im folgenden werden Einwände gegen eine solche Gleichsetzung vorgestellt.

2.1.2. Die Form der Schriftlichkeit

Wissenschaftliche Texte existieren grundsätzlich, auch empirisch, fast ausschließlich als geschriebene Texte. Schriftlichkeit ist aber generell, d.h. historisch und systematisch, keine notwendige Bestimmung für Texte. Vor- und nichtliterale Kulturen setzen zum Zweck der Überlieferung mündliche Texte ein, die von Generation zu Generation weitergegeben werden. Es handelt sich meist um Texte, die kulturell Bedeutsames enthalten. In dieser Form der Überlieferung ist die Flüchtigkeit des sprachlichen Handelns überwunden (Ehlich 1979) – zunächst durch eine kollektive Bewahrung im Gedächtnis von Indivi-

¹⁹ Lothar Hoffmann (1988, 119): "Unter den Begriff des Fachtextes fallen übrigens nicht nur geschriebene oder gedruckte, sondern auch mündliche Mitteilungen, Dialoge, Diskussionen u.a."

duen (vgl. Goody (1978) und Havelock (1976)).²⁰ Die Überlieferung bleibt aber aus diesem Grund auch der Gedächtniskraft und der individuellen Quellentreue der einzelnen Erzähler oder Berichterstatter verhaftet. Erst die schriftliche Fixierung gibt der Überlieferung allgemeine, objektive Form; sie schützt das zu Überliefernde vor dem Vergessen und macht es Analysen inhaltlicher und sprachlicher Art in geeigneterer Weise zugänglich. Die Tatsache der schriftlichen Formulierung ist dabei bedeutsam sowohl im Hinblick auf eine mögliche Verbesserung oder Erweiterung des Leserverstehens als auch für sprachwissenschaftliche Fragestellungen. Die für die schriftliche Kommunikation ausgeprägten Formen sind gegenüber denen der mündlichen Kommunikation teilweise neu, z.T. zeigt sich eine Strukturveränderung der sprachlichen Mittel, die Ehlich (1994b) systematisch abgeleitet hat (vgl. § 4.6.).

Auch für wissenschaftliche Texte gilt, daß Schriftlichkeit kein unabdingbares Erfordernis ist. In den Erscheinungsformen wissenschaftlicher Kommunikation finden wir manchmal Mischformen. Vorlesung und Vortrag sind häufig konzeptionell und in ihrer wesentlichen Existenzform eine mündliche Darbietung vor einem Publikum, haben aber daneben manchmal eine vorgelagerte und/oder eine nachfolgende schriftliche Existenzform. Sie müssen als partiell mündlich gelten, wenn sie vorher als geschriebener Text konzipiert wurden, wobei die schriftliche Vorlage durchaus unterschiedlichen Charakter haben kann. Je nach der Genauigkeit der Ausarbeitung verschieben sich die Gewichte in Richtung auf Schriftlichkeit oder Mündlichkeit (Brodkey 1987, 5). Bei der Vorbereitung von Kongreßbeiträgen wird oft gleichzeitig eine Ausarbeitung für eine Veröffentlichung vorgenommen, besonders in den Naturwissenschaften. Die Manuskripte der Vorträge sind in der Regel schon auf diesen Zweck hin entworfen und kursieren vorher als "papers" im Kollegenkreis. Die Mündlichkeit des Vortrags ist also nur eine Durchgangsform, und die beiden Existenzformen des Textes stehen in einem komplex bestimmten Verhältnis zueinander, bei dem sich die Gewichte verschieben, je nachdem, wieviel von bestimmten Merkmalen des gesprochenen Textes in die Schriftfassung eingeht. In manchen Fällen werden Charakteristika des Vortrags sogar bewußt beibehalten.²¹ Diese Modifizierungen im Hinblick auf den Vortrag relativieren jedoch nicht die zuvor gemachten Aussagen über die Schriftlichkeit als elementare Bestimmung wissenschaftlicher Texte.

²⁰ Vgl. dazu Jack Goody (1978) *Domestication of the savage mind*, Cambridge, Mass. und E. Havelock (1976) *Origins of Western literacy*. Toronto.

²¹ Der Schwelle zur Mündlichkeit am nächsten scheinen solche Vorträge besonders in den technisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen zu sein, die frei vorgetragene Erläuterungen zu visuell präsentierten Schaubildern und Tabellen enthalten. Dabei ist allerdings im Einzelfall fraglich, ob man von "Text" sprechen kann.

Ein wissenschaftlicher Text ist also auf eigentümliche Weise in die Sphäre des sprachlichen Handelns eingebunden und zugleich davon abgelöst. Als materialisiertes Produkt einer Folge von Sprechhandlungen ist er Teil der wissenschaftlichen Kommunikation innerhalb einer Disziplin oder auch zwischen Vertretern einer Disziplin und der übrigen wissenschaftlichen oder außerwissenschaftlichen Öffentlichkeit. Zugleich ist sein Entstehungszusammenhang aber nicht die Sprechsituation im originären Sinne, also nicht die Unmittelbarkeit direkter Kommunikation, die die Kopräsenz von Sprecher und Hörer verlangt, wie das im Diskurs der Fall ist. Während der Diskurs über die Kombinatorik von Sprechsituationen verstanden werden kann (Ehlich 1991, 141), sind Texte durch eine *Herauslösung aus der Sprechsituation* gekennzeichnet.²² Die Situation, in der der Text produziert wird, fällt zeitlich und räumlich nicht mit der der Rezeption zusammen, der Autor kann nicht einmal sicher sein, ob sein Produkt überhaupt und wenn, zu welchem Zeitpunkt es Rezipienten findet. Die "Sprechsituationsentbindung" (Ehlich 1983a) charakterisiert den Text als Medium der Aufbewahrung von Mitzuteilem, als Vermittlung der getrennten Positionen von Sprecher und Hörer – oder zumindest als Vermittlungsversuch. Sie ist die grundlegende Bedingung, innerhalb derer wissenschaftliche Autoren sprachlich agieren, wenn sie publizieren. Die Vermittlung kann aber natürlich keine Leistung des Textes selbst sein, sondern sie ist eine Leistung von Sprecher und Hörer/Leser, d.h. sie bedarf auf beiden Seiten spezifischer mentaler Operationen. Daraus ergibt sich eine zweifache Bestimmung des Textes: a) als Resultat von sprachlichem Handeln, b) (mit einem Ausdruck von Bühler) als "Sprachwerk".

2.1.3. Text und sprachliches Handeln

Trotz der Trennung von Produktion und Rezeption verlieren Texte nicht ihren Zusammenhang mit dem sprachlichen Handeln. Der Text ist Produkt und zugleich Vermittler des ihm zugrundeliegenden Sprecherhandelns, Vermittler in die zeitlich-räumlich getrennte komplementäre zweite Hälfte der Sprechsituation hinein.

Es ist nun genauer zu prüfen, inwiefern die Sprechakttheorie, als deren Hauptvertreter meist Austin und Searle genannt werden, für die Analyse der Textart Wissenschaftlicher Artikel nützlich sein kann. Die wesentliche Leistung der Sprechakttheorie besteht in der Entwicklung elementarer pragmatischer Kategorien und im Versuch einer Typologie von Sprechakten (z.B. Austin 1962). Searle schrieb aber "bereits im Ansatz die Komponenten eines Sprechaktes auf

²² Text und Diskurs sind also verschiedene Sphären der Kommunikation. Die Discourse Analysis besonders im amerikanischen Forschungszusammenhang macht systematisch keinen Unterschied zwischen Text und Diskurs, wodurch wesentliche Unterschiede der Betrachtung entzogen bzw. implizit für gleichgültig erklärt wurden.

die Äußerung eines Satzes (mit illokutiver Kraft und Proposition) fest" (Rehbein 1988, 1181).²³ Der Satz wiederum wurde bei Searle und später von anderen mit der Assertion – einer sprechhandlungstheoretisch ausgewiesenen Kategorie – mehr oder weniger in eins gesetzt.

Ohne es zu wollen, haben Sprechakttheoretiker damit dazu beigetragen, daß die von ihnen begründete Pragmatik nur den Stellenwert eines zwar für viele an- oder sogar aufregenden, aber letztlich doch nur komplementären Zusatzes zur herkömmlichen Linguistik bekam. Deren Defizite konnten so kaum deutlich, daher auch nicht wirklich beseitigt werden, und das Potential neuer Gedanken und kritischer Gesichtspunkte gegenüber der Tradition konnte nur teilweise entfaltet werden. Eine Folge der theoretischen Begrenztheit war, daß das Konzept "Sprechakt" kaum auf längere Reden, noch weniger aber auf (schriftliche) Texte übertragbar zu sein schien, so daß eine fruchtbare Verbindung von Textlinguistik und Pragmatik zwar von vielen für notwendig erklärt, aber kaum auf überzeugende Weise durchgeführt wurde.

Eine einfache 'Anwendung' der von Austin, Searle und von Grice entwickelten Sprechakttheorie auf Wissenschaftliche Artikel ist auch aus einem anderen Grund nicht möglich. Es handelt sich um das Konstrukt der "Sprecherintention", das zur Beschreibung unterschiedlicher illokutiver Qualitäten genutzt wurde. Zum einen ist sowohl bei Grice wie auch bei Searle ersichtlich, daß die sog. "Intentionen" eigentlich logische Implikationen des Sprecherhandelns sind. Zum zweiten ist der Ausdruck "Intention" durchaus zweideutig: Soll damit die Gewolltheit der Handlung und das Bewußtsein von diesem Wollen bezeichnet werden, wie das alltagssprachlich geschieht? Wie verhält sich dann das mit Intention Gemeinte zur Frage des Zwecks einer sprachlichen Handlung und der Zweckmäßigkeit der verwendeten Mittel, und wie zu ihren Wirkungen (gewollten oder nicht gewollten)? Fällt die Realisierung der Illokution mit der Äußerung bestimmter Ausdrücke und Satzformen zusammen? Sind allen denkbaren "Intentionen" von S komplementäre "Reaktionen" von H zuzuordnen? – Leicht ergeben sich daraus Widersprüche, besonders im Blick auf das Verhältnis von sprachlicher Form und Illokution, weshalb man es z.B. für nötig hielt, auf das inkonsistente Konzept des "indirekten Sprechakts" bei Searle (1980) zurückzugreifen, das u.a. von Motsch/Pasch (1987, 31 ff.) kritisiert wurde.

Auf die Unzulänglichkeit der Intentions-Kategorie macht Stetter (1991, 72) aufmerksam. Stetter weist außerdem darauf hin, daß die Griceschen Beispiele, die meist der mündlichen Kommunikation (oder Briefen) entstammen, einen deutlich anderen Charakter haben als längere schriftliche Texte. Die Angabe einer Intention sei bei den Beispielen von Grice einfach, häufig auch trivial; bei inhaltlich komplexen Texten sei aber weder eine Zuordnung zu einer Intention

²³ Zur Kritik von Austin und Searle siehe auch Ehlich (1986a, 49 ff).

noch zu einer Hörer-Reaktion möglich, nicht einmal auf Textausschnitte bezogen.

Die beschränkte Erklärungskraft der sprechakttheoretischen Termini zeigt sich auch in anderer Hinsicht. So ist die Bezeichnung "Akt" deshalb problematisch, weil sie innerhalb der Sprechakttheorie zweifach gebraucht wurde, nämlich sowohl für vollständige sprachliche Handlungen als auch für deren einzelne Bestandteile, also den *illokutiven*, den *propositionalen* und den *Äußerungsakt*. Dies ist verwirrend und soll hier vermieden werden: Von "Akten" wird im folgenden nur gesprochen, wenn es um Bestandteile sprachlicher Handlungen und nicht um sprachliche Handlungen als ganze geht.

Wenn die historisch und systematisch primäre Bestimmung von Texten die Überlieferung, d.h. die Erhaltung und Tradierung von gesellschaftlich nützlichem Wissen ist, so hat dies sprechhandlungstheoretische Konsequenzen. Zunächst einmal: Texte bestehen aus sprachlichen Handlungen, genauer gesagt aus deren Vertextung. Dabei ist zweierlei zu unterscheiden: Ein monologischer Text besteht aus einer Folge von Sprechhandlungen eines Autors. Dafür benutze ich mit Ehlich/Rehbein (1977b) den Terminus *Sprechhandlungsverkettung*²⁴. Es reicht aber nicht aus, die Kategorie des Sprechers in "Autor" umzutauften, die des Hörers in "Leser", sondern das sprachliche Handeln ist anders zu bestimmen. Da der Text seinem Begriff nach aus dem Zweck der Überlieferung von Wissen entsteht und in den Prozeß der Überlieferung eingebunden ist²⁵, ist die Herauslösung aus der Sprechsituation sein wesentliches Merkmal. Die Aktivitäten von Sprecher und Hörer verteilen sich auf die zeitlich-räumlich getrennten Hälften der Sprechsituation, die damit *zerdehnt* wird (Ehlich 1983a). Für schriftliche Texte ergibt sich daraus eine doppelte Formbestimmung:

- Texte partizipieren einerseits an den "Formkennzeichen des sprachlichen Handelns" (Ehlich 1982, 73), d.h. z.B. Äußerungsakt, illokutiver und propositionaler Akt sind zu unterscheiden. Außerdem ist es für ihre linguistische Beschreibung notwendig, das verbale und mentale Handeln des Autors, aber auch dessen Wirkungen auf den Hörer systematisch mit zu berücksichtigen.
- Zugleich partizipieren die hier zu untersuchenden Texte an der materiell-visuellen Sphäre der Schrift, wodurch dem sprachlichen Handeln ein zusätzlicher Mittelbereich zur Verfügung gestellt wird. Kapitel 4 dieser Arbeit geht darauf genauer ein.

²⁴ Die "*Verkettung*" steht in Opposition zur "*Sprechhandlungssequenz*" mit systematischem Sprecherwechsel.

²⁵ Ehlich (1982, 73): Der Text ist "essentiell auf Überlieferung bezogen".

Zusammenfassung: Texte sind Resultat sprachlichen Handelns und Mittel der Verständigung zwischen räumlich/zeitlich getrennten Aktanten. Durch ihre Herauslösung aus der Sprechsituation erscheinen sie als selbständige, beliebig verfügbare und (drucktechnisch) reproduzierbare Einheiten. Um Texte zu erklären, ist es aber unabdingbar, diejenigen Tätigkeiten des Sprechers wie auch des Hörers zu rekonstruieren, mit denen die Verständigung zustande kommt (oder auch nicht). Die lineare Anordnung von sprachlichen Elementen dient der Überlieferung – im weiteren Sinne – eines komplexen Gefüges von Wissen.

2.1.4. "Sprachwerk"

Wie oben gesagt wurde, ist der Wissenschaftliche Artikel als Text Produkt sprachlichen *Handelns* und besitzt insofern auch bestimmte Merkmale sprachlicher Handlungen (Hartung 1991, 190). Als ein solches Produkt kann er im Sinne Bühlers (1934) "Sprachwerk" genannt werden. Im Unterschied zur Sprechhandlung, bei der

"das Sprechen "erledigt" (erfüllt) ist, in dem Maße, wie es die Aufgabe, das praktische Problem der Lage zu lösen, erfüllt hat,"

ist das Sprachwerk

"entbunden aus dem Standort im individuellen Leben und Erleben seines Erzeugers betrachtbar." (Bühler 1934, 53)

Nun scheint mir zwar, daß Bühlers Identifikation von Sprechhandlung und praktischer Problemlösung zu kurz greift. Wichtig ist aber: Beim Text liegt der Fall vor, daß eine sprachliche Handlung einen Entstehungsprozeß hat, der charakteristische Verzögerungen enthält, die den Äußerungsakt betreffen. Zum Sprachwerk gehört die Bearbeitbarkeit des sprachlichen Materials für die schriftliche Fassung auf eine Verbesserung und Vollendung im Sinne des Sprechers hin.²⁶ Die Verzögerung oder zeitliche Ausdehnung des Äußerungsaktes und seine Revidierbarkeit in der vorläufigen Schrifffassung, beides zusammen bewirkt, daß der propositionale wie der illokutive Akt ausgedehnter, eigener und fremder Reflexion unterworfen werden können. Damit entfallen bestimmte Schwierigkeiten der spontanen diskursiven oder monologischen Rede, z.B. die Notwendigkeit einer schnellen Entscheidung für eine bestimmte Reihenfolge der Abarbeitung, was Levelt (1981) "the speaker's linearization problem" nennt; zugleich ist aber die Bindung der oralen Kommunikation an Empraxie aufgelöst, teilweise oder vollständig. Auch Meyer (1983) ist der Auffassung, daß das Fehlen von "individuell-situativem Kontext" in "situationslosen Texten" Konsequenzen für deren Komplexität hat; so schreibt er schriftlichen

²⁶ Die einschlägigen Anstrengungen hierzu sind Thema mehrerer Untersuchungen über das Formulieren gewesen (z.B. Antos 1982, 1984; Antos/Beetz 1981; Keseling 1993, Becker-Mrotzek 1994, Wrobel 1995).

Wissenschaftstexten generell "eine größere funktionale Dichte" als der Rede zu (a.a.O., 33 f.; ähnlich Cahn 1991, 43). Ehlich (1994b, 20) hebt an schriftlichen Texten deren Abstraktion im Sinne einer "Zurückführung von Sinnlichkeit durch Konzentration und durch Heraushebung einer Dimension der Wahrnehmungstätigkeit" hervor.

Die Herauslösung aus der Sprechsituation ermöglicht dem Autor die Inanspruchnahme der daraus resultierenden Zeitdifferenz als Bearbeitungs- und Herstellungszeit. Sein Text ist planbar und revidierbar bis zu einem vom Autor bestimmten 'letzten Augenblick'. Die Konsequenz ist, daß der Gesamttext (wie seine Teile) unter dem Anspruch steht, *reflektiert* und *verantwortet* zu sein. Die Verantwortung des Autors geht sehr viel weiter als die eines Interaktanten im Gespräch (vgl. § 3.1.6.). Wrobel (1995, 26) weist zu Recht darauf hin, daß der Prozeß der Textproduktion "den neuralgischen Punkt der Gesamthandlung (bildet), an dem über ihr Scheitern oder ihr Gelingen entschieden wird". Zwar stellt sich erst später heraus, *ob* die Handlung gelingt, aber nur während der Textherstellung hat der Autor die Frage des Gelingens in seiner Hand.

Nach Stetter (1991, 70) ermöglicht die Schrift "privates Probehandeln in der Formulierung des Gedankens." Stetter zieht allerdings aus der Doppelnatur des Textes – als Sprechhandlung und Sprachwerk – eine Konsequenz, die ich nicht nachvollziehen kann. Er unterscheidet zwischen dem materiell vorhandenen Text als "Textur", was er mit "toten Buchstaben" assoziiert, und "Text", der "in der Interaktion von Textur und Leser jeweils neu konstituiert" werden müsse (a.a.O., 71). Damit wird, wie mir scheint, der Begriff der Interaktion übertragen auf ein Verhältnis, in dem sich gerade *keine* Interaktanten gegenüberstehen, da die Konstellation der Mündlichkeit nicht gegeben ist und über den Text nicht verhandelt werden kann. Die 'Neukonstituierung' des Textes in Verstehen und Interpretation des je einzelnen Lesers kann nur im Rekurs auf hermeneutische Prinzipien einen Sinn bekommen, nicht aber sprechhandlungstheoretisch, wie Stetter annimmt. Sprachwerk zu sein bedeutet mehr als bloß die materielle Zugänglichkeit des Äußerungsproduktes. Der Sinn, den der Leser – durchaus in aktiver Rekonstruktion des Gemeinten – aus dem Text erschließt, ist in diesem enthalten, wird nicht nachträglich erzeugt. Dies macht den Substrat-Charakter des Textes aus, der ihm als Sprachwerk zukommt.

2.1.5. Zum Verhältnis von Textlinguistik und Pragmatik

Die linguistischen Arbeiten, die sich mit Texten befassen, werden meist unter der Bezeichnung Textlinguistik zusammengefaßt (für einen Überblick vgl. Brinker 1988, Vater 1992, Heinemann/Viehweiger 1991). Bei aller Unterschiedlichkeit dieser Arbeiten läßt sich als kleinster gemeinsamer Nenner die Einsicht in die Notwendigkeit festhalten, Phänomene "oberhalb" der Satzgrenze zu untersuchen; d.h. Texte sind nicht als einfache Aneinanderreihungen von

Zeichen und von Sätzen verstehbar. Die Textlinguistik hat der Pragmatik frühzeitig den Status einer zusätzlichen Fragestellung zugewiesen: *Neben* den klassischen Untersuchungsbereichen der Sprache wie Grammatik und Lexik fand man es hilfreich, auch noch nach den Verwendungsabsichten von Sprechern und den Verwendungsbedingungen von Sprache zu fragen. Pragmatik wurde entweder auf die bloße Performanz verwiesen oder – wie bei de Beaugrande/Dressler (1981, 32) – auf den "Bereich von PLÄNEN und ZIELEN". In den folgenden Paragraphen gehe ich auf mehrere Analyseweisen ein, die an sich selbst die Forderung eines pragmatischen Vorgehens stellen. Ich versuche, so kurz wie möglich Differenzen herauszuarbeiten, um mit diesen Abgrenzungsversuchen noch deutlicher zu machen, welche Prinzipien ich für wesentlich halte.

2.1.5.1. "textintern" vs. "textextern"

Die Unterscheidung zwischen "textinternen" und "textexternen" Beziehungen, die von Gülich/Raible (1977) eingeführt wurde, hat, wie ich meine, einigen theoretischen Schaden angerichtet. Sie rechnet zum Text selbst alles, was an seiner Oberfläche sichtbar wird, aber nur soweit, wie diese Oberfläche von den klassischen Teil-Disziplinen Syntax, Semantik, Lexik, Grammatik und Phonetik/Phonologie²⁷ behandelt wird. Als "extern" gilt andererseits alles, worauf referiert wird, und auch das, was mit dem Vorwissen oder Weltwissen von S und H sowie mit der Sprecherintention zu tun hat (vgl. Vater 1992, 82).

Diese Aufspaltung ist problematisch, denn eine semantische Betrachtung von Texteinheiten, die nicht zugleich nach den Gründen für die Auswahl eben dieser Einheiten für eben diesen Text fragen soll oder will, ist von vornherein unvollständig und bleibt relativ abstrakt. Das, was seit Gülich/Raible als "textintern" gilt, hat nämlich mehr mit den generellen semantischen Qualitäten zu tun; die Funktionalität innerhalb des je konkreten Texts kommt gar nicht unbedingt ins Blickfeld. Selbstverständlich sind Aussagen darüber nur möglich in Verbindung mit Annahmen über bzw. Rückschlüssen auf mentale Prozesse bei Sprecher und Hörer. Da es sich aber gerade und nur um diejenigen mentalen Prozesse handelt, die mit der Produktion und Rezeption des betreffenden Textes verbunden sind, hat man es hier nicht mit 'Textexternem' zu tun, sondern mit relevanten Entstehungsgründen und mit Verarbeitungsprozessen, deren Erkenntnis und Beschreibung mehr über den Text sagen kann als eine nicht-pragmatische semantische und syntaktische Beschreibung.

²⁷ Vater (1992, 80) spricht z.B. von "phonologischer Kohäsion" in Texten und meint damit z.B. Reim, Metrik, Intonation. Es besteht die Gefahr, daß die Merkmale gesprochener und geschriebener Sprache zu sehr vermischt werden.

Zur Konkretisierung dieses Einwands kann man die sog. "kohäsionslosen Fachtextsorten" heranziehen, mit denen sich Gläser (1985) beschäftigt. Gemeint sind Lexika, Glossare, aber auch Indices, Kataloge und Listen. Um die Bezeichnung "Fachtext" dafür zu rechtfertigen, will Gläser – im Anschluß an andere Textlinguisten wie Plett und Schmidt – den Kohärenzbegriff differenzieren in eine textsyntaktische, eine textsemantische und eine textpragmatische Kohärenz, wobei die

"pragmatische Kohärenz, die auf der Sachverhaltskenntnis der Kommunikationspartner beruht", die fehlende textsyntaktische und textsemantische Kohärenz kompensieren kann: "Textpragmatische Kohärenz ist begründet in der Person des emitierenden oder perzipierenden Kommunikationsteilnehmers. Dieser ergänzt (substituiert) auf Grund seines Vorwissens (Präsuppositionen) vorhandene Textlücken und schafft dadurch eine kohärente Textfolge ..." (Gläser, 1985, 8)

Diese Bestimmung hat den Charakter eines Balanceaktes: Kohärenz ist 'eigentlich' eine notwendige Eigenschaft von Texten, liegt aber bei den fraglichen Texten nicht vor. Der Widerspruch besteht, kurz gesagt, darin: Der Text ist von sich aus *nicht* kohärent, weshalb er in der Rezeption kohärent *gemacht* wird (dies ist seine pragmatische Kohärenz), d.h. eine "extern" hergestellte Kohärenz soll einen "internen" Mangel kompensieren. Aus der Vermutung heraus, daß die genannten Textarten von ihren Nutzern in einer funktional eingeschränkten Weise als Träger von Überlieferung aufgefaßt werden, scheint mir aber die 'Zutat' von Kohärenz im üblichen Sinne nicht erforderlich zu sein: Aufnahme und Verstehen des Wissens können mithilfe einer textartspezifisch genormten Reduktion der Darstellung gelingen, soweit das Wissen über z.B. die Listenform beim Leser mental präsent ist.

Mir scheint, daß solche Widersprüche ihre Ursache darin haben, daß die Situationsentbindung, d.h. auch: die materielle Eigenständigkeit von Texten, durch Vertreter der Textlinguistik in einer falschen Weise ernst genommen wird. Die Alternative dazu ist, die mentalen Prozesse – Voraussetzungen und Folgen – von S und H nicht sporadisch, sondern *systematisch* in die Analyse hereinzuholen.

Generell kann man sagen: Die Perspektive der Textlinguistik auf ihr Untersuchungsobjekt ist durch die Externalisierung der Pragmatik in ungünstiger Weise geprägt worden. Ausgeblendet wurde die gesellschaftliche Qualität, die in der Handlungseinbindung von Texten erkennbar ist, an der sprachlichen Oberfläche aber nicht sichtbar wird.²⁸

²⁸ "Die Betrachtung von Texten als autonomen Größen, deren Bezug zur gesellschaftlichen Wirklichkeit ihnen äußerlich ist, ist an der bloßen Oberfläche, an dem, was unmittelbar sichtbar ist, orientiert und nimmt sich dadurch eine Möglichkeit, das sprachliche Phänomen "Text" in seinen Dimensionen auch nur zu sehen, geschweige denn angemessen zu analysieren." (Ehlich 1979, Bd. 1, 429 f.)

Es hat aber durchaus Versuche gegeben, eine pragmatische Vorgehensweise für die Textanalyse zu konzipieren, z.T. auch für empirische Untersuchungen einzusetzen. Drei davon werden im folgenden kurz kommentiert.

2.1.5.2. Die fachsprachliche Textlinguistik

Eine frühe Tradition der Fachsprachenforschung ist die Funktionalstilistik. Gemäß deren Terminologie betrachtet Beneš (1969, 230) die Wissenschaftliche Abhandlung als "Stilgattung". Das erscheint mir aus zwei Gründen problematisch: Zum einen ist "Stil" ein eher diffus und wechselnd bestimmtes Konzept (vgl. Schröder 1995), wobei häufig die individuelle Art zu schreiben im Vordergrund steht (Gauger 1988); zum anderen kann die Besonderheit der Textart nur erfaßt werden, wenn man nicht nur inhaltliche und formale Bestimmungen klärt, sondern auch das gesellschaftliche Bedürfnis, das ihr zugrundeliegt, beschreibt. Fragt man mit Rehbein (1981) nach der pragmatischen Rolle des Stils, so hat der Stil seinen Ort dort, wo in der Realisierung eines Handlungsmusters eine sprachliche Anpassung an die "jeweilige(n) Konstellation des Handelns" stattfindet, wobei spezifische Standards berücksichtigt werden. Zusätzlich kommen hierbei individuelle Unterschiede in der Realisierung ins Spiel (a.a.O., 23). Stilistische Phänomene können also bei einer Untersuchung des Wissenschaftlichen Artikels durchaus ins Blickfeld treten, besonders bei einer Korpusanalyse, aber nicht innerhalb der *Begriffsbestimmung* der Textart.

Die Fachsprachenforschung, die noch in der Bestandsaufnahme von Drozd/Seibicke (1973) weitgehend Terminologielehre war, hat in der Folge eine "pragmatische Wende" vollzogen, die stark mit einem anderen Phänomen verbunden ist, das mit der fast schon 'stehenden' Formulierung "Hinwendung zum Fachtext" bezeichnet wird.

"Die Hinwendung zum vollständigen Fachtext ist eine folgerichtige Entwicklungsetappe ihrer (der Fachsprachenforschung) Theoriebildung, nachdem der notwendige theoretische Vorlauf und eine breite Basis empirisch gesicherter Fakten auf den Ebenen der Morphologie (...), der Lexik (...) und Syntax (...) gewonnen werden konnten." (Gläser 1985, 2)

Damit scheint es sich anzubieten, die vorliegende Untersuchung, die als Material ebenfalls vollständige Fachtexte benutzt, im Gesamtzusammenhang der Fachsprachenforschung anzusiedeln. Das ist aus mehreren Gründen nicht geschehen. Die Erläuterung dieser Gründe ist hier nur in aller Kürze möglich, unter Verweis auf weithin akzeptierte Verfahren und Kategorien der Fachsprachenforschung, also unter Verzicht auf mögliche weitere Differenzierungen.

Das Konzept der Fachsprache als einer in einem "fachlich begrenzten Kommunikationsbereich" verwendeten *Sprache* (Hoffmann 1988, 116)²⁹ ist eigentlich eine verbale Hilfskonstruktion, mit der sich metaphorisch deutlich machen läßt, daß innerhalb solcher Kommunikationsbereiche eigenständig motivierte sprachliche Entwicklungen stattgefunden haben, die unter funktionalen Gesichtspunkten erklärbar sind. Die Art der Funktionalität ist dabei sprachextern, weil – pauschal gesagt – auf Bedürfnisse der Fachkommunikation bezogen. Der metaphorische Charakter der Bezeichnung "Fachsprache" wird deutlich, wenn man deren Dimensionen vergleicht mit dem, was ihr als "Gemeinsprache" oder "Gesamtsprache" (Hoffmann) gegenübergestellt wird. Weder die Fachgebundenheit bestimmter Lexeme noch die Gebrauchshäufigkeit bestimmter sprachlicher Mittel in Fachtexten sind ein hinreichendes Argument dafür, eine oder auch viele fachliche "Sprache(n)" als quasi eigenständige Systeme gegen die Gemeinsprache festzuhalten. Pörksen spricht in bezug auf die Naturwissenschaften zu Recht von einer "gleitenden Skala", auf der die Grenze verlaufe: Ein Ausdruck wie "Widerstand" kann auf einer solchen Skala sowohl an den Extrempunkten als auch an dazwischenliegenden Punkten eingetragen werden (1984, 87 f.).

Angesichts dieses in seiner Heuristik (von Hahn 1983, 64) nur begrenzt nützlichen Konzepts ist erstaunlich, daß seit etwa 20 Jahren immer wieder über 'das Verhältnis von Fachsprache und Gemeinsprache' debattiert wurde (z.B. Kalverkämper 1980, 1993). Bei aller Problematisierung wird damit doch der Anschein einer selbständigen Existenz von Fachsprachen aufrechterhalten, was einer Hypostasierung gleichkäme. Das gilt auch für Kalverkämpers Vorschlag, die Fachsprachen nicht als "Subsprachen" der Gemeinsprache aufzufassen, sondern – mit dem Argument, daß sich in beliebigen Texten und Diskursen oft fachsprachliche Anteile feststellen lassen, – die Fachsprache als die eigentlich primäre, überall aufzufindende Sprache aufzufassen³⁰ (Kalverkämper 1990, 112 ff.). Das gleichbleibende Grundanliegen ist offenbar das der Zuweisung von sprachlichen Merkmalen zu einem entweder fachlichen oder gemeinsprachigen *Mittelrepertoire*.

Ein ähnliche Verdinglichung liegt vor, wenn verschiedene Modalitäten des Sprachgebrauchs z.B. in einem Labor, einer Werkstatt, einem Lehrbuch o.a. als "Schichten" der Fachsprache aufgefaßt werden. Zugrundeliegen dürften systemlinguistische Vorbilder (vgl. Brüner 1993, 731).

²⁹ Die Formulierung stammt aus der bekannten "Definition" von Hoffmann: "Eine Fachsprache ist die Gesamtheit aller sprachlichen Mittel, die in einem fachlich begrenzten Kommunikationsbereich verwendet werden, um die Verständigung zwischen den in diesem Bereich tätigen Menschen zu gewährleisten."

³⁰ Kalverkämper schlägt eine Skala der Fachsprachlichkeit vor, mit deren Hilfe sich jedem sprachlichen Produkt ein bestimmter Grad an Fachsprachlichkeit zu- und nachweisen läßt.

Die Tendenz zur Abstraktion wirkt sich auch mehr oder weniger stark auf die angewandte Forschung aus. Zwar ist eine große Menge und Vielfalt an nützlichen Untersuchungen vorgelegt worden. Nicht selten zeigt sich aber, daß die Forschungsfrage nicht die notwendige Offenheit aufweist³¹, sondern zugespitzt wird auf die Frage, ob und in welchem Grad *Fachsprachlichkeit* zu erkennen ist, welche Wörter und Strukturen als repräsentativ dafür gelten können. Auch wenn dies für enzyklopädische und lexikographische Fragen von Bedeutung ist³², so findet doch dabei eine Abtrennung vom sprachlichen Handeln statt: Im Mittelpunkt des Interesses steht ein noch zu konstruierendes sprachliches (Teil-)System. Eine pragmatische Analyse würde dagegen kein System präsupponieren, sondern das Interaktionsgeschehen untersuchen.

Die Abtrennung vom sprachlichen Handeln zeigt sich auch in der Fachtextlinguistik. Von Hoffmann stammt der methodische Vorschlag der "kumulativen Textanalyse". Darunter versteht er

"die Integration aller wichtigen distinktiven Merkmale auf den einzelnen Ebenen der sprachlichen Hierarchie in absteigender Richtung von den Makrostrukturen und Vertextungsmitteln über die Syntax und die Lexik bis hin zu den grammatischen Kategorien und den sie repräsentierenden Morphemen." (Hoffmann 1988, 128)

Eine solche Art der Analyse kann dazu verleiten, über einen Text eine sehr große Menge an Daten zu ermitteln, ohne aber angeben zu können, welche davon wichtig sind, außer dem Kriterium des quantitativ "dominanten" Auftretens. Die Hierarchie-"Ebenen" können ganz getrennt vom sprachlichen Handeln, damit auch von mentalen Prozessen bei Sprecher und Hörer, untersucht werden, um – eventuell – nachträglich Beziehungen zu "sozialen Variablen" oder zur "Kommunikationsintention" herzustellen. Auch bei Satzger (1993, 314) führt die intendierte pragmatische Analyse nicht zur Kategorie der Sprechhandlung, sondern er faßt den Text als "ein komplexes sprachliches Zeichen" auf, das zu einer "komplexen Handlung" in *Beziehung* gesetzt werden muß.

Ein letzter Vorbehalt betrifft die weithin übliche Subsumtion von Wissenschaftssprache unter die Kategorie der Fachsprache. Die Fachsprachenforschung will Merkmale und Gesetzmäßigkeiten beschreiben, die auf die Sprache bzw. die kommunikative Praxis in bestimmten Berufen oder Berufsfeldern, gesellschaftlichen Bereichen, Institutionen (rechtliche, medizinische u.a.), im Handwerk, in der Wirtschaft und/oder in einem wissenschaftlichen Fach zutreffen. Die wissenschaftliche Kommunikation scheint aber grundlegend andere

³¹ Eine offene Frage ist nach meiner Vorstellung gegeben, wenn Zweckgerichtetheit und Art des Einsatzes sprachlicher Mittel in bestimmten Kommunikationsbereichen untersucht wird.

³² Für solche Zwecke müssen tatsächlich Grenzen zwischen Fachwörtern und gemeinsprachlichen Wörtern gezogen werden, die im übrigen nicht selten zu revidieren sind, je nach dem Bekanntheitsgrad von Fachwörtern, von denen manche den Übergang in gemeinsprachige Wörterbücher gemacht haben.

Aufgaben zu haben als die vorher genannten. Wissenschaft vollzieht sich in gesellschaftlich anerkannten Verfahren der Wissensgewinnung, die von vornherein eng mit sprachlichen Verfahren verbunden sind. Die Wissenschaftssprache ist historisch gewachsenes *Sediment* der Wissensarbeit, zugleich aber auch die sprachliche *Form*, in der sich diese vollzieht (Ehlich 1995, 341). Es geht insofern um mehr und anderes als eine aufzählbare Menge von Bezeichnungen z.B. für die sachlich/persönlichen Elemente einer besonderen Berufspraxis, die zwar auch Niederschlag von Fachwissen und Erfahrung sind und die fachliche Verständigung erleichtern, aber keine operative Größe im Fach darstellen.

Daraus resultiert, daß die Frage nach der Funktionalität sprachlicher Mittel für die Wissenschaftssprache viel größere Dimensionen annimmt: Die Verfahren der Wissensgewinnung und -überlieferung müssen detailliert und empiriebezogen beschrieben werden; allgemeine fachsprachenlinguistische Ergebnisse können nicht ohne weiteres darauf übertragen werden. Daher schien es für die vorliegende Untersuchung auch nicht sinnvoll, mit der Kategorie "Fachsprache" zu beginnen, zumal die hier untersuchten Prozeduren bisher außerhalb des Interessengebietes der Fachsprachenforschung liegen. Die Korpusuntersuchung hat allerdings gezeigt, daß die Vorkommen der phorischen Prozedur nicht fachunabhängig sind (Kap. 7).

2.1.5.3. Die "Funktional-kommunikative Textbetrachtung"

Die ostdeutsche und osteuropäische Linguistik ist auf ihre Weise der Frage nach textkonstitutiven Merkmalen nachgegangen. Die Funktionalstilistik von Beneš und anderen hat dafür Vorbildwirkung gehabt. Elemente davon werden als "Funktional-kommunikative Sprachbeschreibung" weitergeführt von Hengst, Hoffmann, Gläser, Baumann, Weise u.a. Hier kam die Forderung auf, Texte und Textarten im Zusammenhang mit der jeweiligen "gesellschaftlichen Sphäre der menschlichen Tätigkeit" zu sehen (Gvenczadze 1983, 401), was als Vorhaben sinnvoll ist. So wurden "soziale Variablen" (Hoffmann 1987) eingeführt, daneben, als ebenfalls "externe Variable", die jeweilige "Kommunikationsabsicht". Beide Arten von Variablen galten als textdeterminierende Faktoren. Gegen die Auflistung von sozialen Bedingungen als Faktoren ist freilich einzuwenden, daß ihre tatsächliche Relevanz für einen Text im Einzelfall ermittelt werden muß und nicht einfach durch ein methodisches Vor-Urteil unterstellt werden darf. Das gilt umso mehr, als die z.B. bei Hoffmann (1988, 147-150) aufgezählten sozialen "Variablen" m.E. sehr heterogen sind; sie spiegeln gängige sozialwissenschaftliche Einteilungskriterien wider, ohne daß jeweils ein begründeter Zusammenhang mit Fachtexten aufweisbar wäre.

Gegen die angenommene Determinante "Kommunikationsabsicht" ist einzuwenden, daß sie zu zirkulärer Argumentation führen kann: Da sie im Normalfall

nicht unabhängig vom Text festzustellen, sondern nur aus diesem abzuleiten ist, kann sie auch nicht als Determinante im strengen Sinne gelten.

Die "funktional-kommunikative Textbetrachtung" ("FKS") wurde auf diesem Hintergrund hauptsächlich in und zur Zeit der ehemaligen DDR entwickelt und eingesetzt³³. Möhn/Pelka (1984) und einige andere westdeutsche Autoren haben das Verfahren übernommen. Ziel war es, Texte und Textteile mit Hilfe von sprachlichen Indikatoren auf die ihnen inhärenten "Kommunikationsverfahren (KV)" hin zu untersuchen. Kommunikationsverfahren werden erläutert als

"geistig-sprachliche Operationen zum Ausdruck der verschiedenartigen (rationalen, emotionalen, voluntativen) Bewußtseinsinhalte des Sprechers unter dem Aspekt einer dem Gegenstand und der Kommunikationsabsicht angemessenen sachbedingten und sachgemäßen sowie partnerwirksamen Sprachgestaltung" (Schmidt/Stock 1977, 41).

Zugleich wurde eine absichts- und textbezogene Systematisierung der Kommunikationsverfahren versucht.³⁴ Z.B. dienen KV wie Erlauben, Empfehlen, Überzeugen, Untersagen der Absicht "Aktivieren". Zugrundegelegt wurde die verbreitete Einteilung in "Textsorten". Daneben werden "Texttypen" unterschieden, die die Merkmale sprachlicher Handlungen oder Handlungskomplexe tragen; so wird z.B. ein darstellender Text dem Texttyp "expositorisch" zugeordnet. Mehrfach wurden auch wissenschaftliche Texte auf diese Weise untersucht, wobei allerdings methodische Probleme auftraten (vgl. Pötschke 1993, 99 ff.).

Für die "Textsorte Zeitschriftenaufsatz" stellt Weise (1985, 25) die folgende "Struktur" vor:

" narrativ (Zusammenfassung)
+ deskriptiv (experimenteller Teil)
+ argumentativ (theoretischer Teil)."

Gegen dieses hier beispielhaft zitierte Strukturschema möchte ich drei Einwände vorbringen.

1. Ausgangspunkt (und zugleich Beleg) für die Zuordnung sind die Vorkategorisierungen, die von den Schreibern selbst vorgenommen wurden, entweder durch entsprechende Überschriften, durch illokutive Selbstqualifizierungen oder aber durch weniger direkte Hinweise auf klassische oder zumindest bekannte Einteilungsschemata. Ohne nun diese Schemata daraufhin zu untersuchen, ob sie die illokutiven Qualitäten des sprachlichen Handelns abbilden – ich vermute, daß das nicht der Fall ist –, wird eine

³³ Die von W. Boeck abweichend als "kommunikativ-funktionale Sprachbetrachtung (KFS)" bezeichnete Richtung (z.B. von Gläser, Weise, Weber) wird hier nicht unterschieden.

³⁴ Nach Ansicht von Schröder (1989) ist das aber nicht gelungen, da weder die Definition noch Anzahl und Art der KV einheitlich waren.

Gleichsetzung vorgenommen, die sich nur auf kommunikatives Alltagswissen berufen kann (z.B. die eingeführte Unterscheidung von Beschreibung und Argumentation). Andererseits fragt sich, warum ein Autor sich im experimentellen Teil, der bekanntlich der Darstellung von Ablauf und Ergebnissen eines Experiments dient, auf beschreibende Äußerungen beschränken sollte. Die Verbindung zwischen Textteilen und Handlungstypen ("Texttypen") ist hier wie auch sonst eher vage und schlecht begründet.

2. Daß eine Zusammenfassung "narrativen" Charakter hat, ist zu bestreiten. Die Differenz von Beschreiben und Berichten hat Rehbein (1984) gezeigt. Die Differenz zwischen Erzählen und Zusammenfassen scheint mir noch größer zu sein. Weinrich (1989) und Kretzenbacher (1994) haben zudem darauf hingewiesen, daß Narration in wissenschaftlichen Texten nur als außergewöhnlicher Fall vorkommt.³⁵ Kretzenbacher vermutet dahinter sogar ein "Tabu".
3. Die Benennung von dominanten KV sieht für den "deskriptiven Texttyp" bei Weise (1985) genauer so aus: "Beschreiben (Definieren, Charakterisieren, Veranschaulichen)". Allenfalls für das Definieren kann man an einzelne sprachliche Handlungen denken; für die anderen Tätigkeiten ist noch nicht einmal klar, ob es sich dabei um eine Teilmenge der dem Muster "Beschreiben" zuzurechnenden Handlungen handelt. Was mit "Charakterisieren" und "Veranschaulichen" gemeint ist, ist noch stärker der Alltagssprache verhaftet, also weniger theoretisch ausgearbeitet, als das beim "Beschreiben" und "Definieren" der Fall ist.

Als schematisch und inadäquat erscheint die Einteilung besonders bei geisteswissenschaftlichen Texten. Solche Texte,

"die zumeist in der Darstellungsart nicht nur beschreibend und berichtend, sondern auch argumentativ und evaluativ sind, scheinen sich durch eine besondere Komplexität in der Vertextung auszuzeichnen, der eine TA im Sinne der FKS nicht gerecht wird." (TA=Textanalyse) (Schröder 1989, 178)

Schröder stellte an Texten eines eigenen Korpus darüber hinaus fest, daß gelegentlich sprachliche Indizien für ein KV wie "Begründen" oder "Schlußfolger" auftreten, ohne daß tatsächlich begründet oder geschlußfolgert wird.

"Durch Einsatz rhetorisch-stilistischer Mittel sollte der Leser vielmehr dahingehend beeinflusst werden, diese Textstellen als (wissenschaftliche) Begründung und Schlußfolgerung zu internalisieren ... " (a.a.O., 179).

³⁵ Im empirisch-analytischen Teil dieser Arbeit wird deutlich, daß auch im Rahmen des Musters Assertieren Sprechhandlungen narrative Merkmale haben können, allerdings nie in einer Zusammenfassung.

Dies zeigt, daß die FKS sich nicht eigentlich mit Handlungsmustern befaßt, sondern nur mit vereinzelt Oberflächenmerkmalen solcher Muster. Rehbein (1988, 1184) zufolge handelt es sich bei der FKS

"nicht um eine pragmatische Theorie im eigentlichen Sinn, sondern um einen Versuch, pragmatische Komponenten in eine "Text-Semantik" einzubeziehen, wobei von einer Analyse der Realstrukturen des Textes weitgehend abstrahiert wird."

2.1.5.4. Die "Formale Pragmatik"

Petöfi (1981, 142) erhebt den Anspruch, Vertreter einer "formalen Pragmatik" zu sein. Er schreibt der formalen Analyse den Vorteil zu,

"eine hinreichend fundierte (mit anderen, vor allem mit der Methodologie formaler Wissenschaften vergleichbaren) Methodologie zu erarbeiten und zu praktizieren." (1981, 143)

Es bestehen aber begründete Zweifel, daß die Methodik mathematischer und naturwissenschaftlicher Fächer dem Gegenstand der Sprachwissenschaft angemessen ist. Somit besteht der Verdacht, daß die Bevorzugung einer formalen Methodologie auf einer allgemein wissenschaftstheoretisch, nicht auf einer sachlich (d.h. im Gegenstand) begründeten Entscheidung beruht. Auf Nachteile einer solchen Orientierung hat z.B. Krafft (1987, 22) aufmerksam gemacht.

Es gelingt Petöfi m.E. nicht zu zeigen, daß die formale Analyse relevante Erkenntnisse über Sätze und Texte erbringt. Was Petöfi vorführt, ist, daß zu den in seinen Augen vorbildhaften Methoden analoge Regeln konstruiert und auf Texte angewendet werden *können*. Im Rahmen der Konzeption einer Textgrammatik setzt er sich mit der Existenz von nicht formalen "Kohärenz-Relationen" auseinander und bewältigt dieses Problem durch eine 'Übersetzung' in eine andere Frage, nämlich die nach den Methoden der Erstellung eines Lexikons, welches das zum Verstehen nötige Allgemeinwissen repräsentiert. Damit nimmt er eine Reduktion vor, die einen rein methodologischen Vorteil hat: Sie erbringt ein "Teilinstrumentarium der Theorie", das "vollständig kontrolliert" werden kann (Petöfi 1981, 148). Sein Modell der Textinterpretation (Petöfi 1989) beschränkt sich darauf, eine Reihe von zusammenwirkenden "Faktoren" in Schemata zu erfassen – Faktoren, die allerdings auf weitgehenden Abstraktionsprozessen beruhen. Eine Vielzahl von Pfeilen dient eher der Suggestion als der Illustration von "Beziehungen", wobei die Art dieser Beziehungen auf dem angestrebten Abstraktionsniveau weder formal noch qualitativ konkret beschreibbar wären.³⁶ Vertreter dieser Methodologie kom-

³⁶ Nach Einzelheiten der Modellkonstruktion zu fragen – 'Was wirkt wie auf das Textverstehen, und warum ist das so?' – würde an deren Erklärungsanspruch ernsthaft rütteln.

men deshalb kaum darüber hinaus, "basic questions"³⁷ zu formulieren, die man irgendwann klären müßte.

Das Erkenntnisprogramm dieser textlinguistischen Richtung besteht also in der Frage, wie man möglichst abstrakt die konkreten Verhältnisse diverser Momente der kommunikativen Realität – mithilfe ihrer Reduzierung auf „Faktoren“ – beschreiben könnte. Petöfi versucht also, mentale Voraussetzungen und Prozesse bei der „Konstruktion“ und „Interpretation“ von Texten so zu schematisieren und zu einfachen Größen zu machen, daß die (graphischen) Modelle den Anschein erwecken, einen Mechanismus abzubilden. Wenn z.B. Isenberg (1976) eine Art Rechenverfahren für "Intentionsstrukturen" vorstellt, bei dem Variablen für S, H und alle involvierten Sachverhalte und Gegenstände auszufüllen sind, so vermute ich, daß eine solche Darstellung weder Inhalte noch Intentionen erklärt, diese vielmehr derart zerlegt, daß sie auf die Idee eines Kalküls beziehbar werden. Eine Textlinguistik im KI-Format wird daraus dennoch nicht.

2.1.6. Zur Bestimmung von Textarten

2.1.6.1. Textsorte vs. Textart

Die textlinguistische Forschung seit Beginn der 70er Jahre hat sich sehr eindeutig und schnell auf den Terminus "Textsorte" (text sort) festgelegt. Sie folgte damit dem Sprachgebrauch der angelsächsischen Linguistik, die "sort" zum Terminus erhoben hatte. Die Einführung eines neuen Ausdrucks anstelle des traditionsreichen Gattungsbegriffs war zum einen Bestandteil und Zeichen des oben angesprochenen Paradigmenwechsels: Weg von der philologischen Textbetrachtung mit ihrer besonderen Bindung an literarische Texte, hin zur linguistischen und soziologischen Analyse von "Gebrauchstexten", ihren Funktionen und Gestalten. Diese notwendige Neuorientierung soll hier nicht in Frage gestellt werden. Wohl aber ist der Ausdruck 'Textsorte' selbst auf seine Eignung zu befragen. Zwar schien er in den Anfängen eine geradezu ideale Terminologiebildung zu sein (Ehlich 1990, 21), weil der Ausdruck in wissenschaftlichem Zusammenhang noch nicht aufgetreten, also so konkurrenzlos neu wie Fragestellung und Objekt war. Eine Adaptation der Kategorie 'Gattung' verbot sich gerade wegen der Opposition gegen den bisherigen Umgang der Literatur-

³⁷ Ein Beispiel ist die Frage, "to what extent and in what way the significans component determines the construction of the dictum, and the significans and the dictum together determine the construction of the other sub-components of the signification component" (Petöfi 1989, 6), die ganz 'unschuldig' zugibt, über die präsupponierten Determinationszusammenhänge eigentlich gar nichts zu wissen.

wissenschaft mit Texten. Daher konnte der öffentliche Gebrauch der Ausdrücke 'Text' und 'Textsorte' auch gruppenkonstituierend wirken.

Ein Problem ergibt sich dann, wenn man nach der "funktionalen Etymologie" (vgl. Ehlich 1994a) von "Sorte" fragt, die in die aktuell noch feststellbaren Konnotationen eingegangen ist. Ehlich (1990, 26) faßt seine Rekonstruktion der Etymologie von "Sorte", die sich im Deutschen anders als im Englischen darstellt, folgendermaßen zusammen:

"Das Kombinationspotential wie der semantische Ort des Ausdrucks sind geprägt von einer Spur des Übertragungsprozesses, wie sie durch die Übernahme im *Handels-Zusammenhang* ausgebildet wurde. In ihr erhält sich das Element des *Willkürlichen und Zufälligen*, das für diesen Übertragungsprozeß von der früheren (lateinischen) Geschichte des Ausdrucks her als zweite starke semantische Spur bestimmend ist." (Hvg. i.O.)

Zur Erläuterung sei auf den aus dem Italienischen entlehnten Ausdruck "Warensorte" verwiesen. Was eine Sorte einer beliebigen Ware kennzeichnet, ergibt sich einerseits aus der manchmal sehr kurzlebigen Gliederung der industriellen Produktionsarten, andererseits aus Lager- und Werbegesichtspunkten des Handels. Beide Faktoren sind der Ware äußerlich und können unabhängig von ihren Eigenschaften wechseln. Ähnliches gilt z.B. für Devisensorten.

Zur Kennzeichnung von konstitutiven Textmerkmalen, d.h. als Ausdruck für eine begriffliche Unterscheidung, ist daher das deutsche Wort "Textart" besser geeignet, denn "Art" ist ein allgemeiner Ausdruck zur Bezeichnung der Klassenzugehörigkeit, wobei es auf die Eigenschaften der klassifizierten Sache selbst ankommt. *Daß* es darauf ankommen soll, ergibt sich auch aus den Erläuterungen zum Thema "Textsorten" (Brinker 1985, 118 ff.; Gläser 1985, 5). Der alternative Ausdruck "Art" wird im Wörterbuch von Pfeifer et al. mit "Eigentümlichkeit, Wesen, Gewohnheit, Verhalten" umschrieben. Seine Etymologie ist weniger klar als die von "Sorte"³⁸, umso deutlicher ist aber seine Leistung, die man als klassen- bzw. typenbildend kennzeichnen kann. Grundlage der Klassenbildung ist explizit die Eigenart der Sache.

Aufgrund dieser Überlegungen zur Semantik der Ausdrücke 'Sorte' und 'Art' wird in dieser Arbeit im folgenden von Textarten gesprochen.³⁹

³⁸ Während bei Pfeifer eine Weiterentwicklung von ahd. "art" 'das Pflügen, der Ackerbau' bzw. mhd. 'bebautes, bearbeitetes Land' hin zu nhd. "(angeborene) Beschaffenheit, Eigenart" angenommen wird, bestreitet Werner Hackel (1995, 69) den Zusammenhang der neuhochdeutschen und der alt- bzw. mittelhochdeutschen Bedeutungen.

³⁹ Im Rahmen der Übersetzungswissenschaft existiert noch ein anderer Gebrauch von "Textart", bei dem das Unterscheidungsmerkmal in "dem Kanal oder den Kanälen (liegt), über den bzw. die sie übertragen werden"; Göpferich (1995, 58) nennt beispielhaft "Bildtext", "verbalen Text", "gesprochenen Text".

2.1.6.2. Ansätze zu einer Texttypologie

Als Beispiel für eine Texttypologie aus dem angelsächsischen Bereich kann Bibers mehrfach beschriebenes und weiterentwickeltes "five-dimensional model of variation" (Biber 1989, 3) dienen. Biber grenzt Texttypen deutlich von "genres" ab, die durch außerlinguistische Kriterien gegeben seien. Er legt dagegen Wert auf eine Typologie, die Texte – er verwendet zwei größere Korpora des Englischen – anhand lexikalischer und syntaktischer Merkmale einteilt. Das bedeutet, daß die Textoberfläche mit Hilfe sprachstatistischer Methoden untersucht wird. Ein grundlegendes methodisches Problem sehe ich darin, daß ein quantitativ erfaßtes Merkmal, z.B. die Zahl bestimmter Modalisierungen ("possibility modals"), noch keine Antwort auf die Frage gibt, ob die betreffenden Formen in den verschiedenen Texten und Textarten funktional gleichwertig sind. Unabhängig von diesem allgemeinen Problem der Sprachstatistik für linguistische Zwecke ist zu prüfen, ob Bibers Ergebnisse für den Zweck der vorliegenden Untersuchung wertvoll sein können. Das ist m.E. nur sehr begrenzt der Fall.

Die von Biber angenommenen fünf Dimensionen sind die folgenden:

1. Involved versus informational production
2. Narrative versus nonnarrative concerns
3. Explicit versus situation-dependent reference
4. Overt expression of persuasion
5. Abstract versus non-abstract style

In bezug auf diese Dimensionen erfolgte eine auf Kookkurrenzen beruhende Cluster-Analyse, wobei sich ergab, daß wissenschaftliche Artikel (subsumiert unter "Academic Prose") zu vier von den angenommenen insgesamt acht Texttypen gerechnet werden können:

- Scientific exposition
- Learned exposition
- General narrative exposition
- Involved persuasion

In diesen Zuordnungen spiegeln sich inhaltliche und stilistische Unterschiede, z.B. daß ein großer Teil der naturwissenschaftlichen Texte sich durch "extreme technical content and style" auszeichnet, viele sozialwissenschaftliche Artikel dagegen durch "the more 'learned' presentation of information" (Biber 1989, 28), z.T. auch durch "an active, non-abstract style" (a.a.O., 29).

Es mag sich als Nachteil auswirken, daß Biber sich ein sehr hohes Ziel gesetzt hat, nämlich das, *alle* englischen Texte – gesprochen oder geschrieben – demselben Beschreibungs- und Einteilungsverfahren zu unterwerfen. Dafür wurden sowohl ziel- als auch stilrelevante Merkmale eingesetzt, deren Auszählung zwar

zu Clustern führte, die aber nur sehr grob funktional beschrieben wurden. Die jeweiligen Kommunikationsziele wurden für die Typenbildung nicht herangezogen. Eine relativ große Anzahl von Texten konnte den Texttypen zudem nur "peripher" zugeordnet werden. Somit ergibt sich zwar eine Differenzierung gegenüber früheren, allzu groben Oppositionen z.B. von informierenden und unterhaltenden Texten; es scheint aber nicht vorgesehen zu sein, die Stilunterschiede weitergehend zu erklären. Insgesamt wirkt eine solche Typologie vor allem dann nicht befriedigend, wenn es gerade um die differenzierte Beschreibung einer Textart geht.

Nach Sandig (1972, 113) sind "Textsorten sozial genormte komplexe Handlungsschemas", die in der kommunikativen Kompetenz von Sprechern verankert sind. Dies ist genauer als andere Bestimmungen von Textarten als "types" und Texten als zugehörigen "tokens" (van Dijk 1972). Darin bleibt es nämlich manchmal rätselhaft, wie Textart und Text zusammengehören. Z.B. sind nach Frier/Labrousse

"Textsorten als types steuernde, begrenzende Kräfte der Kodierung und Bezugsgrößen der Dekodierung." (1978, 10)

Die Rede von "Kräften" klingt psychologisch, vermittelt aber nur sehr unklare Vorstellungen über die wirklichen psychologischen Abläufe; zudem kann das Verfassen und Verstehen von Texten nicht als "Kodierung/Dekodierung" beschrieben werden, da "Kodierung" eine äußerliche Zuordnung von Bedeutungen zu Zeichen beinhaltet. Die angesprochene Steuerung und Begrenzung bezieht sich aber nicht auf Zeichen, sondern auf Textstrukturen.

Sandig stellt auch eine Forderung für eine Theorie der Textarten auf: Diese müsse "verwendbar sein in einer Soziolinguistik" (ebd.), womit sie u.a. meint, daß Textarten nach ihrer "sozialen Relevanz" beschrieben werden sollen. Dem ist grundsätzlich zuzustimmen (vgl. auch Schlieben-Lange 1988). Insofern als Texte auf repetitive Elemente der menschlichen Praxis bezogen sind, 'lebt' ihre Bedeutung von ihrer Einbindung in die gesellschaftliche Praxis. Ich vermute, daß die Struktureigenschaften einer Textart umso klarer ausgebildet und umso mehr verallgemeinert sind, je höher ihre soziale Relevanz ist. Damit ist aber zunächst nur ein sehr allgemeines Kriterium zur Unterscheidung von Texten benannt.

Sowohl seitens der Fachsprachenforschung als auch der Textlinguistik wird seit einiger Zeit immer wieder die Forderung nach mehr oder weniger umfassenden Texttypologien aufgestellt (vgl. Göpferich 1995). An verschiedenen Stellen sind Grundsätze und methodische Prinzipien dafür entwickelt und diskutiert worden. Ein grundlegendes Problem dieser Texttheorie scheint darin zu bestehen, daß eine Typologie analog zur literaturwissenschaftlichen Gattungstheorie leicht in einen Zirkel verfällt: Gesucht sind Kategorien, die dem Handeln der Sprecher/Schreiber als Vorbild zugrundeliegen, es regelhaft anleiten; zugleich

ist eine solche Regel nur abstrahierbar aus den Handlungsprodukten individueller Sprecher. A priori ist unklar, ob bestimmte sprachliche Merkmale eines Textes 'gattungstypisch' sind oder nicht. Solange allgemein einer bestimmten Gattungstheorie und deren Festlegungen gefolgt wird, kann man individuelle Texte und Äußerungen subsumieren. Andererseits kann das Recht zu einer solchen Subsumtion durch eine andere Gattungstheorie bestritten werden. Die Grundlage dieses Zirkels ist eine wirkliche Doppelnatur von Texten: Ihr Autor versucht im allgemeinen (bewußt oder nicht bewußt), den ihm bekannten Vorgaben zu entsprechen, um z.B. einen Brief zu schreiben oder ein Gedicht zu verfassen. Die Art und Weise, wie er dies tut, kann von anderen als konventionell und regelentsprechend akzeptiert werden; weist der Text aber abweichende Merkmale auf, können die Interpreten sie entweder als Regelverletzung beurteilen oder aber als begrüßenswerte (z.B. schöpferische) Erweiterung der bisher als gültig anerkannten "Konventionen". Für eine Literaturwissenschaft, die sich der Historizität ihres Gegenstands bewußt ist, dürfte dies eigentlich kein Problem bedeuten; wohl aber für eine Gattungstheorie, die allgemeingültige Raster und Schemata sucht.⁴⁰

Ein zweites, ebenso grundlegendes Problem von vorhandenen Texttypologien möchte ich als Versäumnis kennzeichnen: Alltagssprachliche Textarten-Benennungen werden in die Typologie-Konstruktion hineingenommen, ohne deren zugrundeliegende Gesichtspunkte zu analysieren und ohne die getroffenen Unterscheidungen in wissenschaftlicher Weise zu rekonstruieren, was ihre Kritik und u.U. auch Revision beinhalten würde. Stattdessen gehen die Klassifikationsversuche – bei Frier/Labrousse (1979) werden einige davon (z.B. Glinz, Sowinski, Kern, Werlich) dargestellt – offenbar so vor sich, daß man auf die Suche nach möglichst allgemeinen Textmerkmalen wie "monologisch – dialogisch", "mündlich – schriftlich" (vgl. z.B. Sandig 1972) geht, die eine Gruppierung und Hierarchisierung der Textvielfalt ermöglichen.⁴¹ Damit weiß man aber noch sehr wenig über die jeweilige Textart.⁴² Was fehlt, sind nicht nur weiterführende empirische Untersuchungen, sondern auch die Klärung grundlegender pragmatischer Fragen, etwa welche gesellschaftlichen Zwecke mit einer

⁴⁰ Ein Beispiel für ein solches Denkverfahren findet man bei Frier/Labrousse (1979). Sie vergleichen mehrere "klassifikatorische Ansätze" hinsichtlich ihrer Eignung dafür, Textsorten zu unterscheiden, und kommen zu einer weitgehend negativen Bewertung. Als einzigen Ausweg sehen sie "einen (sic!) Bezugs-korpus von Textsorten (...), der so zusammengestellt ist, daß eine Analyse die wesentlichen Unterschiede des Sprachgebrauchs sichtbar machen kann." (1979, 32) Um aber ein in diesem Sinne zweckmäßig vorstrukturiertes Korpus zu bekommen, müßte allerdings die zu gewinnende Heuristik bereits vorhanden sein!

⁴¹ Da solche Merkmale nicht systematisch ermittelt werden, können Frier/Labrousse sich auch für die Zukunft keine überzeugenden Lösungen vorstellen: "Die bestehenden Ansätze sind (...) kaum an einer effektiven Gemeinschaftslösung interessiert." (1979, 32)

⁴² Sandig selbst erwartet von den Merkmalen nur "grobe Textcharakteristika", nicht "die internen Strukturen von Textsorten" (1972, 122).

bestimmten Textart realisiert werden, welche Handlungsmuster und welche Typen von Sprechhandlungen in einer Textart regelmäßig oder nur ausnahmsweise vertextet, in schriftlicher Form realisiert werden.

2.1.6.3. "Textmuster" Wissenschaftlicher Artikel?

Innerhalb der Textlinguistik tritt der Ausdruck "Muster" in einer spezifischen Bedeutung auf, die von der Verwendung im Sinne von 'sprachliche Handlungsmuster' differiert. Gemeint ist ein "Textsortenmuster" (Püschel 1994, 129) d.h. ein "Bildungsmuster" im Sinne entweder einer idealtypischen Vorstellung von einem normgerechten Artikel oder im Sinne von "Textkompositionsregeln" (Agricola 1976, 14). Eine Textsorte ist nach Gläser (1985, 5)

"ein historisch entstandenes, gesellschaftlich akzeptiertes, produktives und in der Regel empirisch beherrschtes Textbildungsmuster zur geistig-sprachlichen Verarbeitung eines komplexen Sachverhalts."

Auch Sandig und andere haben vorgeschlagen, mit der Bezeichnung "Textmuster" zu arbeiten. Ein Textmuster ist Sandig (1983, 92) zufolge dem "gesellschaftlich ausgearbeiteten Zweck" eines Handlungsmusters zuzuordnen und besteht aus einem "Regelkomplex", der das Gestalten von Texten "nach einer Textsorte" ermöglicht.

Es geht bei diesen Konzepten von "Muster" offensichtlich um den formalen und inhaltlichen Aufbau von Texten – im Sinne dessen, was van Dijk (1980, 128 ff.) "Superstrukturen" genannt hat –, zu dessen Planung ein bestimmtes Gattungswissen der Autoren erforderlich ist. Oben war allerdings von Mustern in einem anderen Sinne die Rede: Wenn gesagt wird, daß in Texten Handlungsmuster realisiert sein können (vgl. dazu Kap. 3), geht es um gesellschaftlich ausgearbeitete Handlungskonfigurationen, die unter bestimmten Bedingungen – wenn der Zweck der Überlieferung hinzukommt – textuell umgesetzt werden. Ein Text realisiert in bestimmten Fällen den Zweck eines Handlungsmusters, z.B. ein Entschuldigungsbrief. Andere Texte können wesentlich komplexer aufgebaut sein. Die in der Funktionalen Pragmatik eingeführte Kategorie des Handlungsmusters (Ehlich/Rehbein 1986) möchte ich von dem Konzept "Textmuster" trennen, weil mit letzterem vor allem sekundäre und Oberflächen-Merkmale erfaßt werden.⁴³ Beides gehört zum Gattungswissen von Schreibern: der grundlegende Zweck und die Kenntnis der zweckmäßigen sprachlichen Mittel, daneben die Kenntnis von "Kompositionsregeln". Die textlinguistische Muster-Vorstellung hat also mit der Textart oder Gattung⁴⁴ zu tun, ihr fehlt

⁴³ Sandig meint zwar den pragmatischen Begriff des Handlungsmusters, bringt ihn aber m.E. zu unvermittelt mit den Oberflächenstrukturen zusammen.

⁴⁴ Weinrich (1995b, 158) stellt die Beziehung so her: "... Textsorten oder fast möchte ich sagen literarischen Gattungen, in denen die Wissenschaftler nach den Konventionen ihrer Disziplinen ihre Ergebnisse bekanntgeben oder lehren."

aber die pragmatische Grundlegung. Eine Übernahme in den Zusammenhang der vorliegenden Arbeit würde zu Widersprüchen führen.

In Abgrenzung zu einem Handlungsmuster sehe ich in der Textart Wissenschaftlicher Artikel eine Großform des sprachlichen Handelns (Rehbein 1988, 1182), die in zweckmäßiger Weise strukturiert und sprachlich konturiert ist. Es gibt darin aber – anders als im Diskurs – keine interaktionalen Phasierungen und Abläufe, sondern eine lineare Abfolge von Sprechhandlungen, die noch genauer zu bestimmen ist.

2.1.7. Konsequenzen für die Textartbestimmung

In Kapitel 2 wurde bisher über vorhandene Ansätze und Modelle der Textlinguistik berichtet, aus denen sich häufig auch ein Vorschlag für eine Texttypologie ergeben hat. Fragen der Texttypologie werden in bezug auf Fachtexte ausführlich in Göpferich (1995, 58 ff.) erörtert. Sie plädiert für einen empirisch-induktiven Ansatz, bei dem "textinterne" und "textexterne Kriterien" berücksichtigt werden, um die verschiedenen kommunikativen Funktionen von Texten erfassen zu können (Göpferich 1995, 70 f.). Dies sei aber nicht theoriefrei möglich; sie schließt sich daher Ehlichs Forderung (Ehlich 1986a, 69) an:

"Die Entwicklung von Klassifikationen und Typologien des sprachlichen Handelns ist nicht abstrakt, sondern nur in einem Wechselprozeß von *Empirie* mit *linguistischer Theoriebildung* möglich."

Dies ist zu unterstützen, gerade auch gegenüber den Versuchen, Taxonomien oder Modelle "theoretisch-deduktiv" zu konstruieren. Zwar läßt sich, wie z.B. in § 2.1.5.4. deutlich wurde, mit gelegentlichen Rückgriffen auf Beispiele zeigen, daß das Modell *anwendbar* ist; die Beliebigkeit⁴⁵ vorab konstruierter Modelle ist durch Empirie nicht revidierbar, wenn bloße Subsumtion stattfindet. Man entkommt der Beliebigkeit nur, wenn es gelingt, eine theoretische Basis für eine typologische Einordnung und Bestimmung in der Vermittlung mit empirischer und gegebenenfalls historischer Forschung zu finden.

Ich versuche dies im folgenden in bezug auf die hier thematische Textart durch eine Annäherung auf verschiedenen Wegen. Basis ist einerseits der Textbegriff selbst, andererseits der gesellschaftlich ausgearbeitete Zweck der Textart, von dem in Kapitel 3 die Rede sein soll. Wesentliche Hinweise darauf lassen sich aber vorher schon aus einer genaueren Betrachtung dessen gewinnen, was in der Bezeichnung der Textart und in ihrer Geschichte deutlich wird. Kapitel 2 führt zu einer ersten Begriffsbestimmung der Textart, Kapitel 3 erweitert diese.

⁴⁵ Satzger (1987, 96): Nach Sichtung und Vergleich von ca. 40 (sic!) Typologisierungsansätzen war es nur schwer möglich, auf der Basis der genannten Textcharakteristika Gruppen zu bilden, "da die Unschärfen und Überschneidungen in der Terminologie erheblich sind".

2.2. Entstehung und Vorformen des Wissenschaftlichen Artikels

2.2.1. Die Bezeichnung "Artikel"

Fragt man nach der Bedeutung der Bezeichnung "Artikel", so ergibt sich eine möglicherweise überraschende Vielfalt. Im Wörterbuch von W. Pfeifer et al. (1989) findet man einleitend die folgende Aufzählung von Bedeutungen: "Warengattung, Abhandlung, Gesetzesabschnitt, Geschlechtswort". Erst die Etymologie macht deutlich, wie es zu diesem heterogenen Bild kommen konnte. Zugrunde liegt nach einhelliger Darstellung der Wörterbücher das Diminutivum "articulum" zu "artus" – 'Gelenk, Glied'. Die Abstammung aus dem Lateinischen ist auch heute noch erkennbar und bereitet Schulkindern regelmäßig Rechtschreibprobleme. Dennoch scheint "Artikel" eher ein Lehnwort als ein Fremdwort zu sein, einmal wegen des relativ frühen Zeitpunkts der Übernahme (15. Jahrhundert), zum anderen wegen der Einbindung in mehrere semantische Felder, in denen es von den meisten deutschen Sprechern problemlos beherrscht wird. Letzteres verweist darauf, daß es nicht *eine* Entlehnung gab, sondern mehrere gesonderte Entlehnungen für jeweils spezifische Zwecke einer gesellschaftlichen Sphäre.

Bereits im 15. Jahrhundert war "articul" bzw. "artikel" in der deutschen Kanzleisprache allgemein eingeführt als Bezeichnung für einen Abschnitt eines Vertrags oder Gesetzestexts. Die Kanzleischreiber expandierten offenbar die Verwendung des Wortes auf Abschnitte oder Teile beliebiger Texte, mit denen sie es zu tun hatten (Heyne 1905). Z.B. verstand man unter einem "Artikelsbrief" die Dienstordnung, auf die die Landsknechte schwören mußten. Form und Inhalt (Prinzipien, Gesetze, Regeln) scheinen miteinander zu verschmelzen. Adeling spricht bereits von den "Glaubensartikeln" als den "wesentlichen Lehren der Religion". Es findet also zugleich ein Verallgemeinerungsprozeß weit über das juristische Gebiet hinaus statt. Im Wörterbuch von Lexer findet sich zwar 1872 (1970) die Bedeutungsangabe "abschnitt eines schriftstücks", eine Synonymie von "Abschnitt" und "Artikel" hat sich aber daraus nicht entwickelt. Das hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß die ursprünglich bezeichneten Abschnitte z.B. in einem Vertrag inhaltlich und formal stärker selbständig und abgegrenzt sind (z.B. durch die Numerierung) als die nur semiotisch abgetrennten Abschnitte in anderen Textarten. Zugleich sind Artikel unselbständig gegenüber einem sachlich-funktionalen Textganzen oder Textgefüge.

Die Verankerung des Ausdrucks im ökonomischen Bereich verdankt sich einer Entlehnung aus dem Französischen, die etwa am Ende des 17. Jahrhunderts stattfand. "L'article", das war damals und ist heute noch für Kaufleute die einzelne Ware, ein beliebiger Handelsgegenstand. Ein Übergang zu dieser Nut-

zung des Ausdrucks läßt sich ableiten aus der vorhergehenden sprachlichen Praxis, neben Vertragsartikeln auch Posten in einer Warenrechnung als Artikel zu bezeichnen (Kluge 1989). Abgesehen von diesem vermutlichen Übertragungsprozeß entwickelte sich der ökonomische Wortgebrauch vollkommen getrennt von dem textbezogenen weiter.

Parallel zu der juristischen Verwendung wurde das Wort "Artikel" als grammatischer Terminus benutzt, der freilich eine wesentlich ältere Tradition hat (griechisch = $\alpha\rho\theta\rho\nu\nu$). Bereits die griechische Sprachbetrachtung kannte das 'Redeteilchen', noch heute als "Partikel" eine Stütze der grammatischen und linguistischen Terminologie. Die lateinische Schulgrammatik des Mittelalters setzte bei den "partes orationis" an, die Donatus im 4. Jh. auf acht festgesetzt hatte, und ergänzte die großen Wortklassen der Nomen und Verben durch die kleine der Artikelwörter. Diese wurde später mit der deutschen Bezeichnung "Geschlechtswörter" belegt. Adelung (1793) kritisierte das als irreführend. Er plädierte für die "alte fremde Bezeichnung" Artikel, da diese wenigstens keinen "falschen Begriff" nahelege. Ihm mußte diese Unterscheidung wichtig sein, da er selbst die Funktion des Artikels als Angabe der "Art und Weise der Selbstständigkeit der Substantive" beschrieb, was der 'Gelenk'-Funktion des Artikels sicher eher entsprach als der Ausdruck "Geschlechtswort".

Im 18. Jahrhundert wurde dann offenbar zum erstenmal von "Artikel" im Sinne von 'kleinere Abhandlung', 'Zeitschriftenaufsatz' gesprochen. Brockhaus/ Wahrig (1980) erläutern "Artikel" auch jetzt noch als "kleiner Aufsatz", obwohl es m.E. fraglich ist, ob die ursprüngliche diminutive Qualität der Bezeichnung noch anhaftet. Was die Wörterbucheinträge angeht, so ist es erstaunlich, daß sich ein entsprechendes Lexem weder im Grimmschen Wörterbuch⁴⁶ noch bei Campe (1969) findet. Das sprachwissenschaftliche Wörterbuch von J. Knobloch (1986) kennt "Artikel" nur in seiner grammatischen Bedeutung; offenbar wird nur diese (auf immerhin 5 Textseiten) für sprachwissenschaftlich bedeutsam gehalten.

Eine etwas andere Entwicklungslinie wird mit dem Stichwort "Abhandlung" charakterisiert. Diese Textart-Bezeichnung hatte ihren Ursprung im 17./18. Jh., in dem viele Abhandlungen erschienen⁴⁷. Damit war zumeist eine selbständige buchartige Veröffentlichung, allerdings von geringem Umfang, gemeint. Wenn Brinkmann (1971, 862) anstelle der Bezeichnung Wissenschaftlicher Artikel den Ausdruck "Abhandlung" verwendet, so deckt sich dies mit dem heutigen

⁴⁶ Das dürfte mit dem in der Einleitung hervorgehobenen Willen zu tun haben, der "ausländerei und sprachmischung ... keinen vorschub" zu leisten (Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854, Bd. 1, xxviii)

⁴⁷ Bekannte Beispiele sind die Rousseauschen Abhandlungen, von denen zwei zugleich Preisschriften waren.

Sprachgebrauch einiger Periodika; auch einer der in dieser Untersuchung verwendeten naturwissenschaftlichen Texte stammt aus der Rubrik "Abhandlungen". In dem Wort "Abhandlung" ist eine Bedeutungskomponente enthalten, die auch in die Bedeutung von "Artikel" eingegangen ist: 'ein Thema abhandeln' impliziert eine gründliche und systematische Behandlung, wobei ein resultativer Aspekt durch die Vorsilbe "ab-" eingebracht wird.

Den heutigen Gebrauch der Bezeichnung "article" im angelsächsischen Bereich kann ein Ausschnitt aus Sager/Dungworth (1980, 150) deutlich machen ⁴⁸ :

"Artikel" ist eine umfassende Bezeichnung für jeden veröffentlichten Text oder Textteil, der zusammen mit anderen Texten in einer einzelnen Veröffentlichung erscheint. Sie charakterisiert daher eher die Textumgebung als den Text selbst und stellt keine selbständige Form dar. Ein Artikel kann ein gesonderter numerierter Eintrag in einem Verzeichnis sein, so wie Vereinsartikel und Gesetzesartikel, ein einzelner Text einer bestimmten Länge im journalistischen Bereich, so wie ein Hintergrundartikel, ein Essay oder ein Zeitungsbericht, ein Zeitschriftenartikel, ein Dokumentarbericht. Daneben bezeichnet das Wort in umfassender Weise die einzelnen Texte, die den Hauptteil fach- bzw. themenspezifischer Periodika bilden; in diesem Fall wird oft von "wissenschaftlichen Artikeln" gesprochen. Aber selbst dann bleibt die Einordnung absichtlich vage, und wissenschaftliche Artikel können Essays oder Berichte oder hybride Formen sein."

Den Autoren ist zuzustimmen, daß mit dem Wort "article" heute keine inhaltlich und formal genau bestimmbare und abgrenzbare Textart bezeichnet wird. Das gilt für das deutsche Wort "Artikel" gleichermaßen. Wie ein Artikel jeweils beschaffen ist, hängt in erster Linie von dem *Texttyp* ab, den er mitkonstituiert: Der Texttyp 'Gesetzestext' setzt sich aus ganz anderen Artikeln zusammen als der Texttyp 'Zeitung'⁴⁹ (der in sich noch stark differenziert ist); dieser wiederum unterscheidet sich deutlich von der Wissenschaftlichen Zeitschrift. Die Einordnung eines Textes als Artikel ist aber dennoch als Abgrenzung gegenüber einer Fülle anderer Textarten geeignet: Artikel sind offenbar nur diejenigen Texte, die den sachlich-informativen Kern einer Veröffentlichung bilden. Um sie herum können andere Textarten arrangiert sein, in der Tageszeitung z.B. Werbung, in wissenschaftlichen Zeitschriften Rezensionen, Tagungsberichte, Kurznachrichten, Ankündigungen etc.

Bis hierher wurden mit Hilfe von Wörterbüchern einige Informationen über die Bedeutungsentwicklung und -komponenten des Ausdrucks "Artikel" gewonnen. Für das Interesse an der Textart festzuhalten sind als offenbar wesentliche Merkmale:

- die Schriftlichkeit;

⁴⁸ Die Übersetzung wurde von mir erstellt.

⁴⁹ Ehlich (1989) hat gezeigt, daß die Tageszeitung als Texttyp sich in besonderer Weise durch ein eigenes deiktisches Bezugssystem konstituiert.

- die inhaltlich-formale Geschlossenheit und relative Selbständigkeit des Artikels in einer Umgebung von anderen Artikeln;
- die historische Verschiebung vom juristisch-religiösen Bereich hin zum Wissensbereich generell.

Um zu genaueren Bestimmungen der Textart Wissenschaftlicher Artikel zu kommen, ist die Bedeutungsbeschreibung nicht ausreichend. Weitere wichtige Gesichtspunkte ergeben sich aus einer wissenschaftshistorischen Betrachtung der Entwicklung der Textart.

2.2.2. Vorformen des Wissenschaftlichen Artikels

Die Formung und historische Veränderung wissenschaftlicher Textarten ist ein wichtiger Bestandteil des historischen Prozesses der Wissenschaftsentwicklung selbst. Es stellt sich daher die Frage: Wann und wodurch fand innerhalb dieser Entwicklung eine Ausarbeitung einzelner Textarten statt? Die Frage verdient genauere Untersuchungen, als sie hier möglich sind.

Wissenschaftliche Artikel sind – bezogen auf die deutsche und europäische Geschichte wissenschaftlicher Publikationen – keineswegs von Anfang an vorhanden. Anfänge wissenschaftlicher Literatur findet man bereits in mittelalterlicher Zeit. Die gegebene Form der Veröffentlichung war das Buch. Beispiele sind das 1540 in Venedig erschienene Werk "Pirotechnica" und Agricolas "De re metallica" (1556, deutschsprachig 1557). Giesecke (1992; auch Cahn 1991) hat nachdrücklich auf Zusammenhänge zwischen der Entwicklung der Drucktechnik und der Verbreitung wissenschaftlicher Literatur hingewiesen, die bis in einzelne sprachliche Formen hinein Konsequenzen hatten. Es fragt sich also, ob die Drucktechnik mehr als eine allgemeine Bedingung für die Ausbildung von Wissenschaft war. Raible argumentiert gegenüber McLuhan und Eisenstein dafür, daß

"Gutenberg's invention presents itself much more as a necessary consequence than as an 'agent of change' in the domain of literacy." (Raible 1994, 8)

Er stimmt aber zu, daß die Erfindung des Buchdrucks eine Reihe von kulturellen und sozialen Konsequenzen hatte. Giesecke schreibt der Drucktechnik als allgemeine Wirkung eine – auch als solche empfundene – Vergesellschaftung "von zuvor privaten Wissensbeständen" zu (1992, 302). Im einzelnen habe im 15. Jahrhundert für und durch die drucktechnische Verbreitung eine Standardisierung sowohl des Wahrnehmens⁵⁰ als auch der sprachlichen Mittel der Beschreibung stattgefunden, um beides nachvollziehbar zu machen. Laut Giesecke ist schon in dieser Phase der Literatur der mittelalterlichen "Künste"

⁵⁰ Besonders die Perspektivenlehre hält Giesecke für sehr bedeutsam in ihren Wirkungen auf wissenschaftliches Denken.

medizinischer oder technischer Art eine Herausbildung gattungsspezifischer "unterschiedliche(r) Linearisierungsprinzipien" zu beobachten (1992, 289). Ehlich (1994b, 28) weist zusätzlich auf die allmähliche Verschriftlichung der Rhetorik hin, die zur Ausbildung einer "Kunst des richtigen Schreibens" führte. Olson (1994) fragt noch allgemeiner nach dem Zusammenhang zwischen Schreiben und Wissenschaft; er konstatiert eine "scientific revolution in the 17th century", kann diese aber nur sehr vermittelt auf die Ausbreitung des Schreibens, d.h. eigentlich auf eine neue Art des Lesens von Texten zurückführen (a.a.O., 656).

Wenn man bedenkt, daß nach Schlaffer und Ludwig (vgl. Ludwig 1988, 150 f.) die Trennung zwischen der weitgehend auf die Mündlichkeit reduzierten deutschen Sprache und ihrer schriftlichen Form, die immer noch mit der lateinischen Sprache verwachsen war, erst im 18. Jahrhundert endgültig vollzogen war, kann es nicht erstaunen, daß es auch in der Herausbildung von wissenschaftsbezogenen Textarten Brüche und Diskontinuitäten gab, wie im folgenden deutlich wird.

Eine Textart, die dem Wissenschaftlichen Artikel entspricht oder mit ihm vergleichbar ist, existierte im Mittelalter nicht. Noch im 15. und 16. Jahrhundert sind nur wenige Texte "fachinterner Kommunikation" (Möhn/ Pelka 1984), also schriftlicher Kommunikation unter Vertretern eines Faches über fachliche Inhalte, nachgewiesen (Döring 1989, 37); allenfalls die *quaestiones disputatae* können als solche gewertet werden (s.u.). Dasselbe gilt für die Renaissancezeit, was mit dem Selbstverständnis der Renaissance-Gelehrten zusammenhängt. Sie waren Universalisten, "die allerlei wissenschaftliche Interessen in unerwarteter Weise miteinander kombinierten" (Kristeller 1975, 223 f.), begünstigt dadurch, daß die heute selbstverständliche Trennung und Aufteilung verschiedener Fach-Disziplinen noch kaum vollzogen war. Zugleich fehlte das heute von jedem Wissenschaftler geforderte und verbreitete Bewußtsein von der Notwendigkeit kooperativer Arbeitsteiligkeit: Gelehrte waren an Wissen interessierte Individuen, geprägt durch ihre persönliche Bildungsgeschichte. Was sie zu sagen und zu schreiben hatten, war folglich auch nicht als Beitrag zum Fortschritt von Wissenschaft als einem kollektiven Unternehmen zu verstehen, sondern eher als Dokumentation ihrer persönlichen Erkenntnisfortschritte, z.T. auch als Bekenntnis zu einer philosophischen oder moralischen Idee. Für die Zeit der Aufklärung gilt dasselbe mit Modifikationen, denn eine Profilierung und Verselbständigung von Disziplinen war in dieser Zeit schon deutlicher erkennbar.⁵¹ Timm (1973) siedelt die Anfänge einer ernstzunehmenden

⁵¹ "Solange Wissenschaft lediglich in Begriffen fortschreitet und in erster Linie systematische Begründungen und kulturellen Konsensus erzeugen soll und will, ist eine Vervielfältigung der Begriffe und Systeme durch wissenschaftliche Öffentlichkeit eher störend, da sie die Sicherheit und Brauchbarkeit des Wissens beeinträchtigt." (van den Daele/Krohn 1975, 231)

den Wissenschaft in Europa in der Phase des Humanismus an: In dem Maße, wie humanistisch gebildete Beamte den früheren geistlichen Beratern vorgezogen wurden, kann man, so meint er, von einer aufkommenden neuzeitlichen Verwaltung sprechen (Timm 193, 85). Die Weiterentwicklung der Wissenschaft im 17. Jh. verlief aber nur in kleinen Schritten: Die "Revolution", von der manchmal gesprochen wird, bezieht sich auf Fortschritte in wenigen und abgegrenzten Bereichen wie der Astronomie und der Navigation, für die neue Geräte geschaffen wurden (a.a.O.).

Die seit dem Mittelalter in der wissenschaftlichen Literatur eingeführten Textarten waren laut Kristeller (1975) das Lehrbuch, der Kommentar, die Quaestio und der Traktat. Der Kommentar scheint darunter die historisch am weitesten zurückreichende Textart zu sein, er wurde vom griechischen Altertum übernommen und bis weit über das 16. Jh. weitergeführt. Es handelte sich meist um eine schriftliche Fassung einer Vorlesung. Die Quaestio als die zweite grundlegende scholastische Textart beruht stärker auf mündlicher Rede und Auseinandersetzung. Sie war organisiert als Argumentation mit Rede und Gegenrede, zum Zweck der Problementfaltung; in den Promotionsverfahren des Mittelalters spielte die Quaestio die Rolle des Nachweises dialektischer Wendigkeit im Umgang mit Gegenargumenten (J. Miethke 1991, 32). Bei den heute noch erhaltenen Quaestio-Texten ist allerdings z.T. unklar, ob sie von Beginn an schriftlich waren oder ob ihnen ein Gelehrten-Diskurs vorausging.

In Hinsicht auf die eristischen Charakteristika dieser Textart, die durchaus auch die Form einer "systematischen Untersuchung" annehmen konnte (ebd., 29) kann die Quaestio als eine frühe Vorform des Wissenschaftlichen Artikels betrachtet werden. Ehlich (1993, 28) hat an heutigen Textbeispielen eine "eristische Struktur" wissenschaftlicher Texte im deutschen Sprachraum als Grundstruktur herausgearbeitet, deren Grundlagen im wissenschaftlichen Diskurs in seinen spezifischen historisch gewachsenen Ausprägungen in Europa zu sehen sind.

Die Humanisten bevorzugten andere Textarten, wie den Vortrag bzw. die Rede und den Essay; sie vernachlässigten die Form der Quaestio, Kristeller zufolge "aus Abneigung gegen die Disputation" (1975, 229). Auch gewannen Dialoge und Briefe an Bedeutung. Diese neuen Textarten kennzeichnen die Humanisten als Literaten, denen es nur selten um eine strenge wissenschaftliche Form ging. Die Reden, von denen viele überliefert sind, waren Gelegenheitsprodukte, die durch Anlaß und Einfallsreichtum des Redners geprägt waren. Aber in dieser Phase entwickelte sich zunehmend ein "hochgebildetes Laienpublikum" in verschiedenen europäischen Ländern (Kristeller 1975, 235), das an gelehrten Schriften interessiert war. Der Verbreitungsgrad einzelner humanistischer Schriften konnte daher sehr groß sein. Daneben und weitgehend unberührt davon existierte die spätmittelalterliche Universitätsgelehrsamkeit weiter, solange

die Prinzipien scholastischer Wissenschaft nicht wirklich in Frage gestellt wurden. Als neue Textart wurde im Spätmittelalter der Traktat entwickelt, dessen Stil sich von den Humanistenschriften deutlich abhob:

"Sie (die Autoren) legen auf literarische Eleganz keinerlei Wert und bedienen sich hingegen einer äußerst differenzierten Terminologie und Beweismethode, die dem Laien oft unverständlich sein mußte." (Kristeller 1975, 229)

Zilsel (1976) zufolge befaßten die Scholastiker sich mit der rationalen Aufarbeitung von "widersprüchlichen mythologischen Traditionen der Vergangenheit" (1976, 54). Nicht sie, sondern die "höheren Handarbeiter (Künstler, Ingenieure, Wundärzte, die Hersteller nautischer und musischer Instrumente ...)" waren die Pioniere des kausalen Denkens, die auch experimentell arbeiteten – lange Zeit allerdings, ohne daß sie über eine methodische intellektuelle Schulung verfügten.

"Die Wissenschaft wurde geboren, als mit dem Fortschritt der Technologie die experimentelle Methode schließlich die sozialen Vorurteile gegen die Handarbeit besiegte und von rational geschulten Gelehrten übernommen wurde." (ebd., 49)

Eine solche Vereinigung von Kompetenzen fand etwa um 1600 statt und spiegelt sich in den Schriften z.B. von Bacon, Gilbert und Galilei.⁵² Zugleich war es erforderlich, daß eine "Trennung zwischen den Bezugswelten Religion, Literatur, Wissenschaft" (Steger 1984, 190) vollzogen wurde. Beides zusammen war die Grundlage, daß sich der Charakter der wissenschaftlichen Tätigkeit dem heutigen annähern konnte.

Wichtige Veränderungen der wissenschaftlichen Literatur wurden im 17. und 18. Jahrhundert möglich durch die Gründung von Akademien als einer Art von nationalen Gelehrtenesellschaften, angeregt und beeinflußt von Bacon. Durch sie fand eine Konzentration vereinzelter wissenschaftlicher Anstrengungen und Leistungen statt. Im Jahre 1664 wurden zum erstenmal die Proceedings der Royal Society of London herausgegeben, andere Akademien folgten bald; in Berlin wurde 1700 die Berliner Akademie der Wissenschaften von Leibniz gegründet. Die Herausgabe von Zeitschriften war eine der ersten Aufgaben dieser Vereinigungen. 1665 wurde in Paris die erste Nummer des "Journal des Savants" veröffentlicht. So kam es in ganz Europa zu einer ersten Institutionalisierung von Formen wissenschaftlicher Öffentlichkeit. Ein wichtiges Organ war die Zeitschrift "Philosophical Transactions", die bis ins 20. Jahrhundert hinein eine der angesehensten Fachzeitschriften blieb. Die Bezeichnung "Fachzeit-

⁵² Allerdings zeigt eine genauere Betrachtung, daß das Verhältnis von wissenschaftlicher und technischer Entwicklung kompliziert ist. Welchen Beitrag die Wissenschaft in der Zeit von 1600 bis 1800 zur technischen und wirtschaftlichen Entwicklung wirklich leistete, ist durchaus umstritten (vgl. Mathias 1977). Utilitaristische Absichtserklärungen waren zwar genügend vorhanden, aber die Beziehungen zwischen beiden Sphären waren teilweise locker, zufällig oder widersprüchlich.

schrift" ist allerdings für den Beginn anders als heute zu verstehen, denn darin wurden Beiträge aus den unterschiedlichsten Wissensgebieten veröffentlicht, häufig auch anwendungs- und praxisbezogene Beiträge (vgl. Gerbert 1989, 93 f.), die Gerbert in der ersten Phase noch als "weitgehend dem allgemeinen literarischen Briefstil verpflichtet" charakterisiert. Oft handelte es sich gar nicht um Originalbeiträge, sondern die Herausgeber teilten der gelehrten und gebildeten Menschheit mit, was sie aus ihren Briefwechseln mit Gelehrten Interessantes entnahmen. Das regelmäßige Erscheinen solcher Beiträge und das Publikumsinteresse daran sorgten aber bald für Veränderungen der Texte: Der Briefstil verlor seinen Sinn, denn durch die Veröffentlichung verloren die Beiträge den Charakter persönlicher Mitteilungen. Dadurch vollzog sich allmählich ein Prozeß, den Bazerman (1988, 59) sehr stark verkürzend als "Erfindung" beschreibt:

"the three hundred years since the invention of the scientific journal necessitated the invention of the scientific article."

Die von Bazerman selbst dargestellte historische Entwicklung des "Experimental Article" kann den Vorgang noch weiter erhellen. In Bazerman (1988) analysiert er *Experimental Reports*⁵³ in den "Philosophical Transactions of the Royal Society of London" während der ersten 135 Jahre des Erscheinens dieser Zeitschrift. Zu Beginn wurde unter der Überschrift "Experiments and Observations" kaum zwischen beidem getrennt, Beschreibungen von Naturereignissen (Erdbeben, astronomische Beobachtungen) dominierten. Schon vor 1750 änderte sich aber offenbar der Charakter der Artikel: Während zu Beginn "any made or done thing" als Experiment aufgefaßt werden konnte, verstand man darunter später mehr und mehr "an intentional investigation, (...) a test of a theory" (a.a.O.). Sprachlich war dies am Typ der Sprechhandlungen und an der Gliederung ablesbar: Argumentationen wurden erkennbar, die Darstellung wurde systematischer, der Experimentbericht wurde einer zu beweisenden Idee oder Behauptung untergeordnet (Bazerman 1988, 66-68).

Für eine "Neuordnung der überkommenen Texttypik" (Steger 1984, 198) in der Folgezeit spielte die Entwicklung der experimentellen Physik und Naturwissenschaft, die wiederum mit der quantitativen Ausdehnung und qualitativen Verbesserung des kapitalistischen Produktionsprozesses in Verbindung steht, eine nicht unwichtige Rolle. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erfolgte eine Trennung von Disziplinen nach Objektbereichen (Krafft 1987, 15), wobei als Naturwissenschaft im Sinne Kants zunächst nur die Disziplinen galten, die mathematische Aussagen machen konnten. Einige spezielle Handlungsmuster wurden in diesem Zusammenhang hervorgebracht: die Beschreibung einer

⁵³ In dieser Textart sieht Bazerman in der heutigen Wissenschaft "a favored way of formulating and discussing science" (1988, 65).

Versuchsordnung, Darstellung einer Hypothese oder einer Beweisführung u.ä. Das beruht darauf, daß die schriftliche Darstellung eines Versuchs und seiner Ergebnisse für die interessierten Fachkollegen eine zuvor unbekannte Bedeutung gewann. Ab 1820 ist nach von Hahn (1983, 43) eine "vehemente Vergrößerung des Kommunikationsnetzes" und ein "Anwachsen der Texte im tertiären Bereich", also in der theoretischen Begleitung der gesellschaftlichen Veränderungen, zu beobachten (a.a.O., 42). Neu war zudem, daß auch schon Teilergebnisse eines Forschungsprozesses bekannt gegeben wurden, offenbar in der Absicht, frühzeitig Diskussions- und Klärungsprozesse einzuleiten, sich evtl. auch Einwänden zu stellen und diese zu berücksichtigen oder zurückzuweisen. Eine Fülle von Publikationen wurde z.B. von W. Röntgens Entdeckung der später nach ihm benannten X-Strahlen ausgelöst. Sie waren Reaktionen auf Röntgens kurz nach der Entdeckung (1895) verfaßte erste Berichte darüber. Das Jahr 1896 wird wegen der Menge der Veröffentlichungen dazu manchmal "Röntgen-Jahr" genannt (Herneck 1983, 231); neben 50 Büchern und ungezählten Zeitungsnutzen zum Thema erschienen auch weit über eintausend wissenschaftliche Arbeiten, die man z.T. als Artikel bezeichnen kann.⁵⁴

Daran wird deutlich, daß es in Europa zu dieser Zeit bereits eine funktionsfähige wissenschaftliche Öffentlichkeit gab: Sie bestand im Kern aus Fachwissenschaftlern, die zu einer schnellen Kenntnisnahme und Diskussion auch von Einzelergebnissen fähig und bereit waren. Die vorher übliche Beteiligung von interessierten Laien als Rezipienten trat in den Hintergrund. Für die historische Entwicklung hervorzuheben ist, daß die Form der Diskussion eine andere war als bei den Entdeckungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, bei denen der Austausch sich weitgehend über das Gespräch und den brieflichen Kontakt einzelner vollzog. Die auf Röntgens X-Strahlen bezogenen Schriften hatten dagegen öffentlichen Charakter, ihre Autoren legten Wert darauf, ihrer Stellungnahme breite Aufmerksamkeit und damit die Möglichkeit eines Einflusses auf die weitere wissenschaftliche Entwicklung zu verschaffen.

2.2.3. Zusammenfassung

Der kurze historische Überblick hat vor allem auf notwendige Voraussetzungen für die Entwicklung der Textart aufmerksam gemacht. Eine solche Entwicklung vollzieht sich nicht bewußt und geplant, daher auch nicht als Werk von Individuen, sondern ist nur denkbar als Resultat von *problemlösendem Handeln*. Welche Probleme durch das Schreiben und Lesen von Wissenschaftlichen Artikeln gelöst werden konnten, läßt sich rekonstruieren, aber – wegen der hier erforderlichen Kürze – nur partiell darstellen:

⁵⁴ Man muß allerdings berücksichtigen, daß viele dieser Arbeiten sich nicht mit wissenschaftlichen, sondern mit moralischen Aspekten der Entdeckung befaßten.

Erst wenn ein gesamtgesellschaftlicher Bedarf an Wissen und an ständiger Wissensweiterung allgemein erkennbar wird und entsprechende Leistungen von Individuen auch persönliche Vorteile versprechen, findet eine Umorientierung von sporadischer individueller wissenschaftlicher Betätigung hin zu gesellschaftlich anerkannter und zur Kenntnis genommener, kollektiv bzw. arbeitsteilig betriebener Wissenschaft statt. An die Stelle von Zufall, Begabung und Neigung treten damit tendenziell gezielte Ausbildung, Organisation der wissenschaftlichen Tätigkeit und Koordination der Wissensfortschritte.

Erst auf dem Hintergrund des darin begründeten Bedarfs an Verständigung über den erreichten Wissensstand, an Feststellung der Defizite und an Zugänglichkeit des neu erarbeiteten Wissens ist eine Textart wie der Wissenschaftliche Artikel eine *gesellschaftlich notwendige Form* der schnellen Verständigung und Mitteilung. Sie ist damit integraler Bestandteil der entstehenden wissenschaftlichen Öffentlichkeit (vgl. Kap. 3).

Die dazu schon vorher hergestellten Voraussetzungen waren:

- die drucktechnische Möglichkeit der schnellen Produktion, Vervielfältigung und Verbreitung von Texten,
- die Loslösung der Wissenschaft(en) von Religion und schöner Literatur,
- die ökonomische und politische Nutzbarkeit von Wissensselementen, so daß Forschung ein Mittel der Verwertung werden konnte,
- die durch Ausbildungsprozesse gefestigte Existenz einer beruflich mit Forschung befaßten 'Schicht' von Fachleuten und Wissenschaftlern.

Die gesellschaftlichen Prozesse, in die die zunehmende Arbeitsteilung und Fächerdifferenzierung eingebettet sind, können hier nicht beschrieben werden. Für die Entstehung der Textart ist aber wichtig, daß es eine größere Menge an Fachleuten und Forschern gab, die sich gegenseitig vieles mitzuteilen hatten und dadurch ihre Arbeit wechselseitig befruchten konnten. Dazu gehörte, daß entsprechende Berufsfelder geschaffen wurden, so daß Menschen mit wissenschaftlicher Tätigkeit nicht nur ausnahmsweise hervortreten, sondern ihren Lebensunterhalt davon bestreiten konnten.

Hervorzuheben ist auch, daß die Wissenschaftlichen Zeitschriften stark zur Bewußtmachung der Nutzungsmöglichkeiten von Wissen – für Individuen wie in gesellschaftlichem Maßstab – beigetragen haben. Es könnte sogar sein, daß ein solcher verallgemeinerter Beurteilungsmaßstab seine Quelle originär in diesen Zeitschriften hat.

2.3. Die Textart Wissenschaftlicher Artikel

2.3.1. Allgemeine Charakterisierung

Die bisher erarbeiteten Bestimmungen können im folgenden genutzt werden, um die Textart erstmals zusammenfassend zu charakterisieren.

Eine systematische Bestimmung einer Textart sollte mit deren Zweck und inhaltlichen Merkmalen beginnen. Daß der Zweck gesellschaftlicher Natur ist, also einem verallgemeinerten Bedürfnis entspricht, wurde bereits deutlich. Das Lesen, Veröffentlichen und Diskutieren von Artikeln ist eine wesentliche Sphäre wissenschaftlicher Tätigkeit. Die Interaktanten sind Wissenschaftler, deren Wissen sich – gesamtgesellschaftlich gesehen – auf einem hohen Niveau befindet. Das Wissen von S und H ist weitgehend vergleichbar, von einzelnen Unterschieden kann ansonsten abgesehen werden. Mit dem Schreiben eines Wissenschaftlichen Artikels aber *setzt der Autor einen bestimmten Wissensunterschied als relevant*, weil er sich eines Wissensvorsprungs vor vielen (oder sogar allen) anderen sicher ist. Aus dieser Feststellung ergibt sich ein objektiver Bedarf nach einem Ausgleich (zur weiteren Begründung siehe Kap. 3).

Dieser Bedarf stellt sich für das Handeln des Autors als Bedürfnis nach der Mitteilung des neuen Wissens dar, insofern als Verpflichtung zur Publikation (Weinrich 1995, 3); er stellt sich für einen Teil der anderen Fachwissenschaftler komplementär als Interesse und Verpflichtung zur Kenntnisnahme, zur Integration des neuen Wissens in das vorhandene dar. Dieser Bezug von subjektiven Interessen – in der Kopplung mit einer Verpflichtung – existiert als ein *Handlungssystem*, das die Interaktanten im Laufe ihrer Ausbildung kennenlernen und erwerben. Chargaff (1986, 106) beschreibt den damit verfolgten Zweck:

"What is the purpose of a research paper? Ostensibly, there can only be one purpose: to record an advance of knowledge in a given field; an advance accruing from a theoretical or experimental investigation."

Auf die Handlungsbeteiligten zurückbezogen, heißt das: Der Zweck, der für die Textart Wissenschaftlicher Artikel konstitutiv ist, ist der gesellschaftlich notwendige Ausgleich von durch Forschung entstandenen Differenzen im individuellen Wissen des Autors zu dem von Personen, die aktuell oder potentiell selbst Forschungsaufgaben wahrnehmen.

Daraus ergibt sich eine Eingrenzung der möglichen Inhalte durch die Angabe eines wesentlichen Merkmals, was allerdings nicht in der Form einer Themenliste vorgestellt werden kann. Das Merkmal ist nämlich abhängig vom jeweils erreichten Forschungs- und Wissensstand. Der Wissenschaftliche Artikel enthält *neues* Wissen in Relation zum gesellschaftlichen Wissensbestand und ist damit ein Beitrag zu dessen Weiterentwicklung:

"The scientific paper can be broadly defined as a type of scientific writing, based on a single investigation, whose purpose is to contribute to the progress of science or technology." (Crookes 1986, 57 f.)

Die möglichen Themen ergeben sich, empirisch gesehen, aus den laufenden Forschungsaktivitäten, systematisch gesehen aus den noch zu bearbeitenden, zugleich den schon bearbeitbaren Problemfeldern in den verschiedenen Disziplinen.

Dabei ist zu berücksichtigen, daß mit einem Wissenschaftlichen Artikel nicht einfach "Informationen" weitergegeben werden, sondern daß die neuen Erkenntnisse oft brisant sind, Widerspruch und Nachfragen hervorrufen, daß also gelegentlich Rechtfertigungsdruck und Diskussionsbedarf entstehen. Damit hängt es zusammen, daß die Exemplare der Textart in vielen Fällen nicht auf ihren sachlichen 'Kern' reduziert sind, sondern Argumentationen und Einschätzungen enthalten, Implikationen offenlegen und das Verhältnis zu Erkenntnissen oder Theorien anderer vorwegnehmend besprechen. Daraus leiten sich wiederkehrende Textmerkmale ab.

Die bisherigen allgemeinen Ausführungen können in einigen Punkten präzisiert werden:

- a) Ein Wissenschaftlicher Artikel steht inhaltlich in engem Bezug zum Forschungszusammenhang eines bestimmten Faches. Er ist Produkt wissenschaftlicher Auseinandersetzung des Autors mit einem aktuellen Forschungsthema bzw. einem bekannten, noch ungelösten Problem; dadurch ist er grundsätzlich ein Beitrag zum *Fortschritt* der Disziplin.⁵⁵
- b) Das in der Textart überlieferte Wissen ist eines, auf dessen *schnelle* Verbreitung Wert gelegt wird, da seine Bekanntmachung wichtige Effekte für den laufenden Forschungsprozeß haben kann oder soll.⁵⁶
- c) Mit einem Wissenschaftlichen Artikel wendet ein Autor sich an Leser, deren Existenz und Gemeinsamkeit mit seiner Arbeit ihm aus seinem *Institutionswissen* heraus bekannt ist. Eine Bekanntheit der Adressaten als Personen kann vorliegen, aber das ist eine Ausnahme.
- d) Als Erweiterung des gesellschaftlichen Wissensbestandes enthält der Wissenschaftliche Artikel Informationen, die der Überlieferung und der Objektivierung bedürfen; die Form der *Schriftlichkeit* ist daher essentiell.
- e) Die Textart wissenschaftlicher Artikel ist dann geeignet, wenn das relevante Wissen so vorliegt, daß es überschaubar und zusammenhängend, sozusagen 'in einem Stück', dargestellt werden kann. Für die Leser muß es sach-

⁵⁵ Wissenschaftliche Artikel werden in der Texttypologie von Göpferich als "fortschrittsorientiert-aktualisierende Texte" sowie als "faktenorientiert" eingeordnet (Göpferich 1995, 194). Lundquist (1989, 125): "The object of a scientific article is "la découverte", "la nouveauté"."

⁵⁶ Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Prozeß des Veraltens und damit des Bedeutungsverlusts von Wissen sich beschleunigt hat, sogar für die Lehrbücher (Wickler 1986, 28).

lich und sprachlich so bearbeitet werden, daß eine *ganzheitliche Rezeption* (ohne Unterbrechung) möglich ist. Der Textumfang kann daher nicht beliebig groß sein.

Für Punkt e) ist vorausgesetzt, daß eine Segmentierung des Forschungsprozesses, der sich kontinuierlich vollzieht, stattgefunden hat. Solche Wissens-Segmente sind, allerdings nicht immer auf einfache Weise erkennbar, durch sachgesetzliche Zusammenhänge vorgegeben. Ein Naturwissenschaftler, der Beobachtungen sammelt, gewinnt nach Chargaff (1986, 107) irgendwann den Eindruck, daß das gesammelte Material sich abrundet zu einer abtrenn- und veröffentlichbaren Einheit.⁵⁷

Aus dem Gesagten ergeben sich einige Gesichtspunkte für die Abgrenzung gegenüber vielfältigen anderen Formen des inner- oder interdisziplinären Austausches, die zwecks Vermeidung von Redundanz hier nicht ausgeführt werden.

2.3.2. Art der Veröffentlichung

Aus den bisherigen Überlegungen kann ein weiteres Element als zentral für den Artikel herauskristallisiert werden, nämlich das Eingebundensein des wissenschaftlichen Artikels in ein umfassenderes Publikations-Ganzes, wobei vor allem an zwei größere Texttypen zu denken ist: a) an eine wissenschaftliche Zeitschrift oder Fachzeitschrift, b) an einen Sammelband oder eine Monographie. Für den angelsächsischen Zusammenhang scheint, soweit man Sager/Dungworth (1980, 145 f.) folgen kann, nur oder vor allem die erste Zuordnung zu gelten:

"Monograph used specifically is distinct from *article* in that monographs are usually longer and intended for separate publication or as a part of a collection or series of occasional papers whereas articles are intended for publication in a periodicle."

Vorstufe eines Artikels ist oft ein "Paper", das noch nicht in Zeitschriften erschienen ist. Oft handelt es sich um Schriftfassungen von Vorträgen, die auch als Artikel bezeichnet werden. Aber zumindest für die naturwissenschaftlichen Fächer ist deutlich, daß Vorträge, Beiträge zu einem Sammelband und wissenschaftliche Artikel keine gleichwertigen Textarten sind. Für die technisch-naturwissenschaftlichen Fächer ist das Kriterium schneller Verbreitung so wesentlich, daß eine Veröffentlichung in einem Sammelband von vornherein auf einer anderen Stufe steht, weil sie oft eine Aufbereitung und Verallgemeinerung eines vorherigen Originalbeitrags in einer Zeitschrift ist. Der hohe Zeitdruck für die Originalbeiträge ist durch die immer kürzer werdenden Innovationszeiten für neue Technologien und Produkte bedingt (Lamprecht 1986, 9), also letztlich

⁵⁷ Chargaff benutzt in diesem Zusammenhang den Ausdruck "Reife".

durch ökonomische Motive. Sozial- und geisteswissenschaftliche Artikel stehen manchmal unter einem ähnlichen Druck, der durch parallel am selben Thema arbeitende Kollegen entsteht. Ein Zuspätkommen hat hierbei aber keine ökonomischen Folgen. Mit dem Grad der Spezialisierung verringert sich dieser Druck tendenziell, was bei Naturwissenschaftlern nicht der Fall sein dürfte.

Ausgehend von Kalverkämpfers (1979) Hinweis auf verschiedene Grade von Fachsprachlichkeit sprechen einige von "primären" und "sekundären" ⁵⁸ Artikeln. Gemäß Stahlheber (1992, 171) sind sekundäre Zeitschriftenartikel durch fünf Merkmale gekennzeichnet, besonders durch a) eine interdisziplinäre Leserschaft, wobei b) die Autoren dieselben sind wie bei den primären Artikeln, die zuvor in Fachzeitschriften erschienen. Als sekundäre Texttypen untersucht Stahlheber die Zeitschriften "Science" und "Die Naturwissenschaften", die beide seit ungefähr 1900 ⁵⁹ existieren und Naturwissenschaft einem größeren Publikum zugänglich machen. Man muß also von einem modifizierten Zweck dieser Texte sprechen, trotz aller inhaltlichen Gemeinsamkeiten mit "Originalartikeln", weshalb solche Texte in dem hier verwendeten Korpus nicht enthalten sind.

Zwei Merkmale sind festzuhalten: Der Artikel ist einerseits ein *selbständiger* Text, der ohne jeden Begleittext (außer vielleicht Fachwörterbücher) gelesen und verstanden werden kann; andererseits ist er als *Beitrag* zu einem Ganzen, einer größeren Publikationseinheit, zu charakterisieren, d.h. er hat sich dem übergeordneten Zweck des Texttyps auf bestimmte Weise unterzuordnen.

Die relative Unselbständigkeit seines Erscheinens ist für den Wissenschaftlichen Artikel keineswegs nur ein bloß äußerlicher, technischer Tatbestand. Erstens spiegelt sich darin die konstatierte Einbindung in den Wissensbestand und die Forschungsbestrebungen des Faches wider (Bazerman 1988, 30). Zweitens hat die auf den ersten Blick eher äußerlich-formale Unselbständigkeit in verschiedener Hinsicht Einfluß auf die Konzeption des Texts (vgl. 3.2.2.). Ohne auf konkrete redaktionelle Vorgaben einzugehen, können einige allgemeine Konsequenzen der Unselbständigkeit hier schon angegeben werden:

Durch die Form der Veröffentlichung als Artikel tritt eine der Textart inhärente 'Verpflichtung' zu Kürze, Präzision und Geschlossenheit den Autoren als Erwartung, meist mit Kontrolle verbunden, gegenüber. Das heißt für die *äußere* Form, daß zusammengehörige Artikelfolgen eines Autors mit demselben Thema ungewöhnlich sind; schwer möglich ist ein Artikel, bei dem Problemstellung, Experiment, Lösungsverfahren, Schlußfolgerungen o.ä. in zwei oder mehr getrennten Zeitschriftenheften enthalten sind. Dadurch würde ein zur Textart

⁵⁸ Der Ausdruck "sekundär" könnte für Verwirrung sorgen, da er sonst häufig für Abstracts und für Rezensionen benutzt wird, um deren Bezug auf Primärtexte zu kennzeichnen.

⁵⁹ "Science" wurde 1883 gegründet, "Die Naturwissenschaften" 1913.

gehöriges Prinzip verletzt, und in einem solchen Fall wäre eine Monographie angebracht.

Der Zwang zu Kürze, Übersichtlichkeit und Geschlossenheit führt in *inhaltlicher* Hinsicht dazu, daß die Autoren intensiv auf *Relevanz* achten und darüber reflektieren, welche Informationen für ihren Adressatenkreis besonders nützlich sein können.⁶⁰ Tun sie das nicht, müssen sie mit Kritik rechnen, manchmal in Form einer Rezension, i.a. aber eher mit informeller Kritik.

2.3.3. Das Kriterium des Umfangs

Dieses quantitative Kriterium ist unter den bisher genannten wohl das schwächste, d.h. am wenigsten bedeutsame. Nach oben hin ist eine relativ deutliche Abgrenzung des Umfangs gegenüber der Monographie erkennbar (Sager/Dungworth 1980, 145). Andererseits ist bekannt, daß Artikel gelegentlich 'überdimensioniert' sind. So kann man sich zwar vorstellen, daß dem Autor eines 60-Seiten-Textes eine andere Form der Veröffentlichung empfohlen wird; es gibt aber hierbei einen Toleranzbereich, bei dem die individuellen Vorstellungen von einer Obergrenze des Umfangs bei Autor, Herausgeber bzw. Redaktion (seltener bei den Lesern) maßgeblich sind. Wichtiger als z.B. der Seitenumfang dürften inhaltliche Kriterien sein.

Nach unten hin gibt es eine Abgrenzung gegenüber weniger umfangreichen Textarten, die auch in Zeitschriften eine Rolle spielen: Rezension, Kurzmitteilung, Diskussionsbeitrag, Tagungsbericht Aber auch in dieser Richtung wäre es sinnlos, eine minimale Seitenzahl angeben zu wollen. Ein wissenschaftlicher Artikel, der ein Spezialproblem innerhalb eines größeren Diskussionszusammenhangs behandelt, dessen Kenntnis er beim Leser unterstellt, kann durch diese Informationsersparung sehr kurz sein.

Die Relativität und Flexibilität quantitativer Kriterien ergibt sich auch dadurch, daß die Texte hinsichtlich ihrer Seitenzahl schon deshalb schlecht vergleichbar sind, weil Schriftgröße, Seitenumfang, Zahl der Anmerkungen und der Abbildungen sehr stark variieren. Z.B. kann ein Text durch eine große Menge von Anmerkungen in der Seitenzahl doppelt so umfangreich sein wie ohne sie.⁶¹

2.3.4. Textartbestimmung und Norm

Wissenschaftler, die sich mit speziellen Textarten befassen, haben ihre Tätigkeit nicht selten als problematisch empfunden, soweit sie zu Festlegungen, zu

⁶⁰ In dieser Hinsicht scheint in den angelsächsischen Ländern entweder ein größerer Konsens über Relevanz und Irrelevanz zu bestehen, oder aber der Konsens einer einflussreichen Gruppe von Wissenschaftlern wird sehr erfolgreich durchgesetzt. Diese Alternative ergibt sich m.E. aus den Forschungen von Clyne.

⁶¹ Das trifft auf den Korpustext UNIV zu.

definitionsähnlichen Aussagen führt. So äußert sich Bazerman in bezug auf das "Genre" des "Experimental Article":

"Yet we must be careful not to consider this genre as a unitary social fact. Formal definitions, expected features, institutional force, impact, and understandings of the genre vary through time, place, and situation. And that variation is an important part of the story. Each new text produced within a genre reinforces or remolds some aspect of the genre; each reading of a text reshapes the social understanding. The genre does not exist apart from its history, and that history continues with each new text invoking the genre." (Bazerman 1988, 8)

Es ist sehr wohl nachvollziehbar, warum Bazerman die Historizität und daher die Flüssigkeit dessen, was ein Genre ist, betont. Er möchte vermeiden, daß das Ergebnis seiner Analyse *präskriptiv* verstanden wird, daß dadurch womöglich ein vorübergehender Entwicklungsstand gegen die weitere Entwicklung fixiert wird, was zu Kritik und Ausgrenzung bestimmter einzelner Texte führen könnte.

So verständlich diese Besorgnis ist – Bazermans Konsequenz daraus kann ich dennoch nicht teilen. Dafür sehe ich zwei Gründe:

1. Variabilität in den Erscheinungsformen von Texten darf und kann kein Argument gegen allgemeine Bestimmungen sein, die sich von den einzelnen "rhetorischen" ⁶² Entscheidungen der Autoren lösen und daher auch durch eine empirisch vorgefundene Textgestaltung, die bei der Untersuchung unberücksichtigt blieb, nicht widerlegt werden können. Es ist natürlich möglich, daß bei der Bestimmung einer Textart ein Merkmal zunächst für unwesentlich gehalten wird, später aber als allgemein bedeutsam erkannt wird. Dafür ist aber weniger die Historizität des Gegenstandes verantwortlich als die Tatsache, daß Erkenntnisprozesse nicht selten akkumulativ verlaufen. Es scheint mir eine – in der Soziologie durchaus verbreitete – Verwechslung zwischen theoretischer (deskriptiver) Aussage und normativer (präskriptiver) Aussage vorzuliegen.
2. Sofern allgemeine Bestimmungen eines wissenschaftlichen Gegenstandes einmal vorliegen, in denen die Konkreta aufgearbeitet und damit auch aufgehoben sind, ist bei gesellschaftlichen Tatsachen zu berücksichtigen, daß Aussagen darüber nicht den Charakter von Naturgesetzen haben. Das bedeutet, daß es durchaus möglich ist, daß ein Individuum seiner Intention und subjektiven Einschätzung nach etwas tut, z.B. eine Begründung geben,

⁶² Bazerman, wie auch ein großer Teil der englischen und amerikanischen Sprachwissenschaftler, meinen mit rhetorics einerseits die konkrete sprachliche Realität eines Textes (ein "rhetorical problem" ist ein Formulierungsproblem), andererseits eine Fülle von individuellen und kontextuellen 'Faktoren', die sich darin abbilden oder niedergeschlagen haben. Somit handelt es sich um eine Kategorie, die einige Schwierigkeiten aufwirft, da zu viel Verschiedenes in sie 'hineingepackt' wird.

jemanden zu etwas überreden, einen höflichen Brief schreiben o.ä., und dabei den Bestimmungen dieses Handelns *nicht gerecht* wird. Der Fall, daß jemand einen Text schreibt, den nur er selbst einem bestimmten "genre" zuordnet, ist ebenso einzukalkulieren. Wie ist die Reaktion eines Forschers darauf? Nimmt er ein "reshaping" vor, wie Bazerman vorschlägt, mit dem Ergebnis, daß er seine zuvor gewonnenen theoretischen Bestimmungen verwirft oder entsprechend erweitert? Eine solche Anpassungsfähigkeit der Wissenschaft an die jeweils vorfindlichen sozialen Tatsachen impliziert tendenziell eine Selbstaufgabe; zumindest führt sie zu inneren Widersprüchen der Theorie.

Kapitel 3 macht deutlich, daß die realen Bedingungen der Produktion wissenschaftlicher Texte tatsächlich Modifikationen bewirken, die man als Überformung der theoretischen Bestimmungen einstufen kann.

2.4. Das Textartwissen von Lesern und Autoren

2.4.1. Wie entsteht Textartwissen?

Bisher wurden objektive Bestimmungen der Textart zusammengetragen. Dabei wurde bereits mehrfach auf das Denken, die Zielsetzungen und das Handeln der Autoren verwiesen. Tatsächlich wäre eine Textart unvollständig bestimmt, wenn das textartbezogene Wissen ihrer Benutzer, der Autoren wie der Leser, nicht einbezogen wird. Es handelt sich dabei um eine Art Gattungswissen, bezogen auf den Zweck und auf wesentliche Strukturmerkmale der Textart. Dabei kommt es nicht darauf an, daß dieses Wissen allen Beteiligten in gleicher Weise und gleichem Umfang zur Verfügung steht. Eine Überprüfung des individuellen Wissens wäre wichtig für Unterrichtszwecke; hier geht es jedoch um allgemeine Überlegungen, zunächst einmal zu den Quellen eines solchen Wissens.

Häufig wird von Lernprozessen im akademischen Bereich unter der Überschrift "tertiäre Sozialisation" oder "wissenschaftliche Sozialisation" (Weingart 1975, 66) gesprochen. Während die Vermittlung fachlicher Inhalte der Hochschulausbildung sich mehr oder weniger bewußt und geplant, z.T. unter hochschuldidaktischer Begleitung, vollzieht, kann man dasselbe nicht für die sprachlichen Implikationen dieser "Sozialisation" sagen. Sowohl was die Aneignung des Wissenschafts-Deutschen betrifft als auch im Hinblick auf Verfahren der Textproduktion weiß man nicht sehr viel über die Wege und Stufen, auf denen eine allmähliche Eingewöhnung und Übernahme bis hin zur völligen Selbstverständlichkeit des Umgangs (Ehlich 1993, 19) geschieht. Das liegt auch daran, daß es keine institutionalisierten Ausbildungsprozesse für den Umgang mit

bestimmten Textarten gibt.⁶³ Das Wissen der Aktanten – Autoren wie Leser – ist eine Art von Routinewissen (Ehlich/Rehbein 1977).

Steger (1984, 186) sagt mit Recht, daß ein Großteil des Textwissens 'nebenbei' erworben wird:

"Sowohl die Situationen wie auch die aus ihnen hervorgehenden Texte erfahren wir in der Lebenspraxis als Typen von Situationen und Texten. Wir finden beides immer schon vor. Durch die Einübung des konventionellen kommunikativen Verhaltens in Situationen, die durch soziale Kontrolle überwacht wird (sic), erlernen wir die sprachlichen Strukturierungsmuster für typusgerechte Texte, ohne daß wir dazu ein bewußtes Typen-Wissen oder Texttypennamen brauchen. Kriterium für die Angemessenheit der Muster ist, daß sie sich in der Lebenspraxis bewähren."

Im Verlaufe der "tertiären", der wissenschaftlichen oder auch der wissenschaftspropädeutischen Sozialisation ist das Erlernen von Strukturen und Formen der Textproduktion nicht systematisch vorgesehen. Es ist wohl davon auszugehen, daß Wissenschaftler nur in Ausnahmefällen explizite Unterweisung erhalten. Vermittelt über die eigene Lektüre von Artikeln, über Diskussionen, Kritiken und hin und wieder über einen "Tip" eines erfahreneren Kollegen für Formulierung oder Aufbau eines Textes passiert faktisch eine Weitergabe existenter Arten der Textorganisation, evtl. auch der Argumentation und der stilistischen Gestaltung.

Dabei scheint das Prinzip zu gelten: Professionalität der Schreiber bildet sich allein durch Praxis, durch Erfahrung im Schreiben, heraus. Die Möglichkeit zu fortgesetzter Veröffentlichung wirkt dabei einerseits als Bestätigung der angewendeten Erstellungsverfahren, andererseits – und dies ist die Quelle von Erneuerung – ermutigt sie u.U. zu Variationen, zu freierer Gestaltung.

Die Tatsache, daß es in Deutschland – anders als in den angelsächsischen Ländern – nicht zu expliziten Festlegungen von Anforderungen an das Verfassen von Texten im akademischen Bereich kam, hat m.E. historisch-politische Gründe. Eine solche Explizierung wäre denkbar gewesen als Konsequenz der Impulse zur Hochschulreform, die von der Studentenbewegung der 70er Jahre ausgingen. Amerikanische Lehrinhalte und -praktiken besaßen damals bei einem Teil der Reformer hohes Prestige, sie galten als demokratisch und transparent im Vergleich zur deutschen Lehrtradition. In den Debatten über "Wissenschaftsdidaktik" (von Hentig 1970) zeigten sich andererseits auch spezifisch deutsche Vorbehalte, die von Weingart (1975, 66) so formuliert wurden:

⁶³ Bis zu einem gewissen Grad ist das im angelsächsischen Bereich anders, wo "Essay Writing" und "Academic Writing" zum Kanon der Lehrfächer gehören, so daß Muttersprachler wie auch Fremdsprachenstudenten vor und neben dem Fachstudium eine Ausbildung im Schreiben erhalten. In den letzten Jahren ist diese als zu stark sprachlich orientiert kritisiert worden (Kaplan/Grabe 1991); es wird gefordert, "the social construction of science" stärker zu berücksichtigen.

"Es muß daher jede Strategie für den Verständigungsprozeß der Wissenschaften scheitern, die so vorgeht, als ob ein gemeinsamer Bestand von Verhaltensweisen, Normen und Interessen bei allen Beteiligten bestände oder durch Aufklärung ohne weiteres hervorgebracht werden könne."

Zwar liegt der Akzent bei Weingart auf der politischen und persönlich-moralischen Sozialisation, ich vermute jedoch, daß in Deutschland wegen des starken pluralistischen Impetus der Hochschulkritiker ein generelles und sehr weitgehendes Mißtrauen gegen 'normative Vorgaben' existierte.

Wenn Steger (1984, 186) in bezug auf die "wissenschaftliche Abhandlung" feststellt: Entsprechendes Gattungswissen

"kann nur durch bewußte Teilnahme an der Spezialkommunikation und/oder durch Erlernen der rational analysierten Strukturen"

erworben werden, so muß man für deutsche Verhältnisse das weitgehende Fehlen von wissenschaftlicher Analyse konstatieren. Der Prozeß der Aneignung von Textartenwissen vollzieht sich statt dessen als imitierendes "learning by doing" in eigener Verantwortung.

2.4.2. Aufsatzerziehung und Rhetorik als Grundlagen

Kein wissenschaftlicher Artikel wird in allen Einzelheiten rein durch das zu überliefernde neue Wissen und dessen Anordnung bestimmt. Es existieren Vorstellungen darüber, wie man komplexe Sachverhalte schriftlich gut darstellen kann und welche Formen wissenschaftlicher Kommunikation dem Zweck der Textart angemessen sind. Die schulische Sozialisation vermittelt ein elementares Gattungswissen, einmal über die analysierende Befassung mit Texten, zum zweiten über die Aufsatzerziehung (Ludwig 1988a). Der Zusammenhang zum Aufsatz ist im akademischen Bereich in der Bezeichnung "Wissenschaftlicher Aufsatz" präsent. Das könnte erstaunen, da das Aufsatzschreiben ansonsten eine Tätigkeit ist, die fast durchgängig auf den schulischen Unterricht beschränkt ist, also im privaten oder im Berufsleben kaum vorkommt (vgl. Kaplan 1988, 283). Aufsätze schreiben zu können gehört zur "höheren Bildung" und daher zu den Lehrzielen der Realschulen und Gymnasien (wobei die Kausalität eben-
sogut umzukehren wäre). Hier erfahren die Auffassungen darüber, wie ein "guter" (gut gegliederter, logischer, "abgerundeter") Text aussehen sollte, ihre Grundlegung. Nach Beneš (1969, 229)

füßt die für den Aufsatzunterricht maßgebliche "praktische Stilistik ... dabei noch auf der alten Poetik und Rhetorik, deren Lehren sie den Bedürfnissen der neuzeitlichen Praxis angepaßt hat."

Auch Asmuth (1977, 280 ff.), Bahmer (1991) und Ludwig (1983, 1988b) machen auf die Entwicklungslinie von der schriftlichen Vorübung für die Rede in der Rhetorik hin zum Schulaufsatz aufmerksam. Der Reichtum der bei Lausberg (1960) zusammengestellten rhetorischen Formen und Figuren ist aller-

dings heute nur noch wenigen bekannt. Ihm gegenüber wirken manche der bekannten rhetorischen Anweisungen eher formal und dürftig. Als Beispiel sei Lindner (1756, zitiert bei Beetz 1981) angeführt. In seiner "Anweisung zur guten Schreibart überhaupt, und zur Beredsamkeit" findet sich folgende Aufzählung:

- 1) Eingang, 2) Hauptsatz, 3) Abhandlung; letztere zerfällt in a) Erklärung des Hauptsatzes, b) Beweis, c) Widerlegung der Einwände; 4) Schluß

Daß solche oder ähnliche Aufbau-Schemata in den Aufsatz-Unterricht eingegangen sind, ist bekannt. Es ist aber insofern erstaunlich, als die Rhetorik ihrer Abstammung nach eine Kunstlehre des (öffentlichen) *Sprechens* ist. Das bedeutet, daß ihre Regeln und Empfehlungen primär die Konstellation mündlicher Interaktion unterstellen.⁶⁴ Möglicherweise wäre aber keine so hohe Ausbaustufe in der Formulierung und Differenzierung der rhetorischen Kategorien und Muster erreicht worden, wären sie nicht zur Schreibenleitung und zum Deutungsmodell für literarische Texte verallgemeinert worden, wie das im 17. Jh. geschah.

In Deutschland gibt es eine sehr breit gefächerte Rhetorikforschung.⁶⁵ Rhetorik wird von einigen Sprachwissenschaftlern sogar als Mittel der Erneuerung text-theoretischer Grundlagen betrachtet. Z.B. Spillner, Beetz und Antos haben gefordert, daß textlinguistische Studien sich intensiv mit der rhetorischen Tradition bzw. deren verschiedenen Traditionen⁶⁶ befassen sollten. Einige Autoren begründen das damit, daß für alle (mündlichen und schriftlichen) "Texte" ein einheitlicher Zweck angenommen werden müsse:

"Der Zweck eines Textes besteht in seiner persuasorischen Wirkabsicht (Verhaltens- bzw. Einstellungsbestätigung oder -veränderung). Die angestrebte Wirkung ist emotionaler Art." (Breuer 1990, 96; ähnlich Enkvist 1987, 337).

Daß wissenschaftliche Kommunikation, wenn sie gelingt, immer auch die Überzeugung des Hörers herbeiführt, ist naheliegend. Welche Veränderungen und welche emotionalen Wirkungen sollen aber damit angestrebt werden? Der Aufbau und die Erweiterung eines vorhandenen Wissensbestandes müssen keine praktischen Folgen haben, ebensowenig müssen sie die Gefühle tangieren.⁶⁷ Es

⁶⁴ Es gab durchaus Versuche, die Rhetorik als Redekunst in den Schulunterricht wieder einzubringen. Wenn man aber z.B. Herrlitz (1974) studiert, zeigt sich auch darin eine gewisse Dürftigkeit, da kaum mehr als das Lernziel formuliert wird: "Im politischen Sprachbereich ist das Prinzip der "Sachlichkeit" durch das "Wirksamkeit" überlagert." (Herrlitz 1974, 109)

⁶⁵ Das wird dokumentiert z.B. durch das von Joachim Dyck und anderen herausgegeben Jahrbuch "Rhetorik" (1980 ff.).

⁶⁶ Eine übersichtliche Darstellung findet sich bei Ueding/Steinbrink (1986).

⁶⁷ Coulmas (1977) versucht, der Rhetorik durch eine veränderte Definition neue Bedeutung für eine pragmatische Sprachtheorie zu verleihen. Er definiert sie als einen "Zweig der allgemeinen Kommunikationstheorie, der das strategische Wissen thematisiert, das den Sprecher zu Prognosen über das Eintreten bestimmter Konsequenzen seiner Sprechhandlungen beim

ist durchaus zweifelhaft, ob das Überzeugen als eigener oder gar als übergeordneter Zweck neben dem textartspezifischen Zweck festgehalten werden kann. Ich sehe also keinen theoretischen Gewinn darin, die Rhetorik als eine Art Hilfswissenschaft für die Untersuchung wissenschaftlicher Artikel heranzuziehen. Es ist zwar unter historischem Aspekt nötig, nach den Wirkungen der rhetorischen Lehren auf das heutige Textartwissen und z.B. auf die Kenntniss der bereits erwähnten Gliederungsschemata zu fragen. Ein einheitliches Bild ergibt sich daraus allerdings nicht.

Wie es scheint, gibt es eine spezifisch deutsche Tradition der Rhetorik, die hier nur angedeutet werden kann. In der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts zeigte sich bei Thomasius eine rationale Wendung der rhetorischen Wirkungsintention, mit der Folge, daß Beweise und Argumente als wichtiger und schwerwiegender aufgefaßt wurden als der eigentlich rhetorische Redeschmuck (Ueding/ Steinbrink 1986, 104). Gottscheds Reflexionen über die Rhetorik zeigen, daß die alte rhetorische Leitidee, "seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem, was man will, zu bewegen" (Gottsched 1736/1975, 89), nach Ablauf des 17. Jahrhunderts einen neuen Inhalt bekommt: Es gilt, durch Vernunftschlüsse die Erkenntnis des Hörers zu leiten,⁶⁸ verbunden mit einer deutlichen Wendung gegen Affektiertheit und Schwulst. Das Ziel des "docere" verselbständigte sich. Im 19. Jahrhundert bot die Verallgemeinerung der Schulbildung die Möglichkeit, auch die rhetorische Kunst zu lehren. Der Aufsatzunterricht in den Schulen des 19. Jahrhunderts stand aber schon im Zeichen einer allmählichen Ablösung von den rhetorischen Traditionen. Ein bekannter Theoretiker dieses Unterrichts, Ernst Laas, nennt den Aufsatzunterricht eine "Denkschule" und beschreibt dessen Ziele folgendermaßen:

"Wir wollen ihn [den Schüler] in der inductiven und deductiven Methode, im Definieren, Distinguiren und Combinieren, in der Divisio und Partitio, in der Aufstellung und Lösung von Problemen, in der sorgfältigen Lectüre von Büchern, in zweckbestimmtem Excerptiren, urtheilvollem Sichten und Gruppiren nach methodischem Stufengang von Unter-Secunda an geübt wissen." (nach Pelster 1974, 50)

Man erkennt hier, daß der Aufsatz in der Schule keineswegs ein Mittel des Schülers sein sollte (und wohl auch heute oft nicht ist), eigene kommunikative Ziele zu verfolgen.⁶⁹ Die zu erlernende Systematik ist nicht auf *seine* potentiellen Zwecke bezogen, sondern konzipiert den produzierten Text als Ausweis der gewünschten Disziplin des Denkens und Schreibens, in Richtung auf eine

Hörer befähigt." (Coulmas 1977, 164). Dies dürfte aber weitgehend mit dem allgemeinen Interaktionswissen, besonders dem Musterwissen in Verbindung mit Institutionswissen, zusammenfallen.

⁶⁸ So hebt Gottsched hervor, "daß für die wahre Beredsamkeit hauptsächlich alle Arten der Wahrheiten gehören" (Allgemeine Redekunst XII., 1975, 96).

⁶⁹ Aufgrund der Kritik daran wurde seit etwa 1900 der "Erlebnisaufsatz" gegen den "Verstandesaufsatz" gesetzt.

Argumentationstechnik. Diese Formalisierung war umso leichter möglich, je weniger die für die Rhetorik maßgebliche kommunikative Zielsetzung der Rede von Bedeutung war.

Neben der Betonung der Rationalität in ihren eher äußerlichen Formen sind aber noch andere Traditionen und Einflüsse zu nennen. Aus Untersuchungen von Ludwig ergibt sich, daß Europäer aus aufklärerischen Traditionen heraus dem Schreiben auch heute noch eine emphatische Bedeutung verleihen bzw. eine solche Konnotation mitverstehen.

"Seit der Aufklärung wird Schreiben als das Zum-Ausdruck-Bringen, die Exteriorisierung innerer Zustände (Gefühle, Erinnerungen, Wahrnehmungen, Meinungen, Einsichten, Phantasien usw.), vor allem aber von Gedanken, verstanden." (Ludwig 1983, 39)

Die Analyse von Ludwig ist auch noch in anderer Hinsicht zutreffend. Das emphatische Verständnis von Schreiben als 'Sich-Entäußern' dürfte mit dafür verantwortlich sein, daß die zugrundeliegende(n) Fähigkeit(en) als nicht vollständig erklärbar und daher auch nicht einfach und universell vermittelbar galten bzw. gelten. Die aufgeklärte, autonome Persönlichkeit setzt die 'Regeln' ihres Schreiben aus sich selbst heraus, ohne sie zu explizieren und festzusetzen. Sie bedarf keiner Vorgaben, und andere sind kaum in der Lage, die richtigen Vorgaben zu machen. Es erscheint somit plausibel, daß gerade in Deutschland in den 'höheren' Sphären des Schreibens mit Normen und Regeln immer sehr vorsichtig umgegangen wurde, bis hin zu offener Ablehnung.

2.5. Interkulturelle Vergleiche

Internationalität erscheint nach Pörksen (1984, 87) "weiterhin als konstanter Faktor in der Geschichte der Wissenschaftssprache". Damit verbunden ist, daß alle Produkte wissenschaftlicher Tätigkeit – Erkenntnisse in ihren verschiedenen sprachlichen und gegenständlichen Formen – unter dem Gesichtspunkt ihrer nationalen Herkunft und sprachlichen Besonderheiten verglichen werden können. Texte waren zunächst nur bezüglich ihrer Inhalte Gegenstand solcher Vergleiche. Das hat sich seit etwa 30 Jahren geändert.

Interkulturelle Unterschiede zwischen Texten von Wissenschaftlern sind häufig vermutet, seltener untersucht worden. Widdowson (1979) hatte zunächst dafür plädiert, daß einzelsprachliche Unterschiede irrelevant seien, da die Konzepte und sprachlichen Handlungen, mit denen Wissenschaftler in allen Ländern gleichermaßen umgingen, sich nicht unterschieden. Diese Position wurde später "Universalitätshypothese" genannt und fand ab Mitte der 80er Jahre mehrfachen Widerspruch (vgl. Oldenburg 1992, 28 ff.; Schröder 1995, 156 ff.). Widdowson ist in einer bestimmten Hinsicht recht zu geben: Sofern man an die heutige amerikanisch-europäisch geprägte Wissenschaft denkt, d.h. sowohl frühere Wissenschaftskulturen wie die arabische als auch die heutige chinesische

Wissenschaft ausklammert, kann man die in den westlichen Ländern betriebene Wissenschaft als einen gemeinsamen Typ wissenschaftlicher Aktivität beschreiben. Mag auch deren disziplinäre Einteilung nicht immer übereinstimmen, so kann doch angenommen werden, daß eine Verständigung über wissenschaftliche Tatsachen und erkannte Phänomene sprachübergreifend nicht nur möglich ist, sondern auch durch vorhandenes Wissen, das in einer anderen Sprache erlernt wurde, erleichtert wird: Dasselbe Konzept kann in der Muttersprache wie in der Fremdsprache verbalisiert und kommuniziert werden (Widdowson 1979, 27). Insoweit müßte man mit Widdowson zunächst einmal die internationalen Gemeinsamkeiten betonen.⁷⁰ Diese Parallelität von Lexemen und Strukturen war denn auch die Grundlage für fachsprachendidaktische Lehrwerke wie Buhlmann/Fearns (1987), in denen oft graphisch-semiotische Darstellungen die Aufgabe bekommen, das vorhandene Fachwissen und damit seine Verbalisierung in der Fremdsprache zu mobilisieren.

Die internationale Wissenschaftskommunikation ist aber keineswegs durch allgemeines Bemühen um universellen Wissenstransfer zwischen beliebigen Wissenschaftssprachen gekennzeichnet. Solche möglichen kommunikativen Bahnen enden meist sehr schnell, nämlich mit dem Transfer in die englische Sprache, was oft als Erleichterung dargestellt wird. Es birgt aber spezifische Probleme in sich, da die englische Wissenschaftssprache (wie alle anderen) in wissenschaftshistorischen, -soziologischen und kulturellen Zusammenhängen steht, die sie als „neutrale“ Vermittlungsinstanz ungeeignet erscheinen lassen. Das betrifft nicht nur die Übersetzungsarbeit im Detail, sondern vor allem auch die textliche Kommunikation. Diese vollzieht sich zu großen – wahrscheinlich wachsenden – Anteilen in Großformen des sprachlichen Handelns, die – wie der Wissenschaftliche Artikel – zweckmäßig bestimmt und durch eine lange Entwicklung geformt sind. Unter Hinweis auf die in § 2.3.1. gegebene Charakterisierung der Textart ist daran zu erinnern, daß dem Wissenschaftlichen Artikel eine spezifische Sprecher-Hörer-Konstellation zugrundeliegt: Ein Wissenschaftler wird zum Autor aufgrund (s)eines Bewußtseins eines Wissensvorsprungs und der Notwendigkeit einer raschen Verallgemeinerung dieses neuen Wissens, das ja nicht als Privatwissen erarbeitet wurde. Die Art und Weise, wie diese Sprecher-Hörer-Konstellation in kommunikative Praxis umgesetzt wird, ist nun keineswegs so universell, wie es die von Widdowson ins Auge gefaßte Mitteilung wissenschaftlicher Tatsachen ist. Im Bereich der Textarten und Redetypen sind also Ansatzpunkte für interkulturelle Unterschiede vorhanden, weil spezifische Formen der Textorganisation ausgebildet werden können und auch wurden, in die Annahmen über die Leser ebenso einfließen wie allgemei-

⁷⁰ Diese Differenzierung erscheint mir notwendig hervorzuheben gegenüber Oldenburg, der pauschal "der Hypothese von der Universalität des wissenschaftlichen Diskurses" widerspricht (Oldenburg 1992, 30).

nere Leitvorstellungen darüber, wie ein guter Text aussehen sollte, – Vorstellungen, die z.B. aus rhetorischen Traditionen begründet sein können. Raible (1994, 9) weist zudem auf historisch gewachsene Verbindungen zwischen wissenschaftlichem Schreiben und nationalen Traditionen hin.

In besonders umfassender Weise wurden solche Differenzen von Galtung zur Sprache gebracht. Galtung (1985) hat, basierend auf seinen eigenen interkulturellen Erfahrungen, vier verschiedene "intellektuelle Stile" (den sachsonischen, teutonischen, gallischen und nipponischen Stil) diagnostiziert, bezogen auf alle Formen der wissenschaftlichen Kommunikation. Darauf haben sich viele Sozial- und Sprachwissenschaftler zustimmend bezogen (vgl. Schröder 1987, 27 f.; Sachtleber 1993b). Schröders Zusammenfassung macht deutlich, wie weit Galtungs Hypothesen gehen:

"Zwischen den intellektuellen Stilen und den wissenschaftlichen Diskursen vermutet Galtung einen Zusammenhang, genauso wie er eine besondere Eignung der entsprechenden Sprachen für den jeweiligen intellektuellen Stil annimmt". (Schröder 1987, 29).

Die Forschungsgruppe um Michael Clyne hat, an Galtung anknüpfend, ein Textkorpus zusammengestellt, um solchen Unterschieden auf empirischem Wege nachgehen zu können (z.B. Clyne 1987a, 1991). Verglichen wurden Texte von deutschen, englischen, amerikanischen und australischen Wissenschaftlern aus den Disziplinen Linguistik und Soziologie (je 26 Texte). Geprüft wurde zum einen die propositionale Abfolge, d.h. deren hierarchische Struktur sowie der mehr oder weniger "lineare" Aufbau des Textes,⁷¹ außerdem die Frage, ob die Textteile symmetrisch sind; zum anderen ging es um die ausdrückliche Information des Lesers in Form von "advance organizers", "Definitionen" u.ä.; des weiteren wurde auch die Satzkomplexität geprüft. Eine ausführlichere Darstellung der Ergebnisse findet sich z.B. in Graefen (1994). Hier ist daher nur festzuhalten, daß die untersuchten Texte hinsichtlich der zugrundegelegten Untersuchungskriterien mehrfach deutliche Gruppen-Unterschiede aufwiesen; insbesondere ließen sich die Texte der Deutschen (– unabhängig davon, in welcher Sprache ihre Texte verfaßt waren –) von denen der anderen unterscheiden, und zwar in negativer Hinsicht. Clyne hält insgesamt fest, daß die relativ einheitliche englisch-amerikanische Weise der Textgestaltung, erworben in Kursen und Seminaren zum Essay-Writing, bei deutschen Autoren kaum eine Entsprechung findet, was sein Korpus angeht. Oldenburg (1992, 34) hat von Clyne eine

"Offenlegung der Kriterien für die Entscheidung, wann Propositionen als digressiv, d.h. als Exkurs zu werten sind und wann nicht"

⁷¹ Der englische Ausdruck linearity kann evtl. mit 'geradlinige Gedankenführung' übersetzt werden.

gefordert. Tatsächlich liegt in dieser Qualifizierung ein Problem, schon weil viele deutsche Wissenschaftler Clynes Schlußfolgerung, daß deutsche Autoren stärker zu Abschweifungen neigen, weder mit ihrer Selbstwahrnehmung noch mit ihrer Lektüreefahrung vereinbar finden. Das eigentliche Problem scheint aber nicht mangelnde Repräsentativität des Clyne-Korpus zu sein, sondern daß es kein gemeinsames Verständnis von "Linearität" und "Digression" bzw. "Abschweifung" zu geben scheint. Das Textartwissen ist also unterschiedlich.

Abgesehen von den Untersuchungen von Kaplan, deren erste (Kaplan 1966) häufig als Initialzündung für eine Forschungsrichtung namens "Contrastive Rhetorics" oder "Kontrastive Textlinguistik" genannt wird, bietet die angelsächsische Literatur m.W. derzeit keine an Clyne anknüpfenden vergleichbaren Forschungsbemühungen.⁷² Das Interesse von Textuntersuchungen ist vorwiegend auf die pädagogische Umsetzung gerichtet. Ein Beispiel dafür, wie unmittelbar oft eine Korpusanalyse in Wissens-Vorgaben umgesetzt wird, liefert ein Aufsatz von Hansen (1988), in dem die Autorin zunächst zwei sozialwissenschaftliche Texte analysiert, mit der Fortsetzung:

"Hence, to analyze the rhetorical product is to learn something of how each discipline ostensibly conceives of the nature and origin of knowledge, and thus of how the disciplines define themselves. More importantly, to scrutinize the texts in this way is to describe some of the rhetorical knowledge practitioners of these disciplines must have." (Hansen 1988, 167)

Die Menge der Veröffentlichungen in diesem Bereich zeigt, daß die Vermittlung von "discourse rules" theoretisch und praktisch sehr ernst genommen wird.

⁷² Die deutsche Autorin Sachtleber (1993a, 1993b) knüpft an Clyne an, wenn sie u.a. die thematische Entfaltung bzw. Organisation in den Mittelpunkt ihrer Analyse von Kongreßakten stellt.

3. Die Textart Wissenschaftlicher Artikel in der wissenschaftlichen Kommunikation

Selbstreflexion von Wissenschaftlern über verschiedene Aspekte ihrer Tätigkeit hatte traditionell ihren Ort in den Teildisziplinen der Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftsgeschichte, später dann in der Wissenschaftssoziologie und z.T. der Wissenssoziologie, die nach Mannheim (vgl. Mannheim 1931/ 1952) allerdings kaum eine Fortsetzung mehr fand (Meja/Stehr 1982). Eine eigenständige Wissenschaftsforschung wurde von Bernal (1939/1967) initiiert und mit einem vierbändigen Werk etabliert. Dieser Initiative liegt offenbar aufkommende öffentliche Kritik an der Wissenschaft zugrunde, deren zuvor fraglose "universelle Wohltätigkeit" (Bernal 1967, 1) in Zweifel gezogen wurde. Die Vorwürfe, die gegenüber den Institutionen und ihren Agenten erhoben wurden, sind bekannt, da sie bis in die heutige Zeit hinein Fortsetzungen finden: Sie richteten sich gegen die Indienstnahme der Wissenschaft – z.T. als "Mißbrauch" bezeichnet – für abgelehnte gesellschaftliche, d.h. meist nationale Zwecke wie die Effektivierung der militärischen Potenzen, daneben gegen die umweltzerstörerischen Folgen moderner Technologie. Für die Kritiker war es dabei schwer zu entscheiden, welchen Anteil die Wissenschaftler selbst an der Verwendung ihrer Erkenntnisse hatten; in den meisten Fällen wurde zumindest ein Teil der Verantwortung bei ihnen als den 'Wissensproduzenten' gesucht.

Mehr nebenbei wurde seitens der Wissenschaftssoziologie auch die Kommunikation in dieser Sphäre untersucht. Aus dem bisher Gesagten wird deutlich, daß die Sprachwissenschaft in diese Forschungen nicht einbezogen war, wohl schon deshalb, weil die Diskussion um den gesellschaftlichen Stellenwert und die Verantwortung der Wissenschaft stark im Vordergrund standen. Die Untersuchung von Wissenschaftssprache(n) hat erst in den letzten zwanzig Jahren einen beachtenswerten Umfang erreicht. Weinrich (1995b, 157) fordert als Konsequenz, neben Wissenschaftstheorie und -geschichte "gleichrangig eine Wissenschaftslinguistik" zu betreiben. Für ein solches Unternehmen ist zweierlei wichtig:

1. Forschungsfragen und -resultate der nichtlinguistischen, bereits seit längerem mit dem Thema Wissenschaft befaßten Disziplinen müssen darauf geprüft werden, inwiefern sie einen Beitrag für eine wissenschaftslinguistische Untersuchung leisten können;
2. "Wissenschaftssprache" ist kein fertig vorliegendes Substrat, dessen grammatisch-lexikalische Bestandteile zu betrachten sind, sondern ein Typ sprachlichen Handelns, in dem Wissenschaft als gesellschaftliche Aufgabe und als Beruf realisiert wird. Dieses Handeln bedient sich allgemeiner und speziell wissenschaftlicher sprachlicher Mittel in zweckmäßiger Weise.

Das macht eine Vorgehensweise nötig, die der in der Fachsprachenforschung üblichen direkt entgegengesetzt ist. Wenn z.B. Bungarten die Untersuchung von Wissenschaftssprache auf den Gegenstand "wissenschaftssprachliche Kompetenz" verweist, die gekennzeichnet sei durch

"morphologische, lexikalische und terminologische Elemente, syntaktische und satzsemantische Strukturen, argumentationstheoretische, sprechakttheoretische, textstrukturelle, stilistisch-statistische, sprachsoziologische und kommunikationstheoretische Regeln" (Bungarten 1981, 32 f.),

so beschreibt diese Aufzählung auch recht gut die in der Fachsprachenforschung üblichen Fragen und deren Reihenfolge. Ich verfähre insofern umgekehrt, als ich – vor der Untersuchung einzelner sprachlicher Elemente – versuche zu umreißen, wie überhaupt der Handlungsraum für wissenschaftliche Autoren aussieht. Thema ist dabei nicht die Kompetenz, sondern sind zunächst die objektiven, gesellschaftlich bestimmten Bedingungen für die Betätigung solcher Kompetenz. Damit rückt die institutionelle, also zugleich die gesellschaftliche Qualität der Textart in den Vordergrund. Sie zu untersuchen ist die Aufgabe des zweiten Kapitels.

Vorweg ist zu sagen, wie die Bezeichnung "Wissenschaft" hier gebraucht wird. Es ist bekannt, daß im angelsächsischen Sprachbereich die "humanities" von den "sciences", worunter man die Naturwissenschaften faßt, getrennt werden. In anderen europäischen Ländern bezieht man so wie in Deutschland die Sozialwissenschaften und die "Geisteswissenschaften"⁷³ mit ein. Zwar besteht keine Einigkeit, ob es sich dabei um zwei komplementäre Mengen handelt oder ob zur Unterscheidung von den Naturwissenschaften eine zusammenfassende Bezeichnung für alle anderen gesucht werden soll, etwa "Humanwissenschaften"; das zeigt, daß es Überlappungen in den Gegenstandsbereichen und Methoden gibt.⁷⁴ Die Gleichstellung als Wissenschaften impliziert, daß es fach- und methodenübergreifende Prinzipien wissenschaftlicher Tätigkeit gibt, die es erlauben und erfordern, ein einheitliches Wissenschaftsverständnis zugrunde zu legen.

⁷³ Gemäß Helbling (1986, 151) ist die Entgegensetzung von Geistes- und Naturwissenschaften zwar "altbacken", aber auch "praktisch". Der Vorteil der Kategorie Geisteswissenschaften ist in meinen Augen, daß sie die Subsumtion der Mathematik erlaubt, die weder den Natur- noch den Sozialwissenschaften zugerechnet werden kann.

⁷⁴ Schröder (1987) beschreibt Selbstverständnis und Sachlogik der Sozialwissenschaften und macht dabei auf "ideologisch bedingte Unklarheiten" schon der Bezeichnung aufmerksam (1987, 18). Dieser Frage kann hier nicht weiter nachgegangen werden.

3.1. Die gesellschaftliche Bestimmtheit wissenschaftlicher Kommunikation

Seitdem Universitäten eingerichtet wurden,⁷⁵ wird mit mehr oder weniger Erfolg versucht, die Potenzen menschlicher Erkenntnis systematisch für den gesellschaftlichen Fortschritt nutzbar zu machen. Während in den Institutionen der Ausbildung eine *Reproduktion* des gesellschaftlichen Wissens auf verschiedenen Niveaus stattfindet, liegt die Aufgabe der Abteilungen der Forschung wesentlich darin, neues Wissen zu finden und zu prüfen. Nützlichkeit für gesellschaftliche Zwecke ist die allgemeine Anforderung an solches Wissen, ohne daß den wissenschaftlichen Ergebnissen diese Qualität erkennbar anhaftet.⁷⁶ Das gilt für die Sozialwissenschaften wie für die Naturwissenschaften. Die Bereitstellung und laufende Finanzierung eines wissenschaftlichen Apparates hat keinen unmittelbaren produktiven Wert für einen Staat, wenn auch in den 60er Jahren aufgrund eines exponentiellen Wachstums häufiger von der Wissenschaft als "Produktivkraft" oder "Produktionsfaktor" (z.B. Dobrov 1970) gesprochen wurde.⁷⁷ Erst die Umsetzung von Erkenntnissen in materielle, technische oder ökonomisch zweckmäßige Veränderungen erbringt einen meß- oder schätzbaren gesellschaftlichen Nutzen; entsprechende Zahlen sind aber durchaus mit Vorsicht zu betrachten, da es z.B. bei angemeldeten Patenten nicht nur auf deren Zahl, sondern auch auf deren je besondere Brauchbarkeit und Relevanz ankommt. In mehr oder weniger regelmäßigen Abständen werden die Unkosten dieses Apparates ins Verhältnis zu seinen Effekten gesetzt, was allerdings nicht bedeutet, daß darüber eindeutige quantitative Aussagen gemacht werden können.⁷⁸ Es kommen daher notwendigerweise immer wieder Zweifel auf, ob der gegenwärtige Aufwand und die Organisation von Forschung und Lehre nicht verbessert werden müßten.

Wenn der wesentliche Zweck wissenschaftlicher Arbeit die Erweiterung des vorhandenen Wissensbestandes ist, so folgt aus dieser sehr allgemeinen Zweckangabe noch nicht, welche Wege dazu einzuschlagen sind und welche (Teil-)Wahrheiten weiterbringen, welche neuen Erkenntnisse sich als nützlich oder

⁷⁵ Die ersten Universitäten entstanden zwischen 1150 und 1250 in Bologna, Oxford und Paris, nicht zufällig sicherlich in Städten mit einem regen Handels- und Gewerbetreiben und einer Verwaltungsstruktur, in der regelmäßig juristische und andere 'Fachleute' gebraucht wurden (vgl. Prahl/Schmidt-Harzbach, 15 ff.).

⁷⁶ Weingart/Winterhager (1984) behandeln die Inkonsistenz der Versuche, den wissenschaftlichen "output" durch Indikatoren meßbar zu machen, um anhand dessen die gesellschaftliche Nützlichkeit differenziert beurteilen zu können.

⁷⁷ Bekannt ist besonders eine Studie von Price (1965), in der die Wachstumsrate des wissenschaftlichen Personals wie auch der wissenschaftlichen Leistungen seit dem 17. Jahrhundert berechnet wurden, mit dem Ergebnis, daß in beiden Kategorien 80-90% den 60er Jahren zugerechnet werden müßten.

⁷⁸ Mit diesem Widerspruch hat die Disziplin der Bildungsökonomie zu tun.

zumindest als 'fruchtbar' für weitere Erkenntnisprozesse erweisen werden. Von einem Standpunkt außerhalb der Wissenschaft sind darüber weder Prognosen noch sinnvolle Entscheidungen möglich. Eine allgemeine Beschränkung der Suche nach Wissen unter instrumentellen bzw. unter Kosten-Nutzen-Gesichtspunkten könnte daher für eine Gesellschaft nur kontraproduktiv sein. Das bedeutet: Eine effektive Nutzung wissenschaftlicher Potenzen erfordert weitgehenden *Verzicht auf Regulierung* nach 'externen' Kriterien. Schon die mittelalterlichen Kleinstaaten-Fürsten wußten, daß 'freie' Universitäten den wachsenden Ausbildungsbedarf besser erfüllten, als es die an den Höfen gepflegte Gelehrsamkeit gekonnt hätte. Auch in den USA ist die professionelle Autonomie von Wissenschaftlern als notwendig anerkannt.⁷⁹

Trotz der Anerkennung dieses allgemeinen Prinzips findet der Sache nach in allen Ländern eine Regulierung statt, vermittelt über die Festsetzung von finanziellen "Rahmenbedingungen", von Arbeitsbedingungen für Wissenschaftler und vieles andere mehr. Die oft geäußerte Unzufriedenheit mit dem Ungleichgewicht der Wissenschaftsentwicklung, das durch einseitige Förderung der Naturwissenschaften entstanden war (Weingart 1973, 18), verweist auf ein Beispiel. Die Kritik an der heute besonders in den USA praktizierten "Vermessung der Forschung" (Weingart/Winterhager 1984) durch quantifizierbare Indikatoren wie die Anzahl der Publikationen und der Zitationen bietet ein weiteres Beispiel, da hierbei die Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen von fragwürdigen, scheinobjektiven Kriterien abhängig gemacht wird (ebd., 26).

Eine Wissenschaftspolitik im engeren Sinne ist ein relativ neues Phänomen. Noch nach dem 2. Weltkrieg, als viele Länder dazu übergegangen waren, Wissenschaftspolitik zu betreiben, gab es nach der Einschätzung von Weingart (1973, 13) keine durchgängige Planung,⁸⁰ sondern – als Folge der Steuerungsversuche – einen

"Konflikt zwischen einer nur sich selbst verantwortlichen, vorrangig inneren Gesetzmäßigkeiten gehorchenden Forschung und der Forschung, die den direkten und indirekten politischen und ökonomischen Einflüssen unterliegt."

Das hat Folgen für die Organisation der Wissenschaft: die traditionellen Elemente ihrer Institutionalisierung wie Universitäten, Förderungseinrichtungen und Beratungsgremien existieren zwar weiter, werden aber in bestimmten Bereichen – in den USA ist hier häufig von den "Big Sciences" die Rede –

⁷⁹ Weingart/Winterhager (1984) zitieren den amerikanischen Wissenschaftler Alan Waterman mit den programmatischen Worten: "Wir haben die fundamentale Überzeugung, daß der Sache des Landes am besten gedient ist, wenn uns freie Hand gegeben wird zu handeln, wie wir es für richtig halten, denn wir wissen sehr genau, daß der größte Fortschritt in der Wissenschaft erzielt wird, wenn das der Fall ist." (1984, 21)

⁸⁰ Wie weit eine solche Planung in der Sowjetunion und der DDR existierte, ist mir nicht bekannt.

obsolet. Die herkömmliche Wissenschaft wird zur "Little Science",⁸¹ und die Differenzen wurden in der Wissenschaftssoziologie z.T. sehr stark betont. Tatsächlich verändern sich die Arbeitsbedingungen von Wissenschaftlern durch die Anwendungsbezogenheit: Spezialisierte Untersuchungen, die einem verwertbaren Ergebnis näher sind, finden als konkurrierende Forschungsbemühungen meist privater Firmen statt; der Handlungsraum der beteiligten Wissenschaftler ist stärker begrenzt, und sie sind einer anderen Art von Effektivitätskontrolle unterworfen. Zugleich werden die angestrebten Ergebnisse nur dann erzielt, wenn mehr oder weniger wissenschaftliche Arbeitsweisen praktiziert werden; in der Technologieentwicklung sind deren Anteile geringer; Aufwand und Vorgehen der Forschung können gezielter geplant werden. Es ist folglich nicht absehbar, daß durch Auftragsforschung der Charakter wissenschaftlicher Tätigkeit grundlegend geändert würde.

3.1.1. Die Institutionalisierung von Wissenschaft

Aus dem gesellschaftlichen Anspruch, Wissenschaft zu betreiben, um einen ständigen Zuwachs an Wissen zu erhalten, der in verschiedenster Hinsicht nutzbar gemacht wird, resultiert, daß wissenschaftliche Tätigkeit aus dem Status der "Amateurwissenschaft" Barnes/Dolby (1973, 276) herausgeholt wird, den sie noch im 19. Jahrhundert hatte. Über das Betreiben von Hochschulen als 'Stätten der Forschung' hinaus findet ein Prozeß der Institutionalisierung statt.

In der Wissenschaftssoziologie wurde dies z.T. als Prozeß der Systembildung beschrieben, d.h. Wissenschaft galt als "soziales Teilsystem" (Riegel 1974, 65 ff.). Als Hauptmerkmale des Systemcharakters werden sehr allgemeine "strukturelle Voraussetzungen" genannt, nämlich eine "rollenmäßige Ausdifferenzierung" und eine "funktionale Spezifizierung" (ebd.). Der Anschluß an die Systemtheorie bietet daher nach meiner Auffassung keine Vorteile, da der Systembegriff menschliche Handlungszusammenhänge strukturell gleichsetzt mit biologischen und technischen Zusammenhängen, so daß gerade die gesellschaftliche Qualität des Handelns aus dem Blick gerät.

Innerhalb der nicht systemtheoretischen Wissenschaftssoziologie hat man offenbar den Institutionsbegriff zur Kategorisierung vorgezogen (vgl. Weingart 1973, Böhme 1975, Krekel-Eiben 1990). Nun ist damit noch nicht viel gewonnen, da der Begriff der Institution in der Wissenschaftsgeschichte vielfältige Behandlung unter verschiedensten Aspekten gefunden hat, teilweise auch unter anderen Bezeichnungen. Auch gegenwärtig lassen sich divergierende Konzepte unterscheiden (Koerfer 1994, 113). "Institutionen" werden in einem neueren Handbuch der Soziolinguistik bestimmt als

⁸¹ Vgl. den Titel von Price (1963): "Little Science, Big Science".

"Komplexe von unterschiedlichen, aufeinander bezogenen und hinsichtlich ihrer Realisierung voneinander abhängigen 'Formen' oder 'Modellen' sozialen Handelns (...) samt korrespondierenden Vorstellungen und Haltungen, die bestimmte Verfahrensweisen kognitiv oder wertmäßig auszeichnen." (Hummell/Bloch 1987, 187)

Das Problem bei einer solchen Bestimmung scheint mir vor allem darin zu liegen, daß nur sozialpsychologische Größen herangezogen werden; eine objektive gesellschaftliche Basis des Handelns ist nicht einmal angedeutet.

Ehlich und Rehbein haben als Resultat eines kritischen Überblicks über die wichtigsten Theorien festgestellt, daß es noch kein "verallgemeinertes Institutionenkonzept" gibt (1994, 315 und 318 f.), halten aber einige grundlegende Bestimmungen von Institutionen fest (ebd., 317-320), die hier bedeutsam sind:

- a) Institutionen sind "gesellschaftliche Apparate", die auf bestimmte Handlungszwecke festgelegt sind;
- b) Sie eröffnen entsprechende "Handlungsräume" für die Individuen, also einerseits geregelte Handlungsmöglichkeiten, andererseits auch Beschränkung der Handlungsmöglichkeiten;
- c) Sie haben eine aktive Funktion für die Reproduktion einer bestimmten Gesellschaftsformation;
- d) Sie sind Ensembles repetitiver gesellschaftlicher Handlungen;
- e) Sie vergegenständlichen sich in Gebäuden und Geräten und verfügen über spezielles Personal, ihre *Agenten*, zum Teil auch über Adressaten oder Objekte, ihre *Klienten*;
- f) Die innerhalb der Institution Handelnden entwickeln ein Institutionswissen und bestimmte Formen des sprachlichen Handelns in der Institution.

Tatsächlich läßt sich historisch zurückverfolgen, daß die Anfänge der Wissenschaft aus standardisierten produktiven und reproduktiven Tätigkeiten hervorgingen, weshalb z.B. das Wissen in der frühgriechischen Gesellschaft noch eng verknüpft war mit den "Künsten". Sowohl die Inhalte als auch die Formen der Wissensgewinnung waren aber mit Wissenschaft im heutigen Sinne lange Zeit nicht zu vergleichen. Daher setzte der historische Überblick in Kapitel 1 erst mit einem Zeitraum an, in dem durch die Gründung von Universitäten Anfänge einer Institutionalisierung festzustellen sind. Aber auch die folgenden Jahrhunderte waren nicht durch einen konsequenten Entwicklungsprozeß gekennzeichnet: Ein wesentlicher Teil der wissenschaftlichen Betätigung war noch das Werk einzelner Subjekte und ihrer gelegentlichen Zusammenarbeit; von einem gesellschaftlichen Apparat mit einem festgelegten Handlungszweck konnte noch nicht die Rede sein.

Betrachtet man die heutigen Formen der Organisation wissenschaftlicher Tätigkeit, so hat der überwiegende Teil davon alle Merkmale institutionellen Handelns: Sie vollzieht sich vor allem als berufliche Tätigkeit von Agenten der Forschung und der Lehre innerhalb von Universitäten, die staatlicher Regelung

unterliegen, und anderer Forschungsinstitutionen. Der Handlungszweck dieser Agenten ist gesellschaftlich vorgegeben, womit über das Verhältnis zu ihren subjektiven Zwecken noch nichts gesagt sein soll (vgl. § 3.1.4.). Die Handlungsräume sind solche, die sich aus jahrhundertelanger wissenschaftlicher Betätigung heraus entwickelt haben und z.T. nach und nach staatlich kodifiziert worden sind. Dennoch ginge es zu weit, würde man Wissenschaft selbst als "Institution" bezeichnen. Der Sachverhalt ist aber der, daß kaum noch Wissenschaft außerhalb institutioneller Zusammenhänge stattfindet. Zwar ist es auch heute nach wie vor denkbar, daß einzelne Subjekte sich in privater Initiative und Verantwortung wissenschaftlich betätigen und damit auch Erfolge erzielen. Die Praxis in den industriell und technisch entwickelten Gesellschaften hat solcher 'privaten Wissenschaft' aber offenbar kaum eine Chance außerhalb des Hobbyismus gelassen.

Ich gehe daher im folgenden davon aus, daß die wissenschaftliche Tätigkeit institutionellen Charakter hat, wobei einige wichtige Formen aus wissenschafts-immanenten Prinzipien entspringen.

Wie ist nun das sprachliche Handeln, das Wissenschaftliche Artikel als einzelne Produkte wie auch als Textart hervorbringt, in die gesellschaftliche Sphäre der Erarbeitung neuen Wissens eingebunden?

3.1.2. Wissenschaftliche Öffentlichkeit

Von seiten der Öffentlichkeit richten sich viele verschiedene Interessen auf die Tätigkeit von Wissenschaftlern. Außer dem schon angesprochenen gesellschaftlichen Bedarf, Erkenntnisse in technische oder medizinische Fortschritte oder in Produktionsverbesserungen umzusetzen, läßt ein anderer Teil dieser Interessen sich unter dem philosophisch vorgeprägten Wort "Aufklärung" zusammenfassen: Die Erziehung, alle gesellschaftlichen Beziehungen und Ordnungen sowie die Geschichte ihrer Entwicklung – dies und vieles andere kann Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen werden und kann auch Inhalt von Bildung und Ausbildung werden, nachdem die betreffenden Erkenntnisse bestimmte Filter durchlaufen haben. An der immer stärkeren Durchdringung der Umgangssprache mit Elementen der Fach- und Wissenschaftssprache(n) zeigen sich die Spuren eines vielfältigen, teilweise gesteuerten Wissenstransfers, wobei die Berufspraxis und die Öffentlichkeit die "großen Einfallstor(e)" sind (Habermas 1978, 330).

Nicht selten werden Bedürfnisse nach Aufklärung an die 'Institution' Wissenschaft herangetragen, auch in der Form der Forderung nach politischer Einflußnahme von Intellektuellen im Sinne vernünftiger Maximen (z.B. Chomsky 1971). Sie zu erfüllen ist aber nicht deren primäres Ziel. Erkennbar ist diese Zieldiscrepanz schon an der immer weitergehenden Spezialisierung, verbunden

mit einer immer stärkeren Konzentration der Forscher auf den internen Wissenszuwachs – also an einer stets größer gewordenen Diskrepanz zwischen dem Wissen der "Laien" und den jeweils neuen Erkenntnissen 'der Wissenschaft'. Was die tatsächliche Verbreitung des gesellschaftlichen Wissens angeht, so ist mit der Verwirklichung eines allgemein zugänglichen Schulwesens und der Abschaffung formeller Beschränkungen für den Zugang einzelner zur Institution Wissenschaft eine entscheidende Veränderung realisiert. Sie betrifft nicht nur die Bildungsmöglichkeiten des einzelnen, sondern auch die Wissenschaft insgesamt hat dadurch eine Art Öffentlichkeitscharakter bekommen, der sich erstens darin äußert, daß der Wert wissenschaftlicher Ergebnisse aufgrund des Nutzens und der gesellschaftlichen Anerkennung, die sie erfahren, beurteilt wird,⁸² nicht nach nur immanenten Kriterien. Nicht selten wurde in der *Sprache* von Wissenschaftlern das wesentliche Hindernis gesehen, was sich zum Beispiel im Vorwurf des Fachjargons⁸³ äußerte.

Vorschläge für eine sozialpsychologische Motivierung einer 'Gruppensprache', die nach außen abgeschottet erscheint, sind häufig gemacht worden, etwa der des "Imponiergehaves" (Seiffert 1979) oder mit dem Hinweis auf die "gruppenstabilisierende und -abgrenzende Funktion" insbesondere der Termini und Fremdwörter (Pörksen 1974, 217). Neuere Arbeiten bemühen sich demgegenüber um eine Versachlichung der Frage nach der Funktionalität eines Jargons (Sauer 1993, 125). Tatsächlich wäre es ein Fehler, die als "Entfremdung" (Bungarten 1986) oder einfach als Fremdheit (Ehlich 1993) erfahrbare Verselbständigung und Abgetrenntheit des wissenschaftlichen Prozesses auf Bedürfnisse der einzelnen Wissenschaftler zurückzuführen. Zugrundeliegt ein objektiver, gesellschaftlich gegebener Widerspruch.

Nach Riegel (1974, 12 f.) ist wissenschaftliches Wissen einerseits

"ein Sonderwissen, weil Erwerb, Benutzung, Verteilung und Produktion wissenschaftlichen Wissens durch besondere soziale Normen und Werte gesteuert werden, die lediglich für die soziale Gruppe der Wissenschaftler relevant sind." Andererseits ist es "ein öffentliches Wissen, weil es von jedem erworben, benutzt und überprüft werden kann, der sich die dafür erforderlichen methodischen Regeln und handlungsrelevanten sozialen Normen und Wertvorstellungen ... aneignet."

Aufgrund dieser prinzipiellen Zuständigkeit der Öffentlichkeit wäre es daher sinnvoll, die gesamte Gesellschaft⁸⁴ als 'wissenschaftliche Öffentlichkeit' zu betrachten; auf der anderen Seite ist aber diese Möglichkeit nicht realisiert. Tat-

⁸² Nur auf dieser Grundlage konnte der Vorwurf der "Wissenschaft im Elfenbeinturm" in den 60er und 70er Jahren Eindruck machen.

⁸³ Löffler artikuliert solche Kritik: Zwischen Fachwissenschaftlern und Laien gebe es eine "Kommunikationskluft", und erstere würden wie eine "Priesterklasse" angesehen (1985, 118).

⁸⁴ Mit "Gesellschaft" ist hier eine national verfaßte Gesellschaft gemeint, deren Wissenschaft staatlich organisiert und weitgehend finanziert wird.

sächlich findet man allenfalls eine sehr gebrochene und partielle wechselseitige Durchdringung vor: Der Wissensvorsprung von technischen und wissenschaftlichen Experten ist fest etabliert und abgesichert. Das gilt nicht nur für die Teilhabe am vorhandenen Wissen, sondern auch für die Merkmale institutionellen Handelns: Sie kennzeichnen nur die innerwissenschaftliche Kommunikation. Für die nachfolgend vorgestellte Untersuchung ist daher nur diese relevant.

Weinrich hat das Funktionieren dieses Austausches in emphatischer Weise auf eine Art ethisches Prinzip zurückgeführt (1995a, 3):

"Alle wissenschaftlichen Erkenntnisse sind einem allgemeinen Veröffentlichungsgebot unterworfen, und kein privates Wissen oder Geheimwissen darf sich wissenschaftlich nennen. Das Gebot der Veröffentlichung ist jedoch mehr als ein bloßes Mitteilungsgebot; es ist nämlich in seiner striktesten Form nur erfüllt, wenn ein Forschungsergebnis *allen* anderen Wissenschaftlern, die es je für relevant halten können, zugänglich gemacht wird." (Hvg. i.O.)

Der Stellenwert des Veröffentlichens ist in den meisten Ländern sehr hoch, was primär mit dem wechselseitigen Nutzen umfassender Information für die Arbeit der Forscher zusammenhängt.⁸⁵ Relevante Einschränkungen gab es im allgemeinen durch machtvolle, d.h. staatliche, Interessen am Ausschluß anderer Länder von sicherheitsrelevantem Wissen, beginnend mit der Radartechnik in den 30er Jahren. Es wurde jedoch dabei immer deutlich, daß Geheimhaltung im Widerspruch zur Wissenschaft stand, weshalb sie auch keine langfristige Strategie werden konnte und sollte (Storer 1973b, 110 f.).

Wissenschaftssoziologisch gesehen ist es unumgänglich,

"daß ein soziales System, das durch besondere Rechte und Pflichten der Mitglieder gegeneinander identifiziert werden kann, sich in einem kreativen Bereich nur entwickeln kann, wenn das Publikum auf "Experten" (im allgemeinen weitere Personen, die auf diesem Gebiet ebenfalls kreativ arbeiten) beschränkt wird, und das Produkt leicht auf das Publikum verteilt werden kann." (Storer 1973a, 76)

Daraus folgt allerdings nicht, daß die gegenwärtige Wissensverteilung in einem Land wie Deutschland nicht auch anders aussehen könnte, etwa so, daß weit mehr von dem wissenschaftlichen Wissen in die Allgemeinbildung eingeht.

3.1.3. Der "Wissenschaftliche Diskurs"

Im angelsächsischen Bereich wird häufig von "academic (scientific) discourse" gesprochen; als dessen Träger wird die "scientific community" genannt. Im Französischen ist ebenfalls die "analyse du discours" für die wissenschaftliche Kommunikation als Gesamtheit zuständig. Das semantische Potential der Aus-

⁸⁵ Sekundär ist jedoch ein anderer Nutzen hinzugekommen, bedingt durch die vor allem in den USA verbreitete Praxis einer Wissenschaftsbewertung durch "Indikatoren" (vgl. Weingart/Winterhager 1984).

drücke discours/discourse/Diskurs scheint die Möglichkeit zu bieten, den Handlungsbereich wissenschaftlicher Kommunikation zusammenfassend zu bezeichnen⁸⁶, wenn jeweils präzisiert wird, ob mündliche oder schriftliche Kommunikation untersucht wird oder ob die Basis eine Sprechergruppe oder ein thematischer Zusammenhang ist. Einige Autoren sprechen denn auch von "wissenschaftlichem Diskurs". Der deutsche Ausdruck "Diskursanalyse" ist aber innerhalb der Pragmatik stärker festgelegt worden: *Diskurs* ist im allgemeinen die mündliche, unmittelbare Interaktion. Im deutschen Sprachzusammenhang kann daher nicht ohne weiteres von "wissenschaftlichem Diskurs" gesprochen werden, wenn es (wie hier) um Publikationen, also um eine schriftliche kommunikative Betätigung geht. Ich verwende statt dessen "*wissenschaftliche Kommunikation*" als zusammenfassenden Ausdruck.

Wer sind nun die Interaktanten, die wissenschaftliche Kommunikation betreiben und insbesondere mit der Textart Wissenschaftlicher Artikel befaßt sind? Es gibt verschiedene Legitimationen dafür, von einer "scientific community" – soziologisch oft als "Wissenschaftsgemeinschaft" (Krekel-Eiben 1990), von Spinner als "Gelehrtenzunft" (Spinner 1985) bezeichnet – zu sprechen, nämlich

- die prinzipiell gleiche soziale Stellung von Wissenschaftlern,
- Übereinstimmungen in der wissenschaftlichen Grundbildung,
- die formale Ähnlichkeit der Ausbildungsgänge und Prüfungen,
- die Vorteile und gelegentlich die bewußte Praktizierung von interdisziplinärem Austausch
- Beiträge von Wissenschaftlern eines Faches zum Wissensbestand anderer Fächer (bzw. nachträgliche Übernahmen).

Besonders in Anspruch genommen wird die scientific community vom Kritischen Rationalismus, nämlich als letztlich verantwortliche Prüfinstanz, die eine wissenschaftliche Theorie mit einer – wenn auch vorläufigen – Akzeptanz ausstatten kann.

Im nachfolgenden Paragraphen werden u.a. Argumente vorgebracht, die bestimmten harmonisierenden Vorstellungen von einer "scientific community" widersprechen. Soweit der Ausdruck hier gebraucht wird, meint er weniger die (bei genauerer Betrachtung ohnehin fragwürdige) soziale Homogenität der Berufsgruppe der Wissenschaftler; wichtiger erscheint die institutionelle Verfaßtheit wissenschaftlicher Tätigkeit. Dazu gehören auch Phänomene wie die von "Lohn und Strafe in der Wissenschaft" (Stuhlhofer 1987), von Whitley (1973, 188) als "Belohnungssystem" bezeichnet (vgl. 3.1.5.).

Sprachwissenschaftlich betrachtet, wird die sog. scientific community dadurch zu einer "Gemeinschaft", daß ihre Mitglieder

⁸⁶ Vgl. den Band "Diskursanalyse in Europa" (Ehlich 1992).

- a) sich in ihrer Interaktion miteinander von einem gemeinsamen Zweck bestimmen lassen,
- b) sich derselben Allgemeinen Wissenschaftssprache bedienen,
- c) ihre Fachsprachen nach denselben Prinzipien (weiter-)entwickeln,
- d) für Publikationen weitgehend dieselben Textarten verwenden.⁸⁷

Diese Liste nennt Merkmale des sprachlichen Handelns in noch unsystematischer Form. Zu wenig ist bisher dazu geforscht worden; in den letzten Jahren scheint sich zudem das Interesse mehr auf die Wissenschaftsgeschichte zu richten (z.B. Pörksen 1986, 1994).

In Kap. 2 wurde die Textart Wissenschaftlicher Artikel bereits unter Bezug auf den Zweck wissenschaftlichen Handelns charakterisiert. Im folgenden geht es darum, diese Zweckhaftigkeit im Hinblick auf die wissenschaftliche Kommunikation genauer zu bestimmen, d.h. zu fragen, welche spezifischen Formen des Austauschs entwickelt wurden und wie sie in das Handeln einbezogen sind. Die Einrichtung von Diskussionsteilen in Zeitschriften (Krekel-Eiben 1990, 168) oder die Diskursart des Vortrags lassen sich z.B. als Realisierung von Teilzwecken der wissenschaftlichen Kommunikation auswerten, ebenso wie die Textart Wissenschaftlicher Artikel.

Innerhalb der neueren Textlinguistik wird nicht selten von "Intertextualität" gesprochen, um die Tatsache zu erfassen, daß solche Artikel Bestandteil eines übergreifenden Kommunikationszusammenhangs sind. Dieses Konzept ist allerdings irreführend: Das, was darin als zusätzliches Phänomen einer (inhaltlichen oder formalen) Beziehung zu anderen Texten behauptet wird, ist m.E. notwendiges und integrales Merkmal der Textart; zu kritisieren ist,

- a) daß "Intertextualität" nur die *Existenz* von Beziehungen betont, nicht deren recht unterschiedliche Qualitäten;
- b) daß über diesen Ausdruck spezifische sprachliche Handlungen des Autors als *Texteigenschaft* erscheinen.

Wie in Kap. 2 ausgeführt wurde, kennen die Autoren den gegenwärtigen Stand des Wissens, auch eventuelle Vorgänger(-texte) sowie die offenen oder umstrittenen Fragen, und sie beziehen ihren Beitrag zur Erweiterung des Wissens sehr bewußt darauf. Notwendigerweise sind die Artikel also in ein vielfältiges Netzwerk von inhaltlich-methodischen Beziehungen eingebettet. Das gilt für die Zeitschriftenartikel noch mehr als für andere wissenschaftliche Texte, weil die Konturierung des neuen Wissens stark von dem Vergleich mit dem sowie der Absetzung gegen den schon vorhandenen Wissensbestand abhängig ist.

⁸⁷ Den letzten Punkt hat Schlieben-Lange (1983, 139) mit dem Ausdruck "Textgemeinschaft" bezeichnet. Sie spielt damit auch auf die historische Entwicklung zu einer scientific community an.

Einiges scheint dafür zu sprechen, daß der informellen Kommunikation wachsende Bedeutung für die fachliche Kommunikation insgesamt zukommt (Brüner 1993). Es ist aber unklar, ob dies für die wissenschaftliche Kommunikation auch gilt. Storer sprach schon vor über 20 Jahren (1973b, 102) von "dem anwachsenden Trend zur Abhängigkeit von informeller Kommunikation", weil dem Wissenschaftler "ein Forschungsgebiet nicht einfach durch die Lektüre der veröffentlichten Literatur bekannt sein kann." Es ist aber zu berücksichtigen, daß zwischen der Fachliteratur – z.B. die Textart Wissenschaftlicher Artikel müßte fachsprachenlinguistisch der *formellen* Kommunikation zugerechnet werden – und der informellen Kommunikation eine Fülle von anderen, teils mündlichen, teils schriftlichen Formen des Austausches steht, wie etwa die des Kolloquiums. Interessant wäre z.B. ein genaueres Bild davon, welche Rolle der informellen Kommunikation mit Kollegen im Prozeß der Herstellung eines Artikels zukommt. Im Endprodukt erscheint ein Hinweis auf vorangegangene Beratung und Kritik allenfalls in Form einer Danksagungsfußnote⁸⁸, in vielen Fällen aber gar nicht.

Als Träger des Austausches fungiert in erster Linie die fachliche Öffentlichkeit, also der innere, fachlich homogene oder koordinierte Teil der "scientific community". Böhme (1978) bemüht sich darum, die Bedeutung und Differenziertheit des Diskurses darzustellen:

"Wissenschaftliche Kommunikation vollzieht sich in Behauptungen, Erklärungen, Prognosen; sie ist nicht nur ein Informationsaustausch. Vielmehr vollzieht sich im wissenschaftlichen Diskurs der kollektive Prozeß des wissenschaftlichen Begreifens. Deshalb ist die wissenschaftliche Sprache als Diskurs nicht bloß ein Medium der Kommunikation, sondern der Ort, an dem sich ein wesentlicher Teil der wissenschaftlichen Arbeit vollzieht, der kollektive Darstellungsraum der Wissenschaft." (Böhme 1978, 95)

Was Böhme hier über die "Sprache" sagt, sollte m.E. präziser bezogen werden auf das sprachliche Handeln in wissenschaftlichen Zusammenhängen, unabhängig davon, ob es sich mündlich, in Gespräch und Diskussion oder in Texten vollzieht. Alle (erfolgreichen) wissenschaftlichen Tätigkeiten manifestieren sich früher oder später auch in kommunikativen, in Gesprächen, Vorträgen, Forschungsberichten u.a. (Budin 1993, 23).

Eine für die Beurteilung des Austauschs relevante Frage ist die, ob die dafür zweckmäßige Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse auch ein Bestandteil des Wissenschafts-, d.h. des Erkenntnisprozesses insgesamt ist, oder ob dabei nicht mehr passiert, als einem mental beim Autor vorhandenen Wissen eine sprachliche Repräsentation zu geben. Als Frage formuliert: Findet in der

⁸⁸ Bazerman (1981, 365): "The complex processes of discovery, isolation of phenomena, and interaction with colleagues are well known to involve many psychological, sociological and even random elements, which do not appear in the final article."

Ausarbeitung eines wissenschaftlichen Textes, speziell eines Artikels, noch ein Teil des Erarbeitungsprozesses statt? Mir scheint, daß dies zumindest der Fall sein kann,

- wenn durch den Akt der Ordnung des vorsprachlichen und des sprachlichen Materials auch für den Autor selbst Zusammenhänge, Gründe oder Unterschiede klarer werden, als sie es vorher waren;
- wenn in der Darstellung für andere Wissenschaftler die Beziehungen zwischen dem neuen und dem bereits vorhandenen Wissen deutlich formuliert werden, was für die Eingliederung und Bewertung des neuen Wissens wesentlich ist.⁸⁹

Auch die vorwegnehmende Reflexion auf mögliche Kritik zum Zweck ihrer diskursiven Zurückweisung ist mehr als eine bloße Entscheidung darüber, wie ein mental präsenter Sachverhalt dargestellt, 'in Worte gefaßt' werden soll: Eine bereits gewonnene Erkenntnis kann durch diese Reflexion abgesichert und evtl. auf eine höhere Stufe gehoben werden.

Raible (1994, 13) unterstützt diese Annahme unter Hinweis auf Erfahrungen vieler Autoren.

Als Zusammenfassung kann hier festgehalten werden: Das Verfassen und Lesen von Wissenschaftlichen Artikeln ist ein Teil der wissenschaftlichen Kommunikation. Im direkten Zusammenhang mit den sprachlichen Handlungen des Schreibens und Lesens vollziehen sich Teilprozesse des wissenschaftlichen Handelns, das als Erarbeitung und Weitergabe neuen Wissens spezifiziert wurde. Im kommunikativen Handeln wird "altes" und "neues" Wissen in Beziehung gesetzt, geprüft und gerechtfertigt. Das Schreiben ist deshalb nicht immer deutlich gegen die wissenschaftlichen Betätigungen wie 'Experimente durchführen und auswerten' abzugrenzen. Es dient nicht nur der 'Verschriftlichung' von Wissen, sondern bei der und durch die Umsetzung in einen Text findet in vielen Fällen auch eine Ausarbeitung und Komplettierung des Wissens statt.

3.1.4. Kooperation, Konkurrenz und Pluralismus

Bereits zu Beginn war gesagt worden, daß Kooperation ein prinzipielles Erfordernis institutionalisierter Wissenschaft ist, sobald Wissenschaft nicht mehr nur der Verwaltung und Überlieferung traditioneller Wissensbestände dient, sondern dem Anspruch beständiger Erweiterung des Wissens unterworfen wird. Kooperation, also die zweckmäßige Zusammenfassung der Potenzen von

⁸⁹ "Wenn ein Beitrag, der eine Erweiterung des gegenwärtigen Wissens darstellt, von denen, die ihn bewerten sollen, nicht verstanden wird, dann kann er per definitionem nicht als kreativ anerkannt werden. Statt dessen wird er bestenfalls als irrelevant für den Wissensbestand, im schlechtesten Fall als ein Versuch angesehen, falsches Material in den Wissensbestand einzuführen." (Storer 1973b, 103).

Individuen, ist weder mit Wissenschaft überhaupt verbunden, noch ist sie aus individuellen Bedürfnissen abzuleiten, wie der kurze Rückblick auf die Geschichte der Textart in Kapitel 1 gezeigt hat. Ihre Basis ist die materielle Kooperation innerhalb der Produktion, der gesellschaftlichen Arbeitsteilung insgesamt. Jeder, der über "moderne Wissenschaft" spricht, meint aber damit immer auch eine spezifische institutionelle Organisation von wissenschaftlicher Tätigkeit. Kooperation hat darin ihren Stellenwert nur teilweise in der Form unmittelbarer persönlicher Kooperation. Wesentlicher ist das, was Weinrich (siehe oben) als "Veröffentlichungsgebot" bezeichnet hat: die Verpflichtung, die eigene Arbeit als Bestandteil der gesellschaftlichen Forschungstätigkeit zu verausgaben, also bereits vorhandenes Wissen zugrunde zu legen und neues Wissen in den Bestand des vorhandenen zu überführen. Der Wissensaustausch ist damit eine wesentliche Form der Zusammenarbeit, sei sie informeller Art oder organisiert, bis hin zum gesellschaftlichen Maßstab. Er ist die von allen praktizierte – wenn auch je nach Arbeitsbedingungen verschieden praktizierte – Form kooperativen Handelns.

Der Handlungszusammenhang innerhalb der Institution ist also einer von Wissenschaftlern, die in einem arbeitsteiligen System neben- und teilweise miteinander sich um die Erweiterung, Absicherung und Befestigung des Wissensbestandes über einen bestimmten Wirklichkeitsausschnitt bemühen. Dieser arbeitsteilige Zusammenhang ist grundsätzlich, d.h. von seinen politisch-gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen her, auf Ökonomie der Verausgabung wissenschaftlicher Arbeit angelegt, was einerseits durch die Kosten der Aufrechterhaltung eines Universitäts- und Forschungsapparates erklärbar ist; andererseits handelt es sich nicht um eine wissenschaftsfremde Anforderung. Geier et al. (1977) heben hervor, daß der Wille zu kooperativer Wahrheitsfindung zu einer auf Universalität gerichteten Wissenschaft gehört und daher einen Wissenschaftler als solchen auszeichnet:

"... da er als Wissenschaftler per definitionem und per offiziellem Auftrag für den Erkenntnisfortschritt arbeitet, muß sein erstes Anliegen das Finden der Wahrheit sein, das nur unabhängig von partikularen Interessen und fundiert durch eine Idee wahrer Allgemeinheit stattfinden kann. Er kann diesen Auftrag nur kooperativ erfüllen ... (Geier et al., 1977, 78).

Diese allgemeinen Prinzipien sind nicht von außen durch Machtverhältnisse aufoktroiert. Sie zu beachten ist ein einsichtiges Motiv des Handelns, das in der tertiären Sozialisation erworben wird. Um zu zeigen, daß es sich um *inner*-wissenschaftliche Prinzipien handelt, ist erneut an die historische Entwicklung zu erinnern. Es waren Wissenschaftler wie Bacon, die ab 1600 für die Ablösung des humanistischen Gelehrtenideals des individuellen Ruhms durch eine Zusammenarbeit warben, welche der Naturbeherrschung und gesellschaftlichen Wissensfortschritten dienen sollte (Zilsel 1976, 62 ff.).

Die Gemeinsamkeit im Handlungszweck und das Einverständnis über den kooperativen Charakter dieses Handelns bedeuten nun aber nicht, daß das Handeln der Beteiligten auch dieselbe Qualität hat. Die Tätigkeit der Individuen und ihre Erfolge werden in einer institutionell durchgeführten Wissenschaft einer Beurteilung unterworfen. In dem Maße, wie das geschieht, d.h. auf Effektivität, auf meß- oder sichtbare Erfolge geachtet wird, in dem Maße, wie davon der berufliche Erfolg des einzelnen Wissenschaftlers abhängt, wird wissenschaftliches Handeln auch von Konkurrenz geprägt. Wissenschaftler werden miteinander verglichen im Hinblick auf Leistungen, wobei für die Forschung besonders zwei Kriterien relevant sind:

- die Neuheit oder Originalität der (veröffentlichten) Arbeitsergebnisse,
- die Art und Anzahl der Veröffentlichungen des Autors.⁹⁰

Dies hat vielfältige Konsequenzen und führte schon frühzeitig zu manchmal erbitterten Auseinandersetzungen. Um die Frage der *Priorität* einer Beobachtung, Erfindung oder eines Experiments ist seit Galileis bekannten Kontroversen (Merton 1973b, 122) besonders häufig gestritten worden (Stuhlhofer 1987, 149 ff.).⁹¹ In den Geistes- und Sozialwissenschaften ist ein Streit um Prioritäten weniger häufig, wohl aber kann es passieren, daß ähnlich angelegte empirische Untersuchungen sich gegenseitig entwerten, wenn sie unwissentlich parallel durchgeführt werden.

Wissenschaftssoziologen haben sich vielfach für die Mechanismen der Verteilung von Anerkennung interessiert und dabei den sog. "Matthäus-Effekt"⁹² entdeckt (vgl. Krekel-Eiben 1990, 193 ff.), womit sie meinen, daß wissenschaftliche Leistungen meist unter Berücksichtigung der Position des Einzelnen in der "Schichtung" beurteilt werden, was u.a. dazu führt, daß gute Leistungen von bisher Unbekannten längere Zeit übersehen werden können (Cole 1973, 182). Dies wird oft als Ungerechtigkeit beklagt (Spinner 1985, 46). Nicht erstaunlich ist, daß unter der Bedingung massenhafter Publikationen Bekanntheit zum Parameter einer Qualitätserwartung wird, was die Orientierung erleichtert. Coles Versuch einer empirischen Überprüfung (1973) stellt diesen Effekt aber für die moderne Wissenschaft in Frage.

Für jeden Autor bedeutet es, daß er die Voraussetzungen für die Beteiligung an dieser Konkurrenz, d.h. die notwendige Qualifikation, an sich selbst immer

⁹⁰ Seit einiger Zeit werden zusätzlich externe Bewertungsverfahren eingesetzt, wobei die Menge der Zitationen besonders hoch eingeschätzt wird. Eine Kritik dieser "Vermessung der Forschung" formulieren Weingart/Winterhager (1984).

⁹¹ Hierzu existieren auch in den meisten Ländern rechtliche Festlegungen von speziellen Eigentumsrechten von Erfindern, v.a. das Patentrecht.

⁹² Merton betitelte eine Arbeit so unter Anspielung auf das Matthäus-Evangelium: "Wer da hat, dem wird gegeben, und wer da nicht hat, dem wird auch genommen, was er hat." (zit. nach Whitley 1973, 183).

wieder neu herstellen muß: Er muß den Stand der Forschung verfolgen, innerhalb seines Fachgebietes, z.T. aber auch darüber hinaus; er muß sich mit seinen Beiträgen produktiv-fördernd auf diesen Stand beziehen. Das mag im Einzelfall aufwendig sein, und man hört nicht selten die Klage, daß es angesichts der übergroßen Vielfalt und Differenziertheit der wissenschaftlichen Literatur unmöglich sei, alles zu verfolgen. Dennoch möchte ich festhalten, daß mit dieser Anforderung kein bloßes Ideal angesprochen ist, sondern ein wesentliches qualifikatorisches Moment der Organisation der wissenschaftlichen Kommunikation, das auch handlungsleitend ist.

Spezialisierung und innerfachliche Differenzierung sind Mittel, die Fülle des regelmäßig zu verarbeitenden Wissens zu reduzieren. Dagegen wirken aber Tendenzen zu interdisziplinärer Forschung, die sich immer wieder neu als notwendig erweist (Lamprecht 1986, 6; Baumann 1992). Dies liefert den Stachel zur Verbesserung der Techniken der Ressourcen-Verwaltung mit computertechnischen Mitteln. Die Überlieferung mittels der Schrift, d.h. in Form von Druckerzeugnissen, erscheint dann nicht mehr ausreichend, wenn ein Land seine wirtschaftlichen Erfolge auf einen schnellen "Umschlag" wissenschaftlicher Resultate gründet. Sogar den Ländern, die bereits vor 10 Jahren partiell elektronische Verbreitungsverfahren eingeführt hatten, wird Verschwendung von Forschungsmitteln wegen schlechter Zugänglichkeit der Information vorgeworfen (Lamprecht 1986, 11).⁹³

Das Phänomen der Konkurrenz erhält seine spezifischen Verlaufsformen auf der einen Seite durch den relativ einheitlichen und relativ hohen sozialen Status von Wissenschaftlern gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppen,⁹⁴ andererseits aber durch national verschieden stark aufgefächerte Hierarchien der beruflichen Positionen innerhalb der Institutionen. Die scientific community zeichnet sich deshalb i.a. durch ein System persönlicher und institutioneller Abhängigkeiten aus.

Für die Wissenschaftssoziologie war diese durchaus materielle Hierarchie weniger wichtig als eine andere, sich im Diskurs herausbildende Hierarchie, die

⁹³ Lamprecht nennt als Beispiel: "... mehr als ein Drittel aller jährlichen Patentanmeldungen (in den USA) muß zurückgewiesen werden, weil die Erfindungen bereits vorliegen." In der BRD war es 1995 etwa jede zweite Anmeldung, die abgewiesen wurde, wie aus Zeitungsmeldungen hervorgeht. Bereits 1971 kursierte unter Naturwissenschaftlern der leicht sarkastische Spruch, es sei leichter, etwas Neues zu erfinden, als herauszufinden, ob es schon einmal an anderer Stelle erfunden worden sei (Liebsch 1971).

⁹⁴ Nicht in allen Staaten wird die Berufstätigkeit von Lehrern und Wissenschaftlern sozial ausgezeichnet. Wo dies nicht der Fall ist, spiegelt sich darin entweder die gesellschaftliche Armut oder aber eine theoretisch-ideologische Entscheidung, den Wert der Wissenschaft für die gesellschaftliche Reproduktion deutlich geringer anzusetzen als den der produktiven Arbeit, meist in Opposition zu den nicht-sozialistischen Gesellschaften.

mit 'Qualität' und 'Autorität' assoziiert wird;⁹⁵ auch diese wird als potentieller Widerspruch zur Struktur der scientific community gesehen:

"Wissenschaftler sollten einander als Gleiche und Gleichen behandeln, weil persönliche Charakteristika nichts mit der Qualität der Beiträge zur Wissenschaft zu tun haben und weil Ungleichheiten unter ihnen die freie und offene Kommunikation stören könnten. Trotz dieses strengen Egalitätsethos der Wissenschaft erwerben die Wissenschaftler sich Ruf aufgrund früherer Arbeit und werden häufig in eine Qualitätshierarchie eingestuft." (Storer 1973b, 89).

Auch die Formen institutioneller Kommunikation sind davon beeinflusst. Das generelle Merkmal der Kooperativität, der Orientierung auf den gemeinsamen Handlungszweck, wird in vielen Situationen konterkariert durch hierarchiebezogenes und aufstiegsorientiertes Handeln, ohne daß den Subjekten dies bewußt sein muß. In bezug auf Tagungen und Kongresse hat z.B. Galtung (1985) damit zusammenhängende Phänome dargestellt und kommentiert. Es muß aber vor falschen Verallgemeinerungen der Art gewarnt werden, daß z.B. jeder öffentliche Streit von Wissenschaftlern als Versuch der "Selbstdarstellung" oder der persönlichen Verunglimpfung eines anderen aus eigenem Interesse qualifiziert wird.⁹⁶

Konkurrenz ist hier ohnehin nicht in bezug auf das Handeln einzelner Thema, sondern nur als verallgemeinertes Phänomen, als objektiver Tatbestand. Sie gehört – anders als Kooperation – nicht zu den immanenten Merkmalen wissenschaftlicher Tätigkeit, sondern zu den institutionell bedingten: Sowohl das Verhältnis von Wissenschaftlern untereinander als auch das ihrer Theorien und "Ansätze" kann durch Konkurrenz geprägt sein. Wenn letzteres der Fall ist, unterstellt es eine *pluralistische Wissenschaft*. Unter diesem Titel existieren konkurrierende Erklärungen – "Schulen" und "Ansätze" – von Sachverhalten nebeneinander. Unter dieser Bedingung kann keiner der Ansätze von sich behaupten, eine allgemein befriedigende Erklärung gefunden zu haben. Es kommt, so Mittelstraß (1974, 59), zu einer "dogmatischen Immunisierung einer einzelnen Theorie in ihren Begründungsansprüchen". Wie es scheint, ist Pluralismus eine (wenn nicht *die*) Erscheinungsform moderner Wissenschaft – jedenfalls in den Geistes- und Sozialwissenschaften – geworden (Jolliffe 1988, Rodin 1986).

Für die Naturwissenschaften hat es gelegentlich uneinheitliche Aussagen über einen Wissensbereich gegeben, was Anlaß zu wissenschaftstheoretischen Spekulationen, zur Infragestellung der Qualität naturwissenschaftlicher Erkenntnis

⁹⁵ Überhöhungen dieser Aspekte sind nicht selten. Die Wissenschaftsgeschichte bietet viele Beispiele dafür, daß wissenschaftliche Leistungen idealisiert wurden (Stuhlhofer 1987, 231 ff.).

⁹⁶ Welchen sachlichen (oder unsachlichen) Gehalt ein Streit hat, erschließt sich nur dem, der sich auf den Gegenstand und die Argumente einläßt.

überhaupt gegeben hat. Sogenannte "wissenschaftliche Revolutionen" wurden als schwere Erschütterung traditioneller Wahrheitsvorstellungen interpretiert. Es handelte sich aber bei den Unstimmigkeiten jeweils um ein vorübergehendes Phänomen; ältere Theorien mußten nicht gänzlich verworfen werden, sondern konnten als partiell erklärungs-fähige in die neue integriert werden (Czeschlik 1987). Wenn auch nicht in allen Einzelheiten, so wurde doch in bezug auf wesentliche neue Erkenntnisse immer wieder Konsens erreicht, der als Basis für neues Wissen genutzt wurde, wobei auch neue Widersprüche zwischen Experimenten und Theorien entstehen konnten. Letztere gelten in den Naturwissenschaften als Anzeichen, daß weitere Forschungen für eine Klärung nötig sind.

"If the codified literatures of the relevant disciplines aim to represent the way nature is, a multiplicity of claims about the same phenomenon indicates an unresolved issue. Until a univocal formulation that describes the phenomenon in all its features is found, the phenomenon is not fully understood." (Bazerman 1981, 367)

Es fragt sich, ob man innerhalb der Naturwissenschaften von einer 'Konkurrenz' der Theorien sprechen kann. Diese Frage ist m.E. zu verneinen. Konkurrerendes Forschen ist allerdings auch hier in verschiedenen Bereichen festzustellen:

- Auf nationaler Ebene wird versucht, Forschungszentren in und außerhalb der Hochschulen gezielt zum Überflügeln entsprechender ausländischer Einrichtungen zu drängen oder zu motivieren;
- innerhalb bestimmter Forschungszentren wird häufig unter erheblichem Zeitdruck gearbeitet, um ein Ergebnis oder Produkt *vor* den anderen zu erzielen, die an demselben Problem parallel arbeiten;
- schon bei Arbeiten, die der Qualifikation dienen, kann es leicht geschehen, daß bereits investierte Arbeit wertlos wird, da ein anderer das Problem schneller gelöst und seine Lösung früher veröffentlicht hat.

Das Erscheinungsbild der Geistes- und Sozialwissenschaften hat sich in anderer Weise verändert. Seit ihren frühen Zeiten in der Philosophie von Aristoteles waren diese Wissenschaften immer begleitet von erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Fragen, von Skeptizismus einerseits und der Suche nach *sicheren* Wegen zur Wahrheit andererseits. Descartes' Begründung der Selbstgewißheit des Subjekts als (hinreichender) Erkenntnisgewißheit gilt als wegweisend für die moderne Wissenschaft. In anderer Weise wurde das Rechtfertigungsproblem im 20. Jahrhundert gestellt, als der rasche und zweifelsfreie Fortschritt der Naturwissenschaft auch deren Verfahren Vorbildcharakter verlieh. Einige Verfahren, insbesondere die mathematischen und formalen, wurden propagiert und versuchsweise von einigen Geistes- und Sozialwissenschaftlern übernommen. Auch wenn kein unmittelbarer Erfolg solcher Übertragungen sichtbar war, beeinflusste diese Orientierung die positivistische Wissenschaftstheorie wie auch später die des Kritischen Rationalismus (Adorno et al., 1969)

Zu den bekanntesten Lehren des Kritischen Rationalismus gehört, daß alle wissenschaftliche Erkenntnis immer nur hypothetisch, tentativ sein könne. Wahrheit und Objektivität sind ideale Ziele, die nur annähernd erreicht werden können. Durch diese Einschränkung wird aber zugleich eine Frage aufgeworfen, nämlich die, ob und wie diese relative, bedingte Gültigkeit festgestellt werden kann (Lenk 1986, 61 f.). Raimund Poppers Veröffentlichungen zu dieser Frage (Popper 1976, 1983), zuvor schon die Auseinandersetzung mit Vertretern der "Frankfurter Schule", von Adorno (Adorno et al. 1969) als Positivismusstreit bezeichnet, fielen in einen Zeitraum, in dem die Sozialwissenschaften einen Aufschwung hatten und zugleich eine starke Diversifizierung in "Ansätze", "Modelle", theoretische "Rahmen" u.ä. erlebten. Auf der einen Seite entstand und wuchs das Interesse an sozialwissenschaftlichen Theorien in vielen gesellschaftlichen Bereichen. Auf der anderen Seite wurden die gravierenden Divergenzen der "Theriefamilien" und "Schulen" gerade wegen dieses Interesses als brisant und klärungsbedürftig erfahren. Eine solche Unzufriedenheit wird heute kaum artikuliert. Der "methodologische Pragmatismus" (Lenk 1986, 71) scheint ideologische wie methodische Gegensätze relativiert zu haben, ohne daß Argumente und Gegenargumente zur "Logik der Sozialwissenschaften" befriedigend geklärt worden wären. Das hat den angesprochenen Pluralismus zur Folge: Theorien, die sich sachlich, d.h. in ihren Erklärungen widersprechen, bestehen nebeneinander und werden (mehr oder weniger) akzeptiert. Lenk zufolge sollen und dürfen Aussagen, Sätze, Hypothesenmengen oder Theorien vorläufig als "wahr" akzeptiert werden, wenn sie einem wissenschaftstheoretisch gerechtfertigten Beurteilungskriterium entsprechen (ebd.), deren es mehrere gibt. Somit hat der Kritische Rationalismus zur Etablierung und Rechtfertigung eines pluralistischen Systems von Theorien – ähnlich wie von Meinungen – beigetragen. Auseinandersetzung und Argumentation finden zwar durchaus statt, seltener Streit. Ergebnis ist aber häufig das wechselseitige Zugeständnis einer (berechtigten) Einseitigkeit im Ausgangspunkt, in der Fragestellung oder in der Methode. Solche Vorwürfe ermöglichen es, trotz vorgebrachter Einwände am eigenen "Ansatz" festhalten zu können. Es wird so eine wechselseitige Relativierung praktiziert. Die dem Ideal nach einheitliche Wissenschaftlergemeinschaft zerfällt notwendigerweise in eine Vielzahl von Teilgemeinschaften (Krekel-Eiben 1990).

Der Theorienpluralismus beinhaltet historisch veränderte Formen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. So gewinnt man den Eindruck, daß der manchmal erbitterte Streit um einzelne Wahrheiten, den man in der Geschichte frühbürgerlicher Wissenschaft,⁹⁷ auch schon in der klassischen griechischen

⁹⁷ Ein bekanntes Beispiel ist die facettenreiche Geschichte der Anfeindungen und der Streitschriften Galileo Galileis, vgl. Olschki (1927).

Philosophie, findet, selten geworden ist. Gegensätzliche Aussagen werden auf verschiedene Kriterien für Gültigkeit, Relevanz, Interessantheit oder auf divergierende Methoden zurückgeführt und sind damit legitimiert. Innerhalb der scientific community entwickeln sich folgerichtig 'sekundäre' Kriterien für den *Erfolg* einer Theorie, die mehr mit Zahl und Namen der "Anhänger" der betreffenden Schule zu tun haben als mit deren Inhalt.⁹⁸ Die Existenz von "Schulen" schafft veränderte Konkurrenzbedingungen, die von Soziologen untersucht werden; bestimmte Formen des Austausches wie Diskussionen und Danksagungen werden als "Vergemeinschaftungsprozesse" interpretiert; Formen der Kooperation, die systematisch gesehen eine grundlegendere Bestimmung darstellt, werden somit bewertet als "Mechanismen der Reduktion von Wettbewerb" (Krekel-Eiben 1990, 3), also als abschwächende Reaktion auf Konkurrenz.

Ein Vergleich zwischen amerikanischen und sowjetischen Wissenschaftlern, wie er von Toren (1988) in Israel durchgeführt wurde, zeigt, daß es in Ländern mit einer anderen gesellschaftlichen Entwicklung auch nicht zur Ausbildung konkurrenzstärkender Denk- und Handlungsformen kam:

"Soviet scientists are also thought to be incapable of coping with a free, competitive system of science, and indeed confess that they are not used to "advertise and sell" their skills and products. Israeli colleagues are puzzled by what they see as a lack of individual initiative on the part of Russian scientists ..." (Toren 1988, 16).

Zusammenfassend sind hier noch einmal die Konsequenzen der verschiedenen Formen von Konkurrenz zu nennen:

- in den Naturwissenschaften ein Wettbewerb darum, als erster bestimmte, auch öffentlich eindrucksvolle Ergebnisse vorweisen zu können;
- in allen Fächern eine oft als Zwang empfundene Notwendigkeit, möglichst viel zu publizieren;
- in den Sozial- und Geisteswissenschaften eine Reihe von wechselnden Schulen, Ansätzen, Denkmodellen, also eine Bildung von Teilgemeinschaften.

Daß die Interaktion in den verschiedenen scientific communities durch die Institutionalisierung stark geprägt wird, kann hier nur im Hinblick auf die Folgen für die Textart angesprochen werden. Die in Kapitel 1 genannten Bestimmungen werden durch die Konkurrenz zwar nicht widerlegt, es kommt aber häufig zu Widersprüchen zwischen der Textart und den persönlichen Gründen von Autoren, so daß der elementare Zweck der Textart keineswegs immer umgesetzt wird. Darauf weist auch Chargaff hin:

⁹⁸ Der Ausdruck "Anhänger" wird zwar meist auf religiöse und politische Bereiche bezogen, wird aber auch in wissenschaftlichen Arbeitszusammenhängen zur Charakterisierung verwendet, nicht unbedingt pejorativ; auch innerhalb des Korpus finden sich Belege.

"Unfortunately – and it is hardly necessary to point that out – the actual purpose of a scientific paper is often quite different: it represents one of many tiny steps in the wearisome career of the scientist as he climbs the tedious ladder of employment and reputation. Each reference swells his bibliography, and nowadays one and the same publication may bloat the bibliographies of twelve or fifteen researchers This fact, in itself, must change the quality of the paper." (Chargaff 1986, 107)

In der Praxis enthält also nicht jeder Wissenschaftliche Artikel neues Wissen bzw. das, was an ihm neu ist, verdankt sich gelegentlich einer Art methodisch-terminologischer Akrobatik eines Autors, der sachlich nichts Neues zu bieten hat, sondern Bekanntes mit dem Signum einer "Schule" versieht. Die Widersprüchlichkeit eines solchen Umgangs mit der Textart bleibt nicht ohne Folgen. Auch an zwei Texten des Korpus ließe sich sehr konkret zeigen, daß sie von Bestimmungen abweichen und daß die Autoren die Abweichungen sprachlich zu kompensieren versuchen.⁹⁹ Die pluralistische Organisation des "Wissenschaftsbetriebes" sorgt damit dafür, daß *zu viel* veröffentlicht wird, weil die Kriterien, wann und wozu es sinnvoll und nützlich ist, etwas zu veröffentlichen, sich vermehrt und vervielfältigt haben.

Für Studierende der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer stellen sich oft große Probleme einmal durch die nicht aus der Sache zu begründende Zahl einschlägiger Publikationen, zum anderen durch die häufige Unklarheit, in welchem Verhältnis verschiedene Artikel über ein Thema zueinander stehen. Die Konsequenz ist große Unsicherheit vieler Studierender, denen häufig der Überblick, noch häufiger die Fähigkeit zur Beurteilung und Gewichtung fehlt. Das gilt sowohl für das rezeptive als auch für das produktive wissenschaftliche Arbeiten (zu letzterem vgl. Ruhmann 1995, 91).

3.1.5. Gibt es eine Ethik der Wissenschaft?

Im letzten Paragraphen wurde dargelegt, daß Kooperativität ein grundlegendes Merkmal wissenschaftlicher Tätigkeit ist. Für die Individuen, die den Zweck institutionalisierter Wissenschaft – die Vergrößerung des gesellschaftlichen Wissensbestandes – akzeptieren, hat das Konsequenzen, die ihr Denken und Handeln betreffen:

- Sie sind an der kollektiven Nutzung der Arbeitsergebnisse aller interessiert,
- sie sind an der Weitergabe ihrer eigenen Ergebnisse zum Zweck der Prüfung und Bestätigung durch andere interessiert,
- sie wollen das bereits angesammelte gesellschaftliche Wissen einer Prüfung unterziehen und Kritik öffentlich weitergeben,

⁹⁹ Für die Demonstration dieser Textprobleme kann im Moment nur auf die ursprüngliche Fassung der Dissertation verwiesen werden; eine Veröffentlichung an anderer Stelle ist vorgeesehen.

- sie schätzen den Diskurs über Wahrheit und Wert von Erkenntnissen als wichtig ein und beteiligen sich kontinuierlich daran,
- sie respektieren die Arbeit anderer, soweit sie demselben Zweck dienlich ist.

Diese Handlungsdispositionen sind – historisch gesehen – nicht von Beginn an gleichmäßig vorhanden gewesen. Die Wissenschaftsgeschichte bietet viele Beispiele dafür, daß neue Erkenntnisse keineswegs immer interessiert als mögliche Beförderung des gemeinsamen Anliegens aufgenommen wurden, sondern manchmal gegen große Widerstände durchgesetzt werden mußten, auch innerhalb der sog. Fachwelt (vgl. Barber 1973). Der gesellschaftliche Prozeß der Herausbildung solcher Dispositionen hat offenbar Jahrhunderte gedauert (vgl. auch Barnes/Dolby 1973, 176 f.).

Die aufgezählten Handlungscharakteristika werden in soziologischen oder philosophischen Arbeiten im allgemeinen als "soziale Normen" oder als "Ethos der Wissenschaft" diskutiert. Ein klassischer Text ist der von Merton (1949/1973), der – aus dem Willen zur Verteidigung der Wissenschaft gegen Angriffe heraus – die enge Beziehung zwischen dem Handeln des Wissenschaftlers und dem demokratischen "Wertesystem" darlegen möchte. Mertons funktionalistische Sichtweise hatte Einfluß auch auf spätere positivistisch orientierte Arbeiten. Auch das oben zitierte "Veröffentlichungsgebot" (Weinrich 1995a) hat in Mertons Konzept des "Kommun(al)ismus" einen Vorläufer.

Merton skizziert vier "institutionelle Imperative" (Merton 1973, 48):

- Universalismus: Dabei handelt es sich nicht um ein ethisches, sondern ein allgemein wissenschaftliches Prinzip, nämlich die Unabhängigkeit einer wissenschaftlichen Wahrheit von "partikularistische(n) Geltungskriterien" oder nationalen Anforderungen;
- Kommunismus (von den Nachfolgern Mertons in "Kommunalismus" umbenannt, z.B. Storer 1973): Analog zum gemeinsamen Eigentum an Gütern geht es dabei um das Wissen als "Produkt sozialer Zusammenarbeit" und als "gemeinschaftliches Erbe, auf das der Anspruch des einzelnen Produzenten erheblich eingeschränkt ist" (ebd., 51);
- Uneigennützigkeit ("Disinterestedness"): Auch dieses Prinzip wissenschaftlicher Tätigkeit hat – wie Merton selbst versichert – nichts mit der Charakterbeschaffenheit eines einzelnen zu tun, sondern hat seine "feste Grundlage im öffentlichen und überprüfbareren Charakter der Wissenschaft" (ebd., 53);
- Organisierter Skeptizismus: Dies ist nach Merton "ein methodologisches wie auch ein institutionelles Postulat", das die ständige "unvoreingenom-

mene Prüfung" auch von Glaubenshaltungen und Überzeugungen einschließt (ebd., 55).

Die inhaltlichen Erläuterungen zu den vier "Imperativen" entsprechen z.T. dem oben Ausgeführten. Zuzustimmen ist z.B. der Einsicht, daß zum wissenschaftlichen Diskurs eine "konkurrierende Kooperation" gehört (ebd., 51). Das Problem bei Merton liegt darin, wie die Schnittstelle zwischen institutionellen Handlungsanforderungen einerseits, dem individuellen Denken und Handeln andererseits zu bestimmen ist. Merton argumentiert nicht konsistent, wenn er einerseits das entsprechende Handeln der Wissenschaftler auf *Einsicht* zurückführt, z.B. "in die wesentlich kooperative und kumulative Qualität wissenschaftlicher Leistungen" (womit ihr Handeln eine Konsequenz aus ihrem Willen wäre, für den Fortschritt der Wissenschaft zu arbeiten¹⁰⁰), und andererseits hervorhebt, daß richtiges Handeln Konsequenz einer *Vorgabe* von außen sei:

"Das Ethos der Wissenschaft ist der gefühlsmäßig abgestimmte Komplex von Werten und Normen, der für den Wissenschaftler als bindend betrachtet wird. Die Normen werden in der Form von Vorschriften, Verboten, Präferenzen und Genehmigungen ausgedrückt." (Merton 1973, 46)

Es erscheint mir wichtig festzuhalten, daß die oben angeführten Prinzipien zwar in ethische Aussagen 'übersetzt' werden können, z.B. in die Forderung nach einem bescheidenen Auftreten eines Wissenschaftlers, auch dem Zurücktreten vor den Leistungen anderer, das sich z.B. in der expliziten Ehrung der Wegbereiter zeigt (Stuhlhofer 1987, 82 ff.); ihrem Ursprung und ihrer Essenz nach sind sie aber keine Ge- und Verbote, die aus allgemeinen sozialen Normen abgeleitet sind¹⁰¹, sondern sine-qua-non-Bestimmungen eines jeden Handelns, das wissenschaftlich ist, weil es so intendiert und von den übrigen Diskursteilnehmern so akzeptiert wird. Daher ist es auch unverständlich, daß Popper als Vertreter des Kritischen Rationalismus bestimmte Handlungen wie "unkontrollierte Änderungen der Verwendungsweise (von Begriffen)" *verbieten* will (Popper 1976, 50). Wenn ein solches Verbot tatsächlich nötig wäre und durchgesetzt werden müßte, könnte von Wissenschaft kaum noch die Rede sein.

Die wissenschaftlicher Tätigkeit inhärenten quasi-ethischen Modalitäten des Handelns können zeitweise durch politische oder religiöse Vorschriften überformt werden. Die Tatsache, daß in der UdSSR während der Stalin-Zeit der Historische Materialismus als eine allgemein verbindliche Weltanschauung propagiert wurde,¹⁰² hat natürlich Einfluß auf wissenschaftliche Veröffentlichun-

¹⁰⁰ Gerade gegen diesen richtigen Punkt richteten sich spätere Kritiken, z.B. von Storer, ebenfalls abgedruckt in Weingart (Hg.) (1973, 86).

¹⁰¹ So z.B. von Toren (1988, 32) aufgefaßt.

¹⁰² Stuhlhofer weist zusätzlich auf den "Ostblock-Nationalismus" hin, der im Bewußtsein besonders der russischen Wissenschaftler präsent sein sollte und wohl weitgehend auch war (Stuhlhofer 1987, 310 ff.).

gen gehabt und vor allem die historischen und sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse in bestimmte anerkannte Wege kanalisiert. Welche Auswirkungen dies innerhalb der wissenschaftlichen Arbeit selbst hatte, bedarf eigener Untersuchungen; ich vermute jedoch, daß Wissenschaftler solche Widersprüche zwischen Prinzipien der Wissenschaft und externen Vorgaben immer auch als solche, damit als Einschränkung des eigenen Handelns, empfinden.

Vergleicht man die wissenschaftliche Sphäre mit anderen Institutionen, ist ein relativ geringer Teil des Handelns so verrechtlicht, daß Verstöße sanktioniert werden müssen. Äußere Zwänge spielen also eine geringe Rolle; wäre es anders, würde das möglicherweise negative Folgen für den wissenschaftlichen Apparat als Handlungsgefüge selbständig entscheidender Subjekte haben.

Mertons Imperative wurden in der Folgezeit vielfach kritisiert. Im Zuge einer generellen Kritik am amerikanischen Funktionalismus wurden ihm u.a. eine ahistorische Sichtweise und ein normativer "bias" vorgeworfen. An die Stelle seines "Universalismus" wurde in Anlehnung an Kuhn das Konzept vieler wissenschaftlicher Gemeinschaften gesetzt, die entweder durch eine "disziplinäre Matrix" (i. S. eines Spezialgebiets) oder aber durch ein "Paradigma" verbunden sind (Kuhn 1977, 392).¹⁰³ In dieselbe Richtung geht Spinner, der ethische Prinzipien für unwichtig erklärt; was zähle, sei einzig "das gesamte Regelwerk der Methoden, Verfahren, Techniken" (1985, 40 f.). Insgesamt haben die Debatten über die Frage einer Verantwortung des Wissenschaftlers wieder zugenommen (vgl. z.B. Lenk (Hg.) 1991).

Ein ganz anderer Vorwurf war der, ein idealistisches Bild der Wissenschaft zu entwerfen, mit ideologisch-rechtfertigender Absicht. Das z.B. von Feyerabend entworfene Gegenbild einer das Denken beschränkenden und mißtrauenswürdigen Wissenschaft – oft wiederum angegriffen, z.B. von Spinner (1985, 41) – plazierte seine Vorwürfe allerdings durchaus vor dem Hintergrund von "Werten", die auch bei Merton zu finden sind, besonders wenn kritisiert wird, daß Rationalismus als leeres Prinzip oder "frommer Glaube" wirklich nützlichen Erkenntnissen im Wege steht.

3.1.6. Verantwortung wissenschaftlicher Autoren

Historisch betrachtet, ist eine Autonomisierung und Individualisierung des Autors erst unter spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen erfolgt, die durch die Verselbständigung der ägyptischen Beamenschaft gegeben waren; für antike und postantike Verhältnisse galt noch eine andere Aufgabenstellung, die mehr die Neuordnung vorhandenen Textmaterials als die Produktion von neu-

¹⁰³ "Those groups of scientists showing the greatest degree of consensus are Kuhn's paradigm sharing communities. The cohesion, solidarity and commitment within these stem from technical norms of paradigms, not from an overall scientific 'ethos'." (Barnes/Dolby 1970, 23)

em umfaßte (Ehlich 1994b, 34). Erst in der Neuzeit wird es zum Metier des Autors, die zerdehnte Sprechsituation zu bearbeiten, begleitet von zunehmender Professionalisierung. Das betraf zunächst vor allem die 'schöne Literatur' und erfaßte später alle gesellschaftlichen Bereiche.

Aus den bisherigen Ausführungen ist bereits einiges über den Status des wissenschaftlichen Autors heute deutlich geworden:

1. Er ist gegenüber der scientific community (wie gegenüber der Gesellschaft) für die Wahrheit (sei sie auch vorläufig und bedingt) der von ihm gefundenen Erkenntnisse verantwortlich, auch dann, wenn er Theorien oder Aussagen von anderen übernimmt.
2. Die von ihm veröffentlichten Erkenntnisse werden als Produkte seines Denkens, seiner Forschertätigkeit anerkannt.¹⁰⁴
3. Diese Erkenntnisse kann er nicht als sein geistiges Eigentum beanspruchen, sondern sie sind 'Eigentum' der Institution, konkret der Experten, die sie verstehen, beurteilen und wissenschaftlich weiter verarbeiten können (Merton 1973, 51).¹⁰⁵
4. Jeder veröffentlichte Gedanke, jeder Bericht über ein Experiment etc. unterliegt – zumindest potentiell – der Prüfung und Kritik; Fehler, die der Autor selbst nicht bemerkt hat, sprechen gegen die Qualität seiner Arbeit, letztlich gegen ihn als Wissenschaftler.

Aus der inhaltsbezogenen Verantwortung lassen sich bestimmte sprachliche Charakteristika ableiten, besonders die konventionellen Festlegungen der Zitierweise; aber auch der Gebrauch von und die große Vielfalt an Modalisierungen¹⁰⁶ hat z.T. damit zu tun.

Hinzu kommt, daß dem Wissenschaftler eine Verantwortung für die Qualität des Textes als eines Mittels der Verständigung mit dem Leser zukommt – was nicht selbstverständlich ist. Es impliziert nämlich, daß an die Arbeit des Wissenschaftlers ein zusätzlicher Maßstab angelegt wird, der mit der Durchführung der wissenschaftlichen Tätigkeit selbst nicht verbunden sein muß, nämlich die Anforderung der Verständlichkeit und der guten Textgliederung, verbunden mit

¹⁰⁴ Merton (1973b, 130 f.) erläutert Formen der Anerkennung. An erster Stelle steht interessanterweise die Eponymie, die Benennung von Entdeckungen nach ihrem Entdecker, nicht nur in der Form von "das Kopernikanische Gesetz", sondern auch unter Verwendung von Metaphern aus dem Familienbereich wie "Vater der Paläontologie".

¹⁰⁵ "... Kurz gesagt, in der Wissenschaft schrumpft das Eigentumsrecht darauf zusammen, daß anerkannt wird, daß das Ergebnis von dem betreffenden Wissenschaftler hervorgebracht wurde." (Merton 1973b, 128)

¹⁰⁶ Die neuere Sprachwissenschaft orientiert sich zunehmend an der amerikanischen, die – keineswegs klärend – statt von Modalisierungen von "hedges" spricht (vgl. Schröder (Hg.) demn.).

einer prägnanten, nicht übermäßig redundanten, übersichtlichen schriftlichen Darstellung. Er hat damit Verantwortung für die Textorganisation (vgl. Kap. 4). Chargaff (1986), der die Veröffentlichungspraxis naturwissenschaftlicher Autoren aus eigenen Erfahrungen heraus beschreibt, hat die Gesamtheit des Schreibprozesses im Auge, wenn er vermutet, daß ein inhaltlich und sprachlich-stilistisch guter Artikel nur von *einem* Autor allein geschrieben werden könne,¹⁰⁷ der dann auch die wissenschaftliche Verantwortung zu tragen habe (1986, 108).

Man kann nur darüber spekulieren, wie wichtig die Textorganisation für den Erfolg eines Wissenschaftlers ist. Bei expliziter Befragung werden die meisten Antworten wahrscheinlich dahin gehen, daß die zuerst genannten Kriterien, nämlich die Wissenschaftlichkeit und Richtigkeit, entscheidend seien, die "Schreibweise", der "Stil", die "Sprache" eines Textes also sekundär. Das ist in dem Sinne richtig, daß Verstöße gegen die wissenschaftlichen Anforderungen weitaus ernster genommen und auch öffentlich angegriffen werden, während Kritik an der Art der Darstellung, wenn überhaupt, dann informell, geäußert wird; die Textorganisation wird also in ihrer Bedeutung allgemein niedriger eingestuft. Dieser Rangfolge soll hier nicht widersprochen werden. Es geht aber im folgenden nicht um den 'Schreibstil' als Mittel des Karriereerfolgs eines Autors, sondern um die Analyse des *Verständigungshandelns* zwischen Autor und Leser, worüber bisher noch relativ wenig bekannt ist. Dazu ist die Rolle des Autors in der scientific community noch etwas genauer zu beleuchten.

Der Wissenschaftler tritt in seinen Veröffentlichungen im Normalfall nicht als Repräsentant z.B. einer Universität oder einer Dienststelle auf, sondern als wissenschaftliches Individuum, dessen Betätigung Ausweis seiner Fachkompetenz und – in zweiter Linie – auch der Kompetenz innerhalb der Institution, von der er kommt, ist. In den westlichen Ländern werden Veröffentlichungen grundsätzlich mit dem Namen des Autors/der Autoren gekennzeichnet, meist am Textanfang. In den östlichen Ländern wurde bis Ende der 80er Jahre die Bedeutung des einzelnen Autors bewußt heruntergestuft; Veröffentlichungen von Autorenkollektiven, deren Namen auch typographisch eher versteckt als präsentiert wurden, entsprachen gesellschaftlichen Anforderungen an die Wissenschaft besser. In beiden Gesellschaftsformationen wird die Bedeutung der Individualität von Autoren relativiert gegenüber der Allgemeinheit der wissenschaftlichen Inhalte – diese, nicht die Autoren stehen im Mittelpunkt des Interesses, anders als im Bereich der künstlerischen Betätigung. Nur in seltenen Fällen gelten wissenschaftliche Erkenntnisse als Ausweis besonderer Genialität des Forschers. Im Normalfall gilt die Annahme, daß die von einem Wissenschaftler erzielten Ergebnisse unter gleichen Bedingungen und Wissensvoraussetzungen

¹⁰⁷ Chargaff sagt, er selbst habe Hunderte von Papers veröffentlicht und alle vollständig selbst geschrieben.

ebensogut von jedem anderen Wissenschaftler hätten erzielt werden können. Das Verdienst des einzelnen Autors reduziert sich darauf, Erkenntnis Schritte vollzogen und (mehr oder weniger gut) dargestellt zu haben, die auf dem jeweiligen Wissensstand als notwendige Schritte vollzogen werden mußten. Bazerman (1981, 28) vermutet fast eine Art Demuthaltung vor dem wissenschaftlichen Gegenstand (den er mit "die Natur" verallgemeinert):

"Finally, the author's apparent presence is minimized by the common pursuit of authors, literature, and audience to establish a common, codified, symbolic analogue for nature. The authors seem only to be contributing a filler for a defined slot, and they are only in competition with a few other authors who are trying to fill the same slot. The persona, although proud among colleagues, is humbled before nature."

Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß der Charakter wissenschaftlicher Tätigkeit prinzipiell keine *Unterwerfung* unter deren Gegenstand ist, sondern daß wissenschaftliche Resultate immer wieder dazu gedient haben, Elemente und Bestandteile der "Natur" für gesellschaftliche Ziele zu nutzen. Das – in der Philosophiegeschichte oftmals verselbständigt betrachtete und idealisierte – Ziel von allgemein gültiger Erkenntnis erfordert, daß der einzelne Wissenschaftler seine gesamte Tätigkeit wie auch seine Gesinnung diesem Ziel unterordnet: Er steht 'im Dienst' der Wissenschaft. Das bescheidene Zurücktreten der Person in Stil und Wortwahl prägte und prägt die traditionellen Formen, in denen dieser gewollten Unterordnung sprachlicher Ausdruck gegeben wird.

Bungarten vermutet in sprachlichen Gesten wie "Selbstbezeichnungen des Autors mit 'Verfasser (Verf.)', mit 'man' " u.ä. eigentlich das genaue Gegenteil, nämlich eine "Objektivierung des je einmaligen wissenschaftlichen Subjekts" (1986, 34). Mir scheint es aber wichtig festzuhalten, daß – unabhängig davon, welche Motive man einzelnen Autoren für ihren Text unterstellt – tatsächlich ein Bewußtsein davon existiert, daß die Person des Autors nicht in ihrer "Einmaligkeit", sondern eher als Funktionsträger wichtig ist.¹⁰⁸ Zwar lassen sich einem Wissenschaftlichen Artikel durchaus Hinweise auf das Wissen und die Denkweise des Autors entnehmen, aber diese Merkmale ergeben etwas, was Bazerman "a persona, a public face" nennt (Bazerman 1981, 363).

Eine Modifikation ergibt sich aufgrund der Rolle der Publikationsmedien, besonders der Wissenschaftlichen Zeitschriften: Sie übernehmen aus ihrem Interesse heraus einen Teil der Verantwortung wissenschaftlicher Autoren, wobei und indem sie ihnen allerdings zugleich einen Teil ihrer Autoren-Freiheit nehmen.

"The (academic) community, for instance, establishes and maintains its own journals and presses. Since these are often staffed by academics and their students, the pro-

¹⁰⁸ In Kap. 6 wird betrachtet, wie sich dies im Gebrauch der Personaldeixis niederschlägt.

cedure ensures that only books and articles satisfying academic values are published, and that only academics see the submissions that are rejected. This being the case, the journals and presses representing the community bear as much or more responsibility as the authors they publish." (Brodkey 1987, 8).

Gleichwohl ist das oben erläuterte Konkurrenzverhältnis nicht ohne Rückwirkung auf die Planungen eines wissenschaftlichen Autors. Jedem Verfasser ist gemeinhin klar,

- daß sein Text dem potentiellen Leser in Kopräsenz mit anderen Texten gegenübertritt;
- daß diese Artikel in bezug auf das Interesse des Lesers häufig in Konkurrenz zueinander stehen;
- daß die ihm bekannten Artikel der anderen Autoren bestimmte Formmerkmale haben, die sich Vorbildern verschiedener Art verdanken;
- daß er selbst sich zu möglichen Vorbildtexten imitativ oder (bewußt) abweichend verhalten kann.

In der interkulturellen Textlinguistik ist die Verantwortung des Autors ebenfalls zum Thema geworden. Die vergleichenden Untersuchungen von Clyne (z.B. Clyne 1987a und 1987b) führten u.a. zu der Vermutung, daß deutsche und angelsächsische Autoren eine unterschiedliche Auffassung von ihrer Verantwortung als Autor hätten: Während die amerikanischen und britischen Autoren sich selbst verantwortlich fühlten für das Verstehen des Lesers, kümmerten sich die deutschsprachigen Autoren vor allem um den Gegenstand und sähen die Verantwortung für das Verstehen beim Leser selbst, der sich der Terminologie und Textgestaltung zu akkomodieren hätte (Clyne 1987b, 80). Auf diese Vermutung werde ich im Schlußteil der Arbeit zurückkommen, auf Basis der bis dahin gewonnenen empirischen Ergebnisse.

3.2. Der Wissenschaftliche Artikel als Bestandteil wissenschaftlicher Kommunikation

Ergebnis der Ausführungen im ersten Kapitel war, daß die Textart Wissenschaftlicher Artikel ihre Entstehung spezifischen, historisch in einem großen Zeitraum entstandenen Bedürfnissen nach Überlieferung, nach Erleichterung von Information und Diskussion, verdankt. Als diese historisch ausgearbeitete Form der schriftlichen wissenschaftlichen Kommunikation steht der Wissenschaftliche Artikel in besonderer Nähe zu der zentralen Aufgabe wissenschaftlicher Tätigkeit, der Hervorbringung und Verbreitung von neuem Wissen. Das spiegelt sich in dem diesen Texten entgegengebrachten Interesse. Von Sammelbänden und von Lehrbüchern wird selten Aufsehenerregendes erwartet, da die Primärveröffentlichung i.a. in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zuvor erschienen ist. Das gilt besonders für die Naturwissenschaften. Aus diesem Grund wird der Wissenschaftliche Artikel gelegentlich als "Leitgattung der

modernen Wissenschaftssprache", zumindest für die Naturwissenschaften, bezeichnet (Weinrich 1995b, 159). Erst in zweiter Linie dient der Wissenschaftliche Artikel auch der Weitergabe und Erläuterung von Erkenntnissen 'nach außen', also an Wissenschaftler anderer Fächer und an Nicht-Wissenschaftler. Besonders hervorzuheben ist also die fachinterne Bedeutung der Textart: Der Artikel ist deutlich mehr als die Monographie und andere Textarten integrales Moment des Wissensaustausches, da durch Artikelpublikationen ein *Ineinandergreifen von Forschungszusammenhängen* hergestellt und organisiert wird.

Die Funktionalität dieser Publikationen für den Austausch ist auch an ihrer stark gewachsenen Zahl zu verdeutlichen: Mit dem progressiven Wachstum der Menge des Wissens und der Verzweigungen der Teildisziplinen ist parallel auch die Menge der veröffentlichten Wissenschaftlichen Artikel gewachsen, in schwer übersehbarem Ausmaß. Eine Einschätzung ist anhand der Zahl der Wissenschaftlichen Zeitschriften möglich. Bereits 1971 schätzt Liebsch die Anzahl der fachwissenschaftlichen Zeitschriften auf etwa 35.000 mit rund 25 Milliarden Seiten (Liebsch 1971, 30). Das periodische Zeitschriftenverzeichnis "Ulrich's Periodical" von 1996 weist weltweit 165.000 Fachzeitschriften aus. Von 1995 bis 1996 sind 12.000 neue Eintragungen hinzugekommen. Ein anderes Verzeichnis¹⁰⁹ listet für den deutschsprachigen Raum 15.000 Fachzeitschriften auf, die nur oder auch Beiträge in deutscher Sprache enthalten.

3.2.1. Ausdifferenzierung der Textart

Die in diesen Austausch einbezogenen Wissenschaftler sehen sich einem praktisch immer schwerer zu bewältigenden Widerspruch gegenüber: Spezialisierung und Schwerpunktbildung sind einerseits unabwendbare Notwendigkeiten gerade im Hinblick auf die Effektivität der eigenen Arbeit; auf der anderen Seite ist die Einengung des Wissensbereiches mit der Gefahr verknüpft, anderswo erworbene, möglicherweise wichtige neue Kenntnisse zu übersehen. Was Bungarten (1986, 29) als die "eigene fragmentarische Realitätserfahrung" jeder Einzelwissenschaft bezeichnet,¹¹⁰ ist das Produkt der immer weitergehenden Aufteilung traditioneller Gegenstandsbereiche; die Einengung des Disziplinwissens schließt aber andererseits nicht aus, daß sich Ähnlichkeiten und Analogien mit anderen (Teil-)Disziplinen ergeben und auch nutzbar machen lassen – sofern der Wissenschaftler in der Lage ist, die entsprechenden Veröffentlichungen zur Kenntnis zu nehmen. Deshalb wird nicht selten, manchmal auch mahndend, auf den Nutzen von Interdisziplinarität hingewiesen (Weinrich 1995a, 4).

¹⁰⁹ Deutschsprachige Zeitschriften 1995 (39. Jg.) Köln: Banger (Redaktionsschluß Jan. 95)

¹¹⁰ Bungarten versteht diese offenbar als eine Basis und ein Zeichen von "Entfremdung"; er sieht anscheinend nicht, daß sich darin auch eine gesellschaftliche Notwendigkeit zeigt, die Bedingung für Produktivität ist.

Im Zuge einer solchen Entwicklung hat sich – als sekundäre Zwecksetzung – ein Typ von wissenschaftlichen Artikeln herausgebildet, der ebenfalls diesem Bedürfnis sich unterordnet: der Übersichtsartikel, der für bestimmte Zeiträume und Regionen Veröffentlichungen eines Fachgebiets zusammenfassend darstellt und auch ihre Relevanz für bestimmte Fragen und Gebiete kommentierend einbezieht. Diese Variante ist eine die Produktivität allgemein unterstützende Dienstleistung, die nicht nur der Orientierung hinsichtlich der für den einzelnen lesenswerten Publikationen nützt; sie erzeugt auch eine Art Wissen, das von den Lesern in eigenen Veröffentlichungen wieder reproduziert und verarbeitet wird. Es ist anzunehmen, daß der Typ des Übersichtsartikels durch die Verselbständigung eines entsprechenden, häufig integrierten Textteils in Wissenschaftlichen Artikeln entstand.

Auf ähnliche Weise haben auch andere Textteile eine Verselbständigung erfahren, etwa die kritische Auseinandersetzung mit etablierten oder neuen "Ansätzen", Termini u.ä. Solche Texte sind besonders aus dem Pluralismus der Geistes- und Sozialwissenschaften entstanden.¹¹¹ Sie dokumentieren, an welchen Stellen es Spannungen und 'Reibungen' zwischen den Schulen oder einzelnen Autoren gibt.

Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß solche Abspaltungen auch zu problematischen Ergebnissen führen können: Wenn sich ein Text von dem übergreifenden Zweck der Textart, neues Wissen zu verbreiten, entfernt, kann der Fall eintreten, daß die Zugehörigkeit zur Textart Wissenschaftlicher Artikel fraglich wird; Lesererwartungen werden dann enttäuscht.

3.2.2. Einflüsse der Publikationsmedien auf Textgestaltung und -stil

Eine wichtige steuernde Funktion üben die Publikationsorgane aus. Je weniger es möglich ist, sich einen primären Zugang zu allen Veröffentlichungen innerhalb eines Fachs zu verschaffen, desto wichtiger werden aufwendige Überblicksmedien wie die "Psychological Abstracts"; desto größer wird auch die Bedeutung der wissenschaftlichen Zeitschriften, die u.a. danach streben, ihren Lesern neben den "Original"-Artikeln einen Überblick über weitere Forschungstendenzen und -ergebnisse zu geben.

Wissenschaftliche Zeitschriften können als ein besonderer Texttyp mit sehr ausgeprägten pragmatischen Merkmalen gelten. Sie treten ihrem Publikum mit dem Anspruch gegenüber, den jeweiligen 'state of the art' zu repräsentieren.

¹¹¹ Ein Beispiel ist die Kontroverse zwischen Jäger, Bierwisch und Grewendorf über die Berechtigung und Begründung der an Chomsky orientierten formalen Linguistik in der Zeitschrift für Sprachwissenschaft 1993.

Schon durch ihre Auswahl von Artikeln und Autoren nehmen sie eine praktische Einschätzung nach zwei Seiten hin vor, nämlich zum einen eine Einschätzung des Wissensbedarfs, zum anderen eine der wissenschaftlichen Qualität der Texte. Erst seit der Etablierung wissenschaftlicher Zeitschriften kann davon gesprochen werden, daß der Wissenschaftsbetrieb mit fester Regelmäßigkeit und Selbstverständlichkeit Texte hervorbringt. Aus diesem Angebot können die Zeitschriften auswählen.

Zeitschriftenredaktionen machen in einigen Bereichen detaillierte Vorgaben für die Textproduktion ihrer Autoren. Dabei führen sie allerdings selten oder nie gänzlich neue Konventionen ein; sie vereinheitlichen vorgefundene Darstellungs- und Zitierweisen im Sinne und im Interesse ihres "Konzepts", d.h. ihrer Selbstdefinition als Informationszuträger für spezifische Wissenschaftler-Gruppen. Sie sorgen dabei auch für Angleichung im internationalen Maßstab, bewirken Anpassungsprozesse durch mehr oder weniger explizite Vorgaben und Verbote.¹¹² Die Vorgaben betreffen oft mehr als den formalen Bereich, wenn z.B. Angleichung an bestimmte "eingeführte" Rede- und Bezeichnungsweisen gefordert wird. Diese Art der Kontrolle scheint von den Autoren i.a. akzeptiert zu werden.

Für das Zusammenwirken von Zeitschriften und Autoren sind vor allem zwei Fälle zu unterscheiden: Ein Autor kann einer Fachzeitschrift einen Beitrag zusenden, der darauf geprüft wird, ob er deren Kriterien entspricht. Diese Kriterien leiten sich aus dem sog. Publikationsprofil der Zeitschrift ab, das diese sich in Abgrenzung zu ähnlichen Fachzeitschriften definiert und/oder erwirbt. Eine Zeitschrift kann aber auch einen Autor um einen Artikel zu einem Thema, für das er als Fachmann gilt, bitten. Aus mehrfachen Veröffentlichungen bei einer Zeitschrift kann ein Autor die Sicherheit gewinnen, daß er seine Artikel dort "unterbringen" kann, wobei er den Zeitpunkt der Veröffentlichung der Zeitschrift nicht immer selbst bestimmen kann.

Viele Zeitschriften haben zur Erleichterung der für die Auswahl nötigen Bewertung ein System des "Peer Reviewing" eingeführt. Dadurch findet tendenziell eine Offenlegung und Angleichung von Bewertungskriterien statt. Eine Vereinheitlichung scheint aber kaum realisierbar (Kretzenbacher/ Thurmair 1995, 189). Der Sinn des Gutachterwesens liegt offenbar vor allem darin, keine willkürlichen Bewertungen vorzunehmen, sondern wissenschaftsinterne Auswahlkriterien anzuwenden bzw. anwenden zu lassen. Dazu gehört, daß die Position des Gutachters keine beruflich gegenüber den Autoren fixierte ist, sondern daß die Positionen von Autor und Gutachter prinzipiell austauschbar sind.

¹¹² Satzger (1993, 307 f.) nennt als relevante Vorgaben: "Die speziellen Hinweise betreffen vor allem den Textbauplan (z.B. Anlage des Literaturverzeichnisses), Abbildungen und die Tabellengestaltung. Weitere Angaben können Abkürzungen, Formeln sowie die Schreibweise von Buchstabensymbolen (vor allem in kyrillisch geschriebenen Fachtexten) betreffen."

Von seiten der Autoren werden ebenfalls bestimmte Kriterien an solche Veröffentlichungen herangetragen. Fachzeitschriften genießen auf der Grundlage ihrer Auflage und Verbreitung unterschiedliches Ansehen. Diese Tatsache ist allgemein bekannt und führt dazu, daß in den Augen der Kollegen mit dem Publikationsmedium immer schon eine Vorentscheidung über die Güte des Forschungsergebnisses getroffen ist (Weinrich 1995b, 159). Die Frage, wer wann in welcher Zeitschrift publizieren darf, ist dadurch zu einem Hebel und Indikator der Konkurrenz unter Wissenschaftlern geworden.

Kommerzielle Erwägungen der Publikationsorgane können bei der Auswahl der Beiträge ebenso eine Rolle spielen wie die durch die Redaktionsbesetzung etablierten Schwerpunkte thematischer, methodologischer oder sonstiger Art. Insofern Wissenschaft in diesen Publikationen in Warenform auftritt, besteht für die Zeitschrift das Interesse und zugleich der Zwang, Artikel so zusammenzustellen, daß ein genügend großer Kreis von Lesern dafür gefunden werden kann. Ziel ist, innerhalb des deutlich nach außen abgegrenzten Marktes sich z.B. durch geschickte Schwerpunktbildung an vorhandenen oder vermuteten Interessen und Maßstäben potentieller Leser zu orientieren. Darüber hinaus ist denkbar, daß Redaktionen eigene 'Strategien' zu dem Zweck, neue Leserinteressen zu wecken, entwickeln.

Zusammenfassung: Wissenschaftliche Zeitschriften haben mehrere Funktionen für die wissenschaftliche Kommunikation inne, nicht nur als Initiator und Vermittler von Publikationen, sondern auch als eine Art Filter, der aus einem grossen Angebot an Texten auswählt, wobei nach Relevanz und wissenschaftlicher Qualität unterschieden wird. Sie versuchen dabei, Organ der Wissenschaft selbst zu sein, können aber nicht ignorieren, daß in dieser kein einheitlicher Maßstab für Qualität existiert – am ehesten noch in Mathematik und Naturwissenschaften. Durch die Zeitschriften werden bestimmte äußere Merkmale von Artikeln verallgemeinert (vor allem Konventionen formaler Art), deren Einhaltung die notwendige Wissenschaftlichkeit des Beitrags teilweise herstellt. Wie weit auch Darstellungsverfahren durch diese Medien verallgemeinert werden, ist noch wenig untersucht. Trotz solcher Vorgaben gilt aber, was in 3.1.6. gesagt wurde: In seiner konkreten sprachlichen Beschaffenheit weist sich jeder Artikel als authentischer und unverwechselbarer Text eines Autors (bzw. einer Gruppe von Autoren, die einzeln namentlich genannt werden) aus, nicht nur wegen seines sachlichen Gehalts.

3.3. Handlungsmuster wissenschaftlicher Kommunikation

Wissenschaftliche Kommunikation wurde als institutionell bestimmtes Handeln mit spezifischen Traditionen charakterisiert. Sowohl das Verhältnis von Wissenschaftlern untereinander als auch zu ihrer Tätigkeit ist im vorhergehenden Teil des Kapitels erörtert worden. Um im folgenden zu einer detaillierten

Analyse der Interaktion zu kommen, stellt sich nun das Problem, daß die theoretische und empirische Untersuchung der Kommunikation seit über 20 Jahren auf sehr unterschiedlichen und unterschiedlich begründeten Wegen verläuft, aus denen sich teilweise "Richtungen" und "Ansätze" herauskristallisiert haben. Außer der Ethnographie und Ethnomethodologie (vgl. zu beidem Koerfer 1994) trifft man auf konversationsanalytische Verfahren der Untersuchung (Kallmeyer 1988), außerdem auf hier und dort ausgearbeitete Kategorien wie die der "Texthandlung" (von Polenz 1980, Rothkegel 1984, Sachtleber 1993b) oder die der "illokutiven Handlung" von Motsch, Pasch und anderen (Motsch 1987), ein Konzept, das recht weitgehend methodisch entwickelt wurde. Die Auseinandersetzung mit diesen und weiteren Konzepten, die nach meiner Auffassung jeweils einiges Richtige und Beachtenswerte enthalten, würde entschieden zu viel Raum in Anspruch nehmen, um hier durchgeführt werden zu können.

Wie in Kap. 1 ausgeführt wurde, ist die vorliegende Arbeit im Rahmen der Funktionalen Pragmatik entstanden. Um zu verdeutlichen, wie die wissenschaftliche Kommunikation funktionalpragmatisch untersucht werden kann, ist es hier nun erforderlich, die Kategorie des Handlungsmusters zu erläutern. Auch wenn Handlungsmuster im empirischen Teil dieser Arbeit keine zentrale Bedeutung haben, da die Analyse es mit kleineren Einheiten zu tun hat, scheint es mir wichtig, die Grundlinien der Kommunikationsanalyse herauszuarbeiten, die ich für notwendig halte. Nur so kann deutlich werden, in welchem größeren Zusammenhang die Befassung mit *Prozeduren* des sprachlichen Handelns steht.

3.3.1. Zum Begriff des Musters

Ehlich/Rehbein (1979, 250) geben folgende allgemeine Bestimmung:

"Sprachliche Handlungsmuster, oder abkürzend gesagt, Muster, sind (...) die Formen von standardisierten Handlungsmöglichkeiten, die im konkreten Handeln aktualisiert und realisiert werden. Die Handelnden verwirklichen in ihrem Handeln ihre Zwecke. Die einzelnen Muster bilden *Potentiale für die Realisierung von Zwecken*, derer sich die Handelnden bei ihren Handlungen bedienen." (Hvg. i.O.)

In Kap. 2 war kurz erläutert worden, inwiefern die Erkenntnisse der Sprechakttheorie inkonsistent und unzureichend waren. Im Begriff des Handlungsmusters sind nun die richtigen Einsichten der Sprechakttheorie aufgehoben, es werden aber systematisch einbezogen:

- nicht nur die Äußerungen, sondern die mentalen,¹¹³ aktionalen und interaktionalen Tätigkeiten

¹¹³ Wissenschaftstheoretisch, vor allem mit behavioristischem Hintergrund, wurde gegen die Berücksichtigung der mentalen Sphäre argumentiert; das Argument, daß diese nicht der direkten Beobachtung zugänglich sei, sollte sich aber spätestens erledigt haben, seitdem auch die Naturwissenschaften einen Großteil ihrer Kenntnisse nur durch Rückschluß und Rekonstruktion gewinnen können, wie etwa in der Atomphysik.

- nicht nur die Tätigkeiten des Sprechers, sondern mit gleicher Relevanz auch die des Hörers.

Handlungsmuster sind Ablaufformen des sprachlichen Handelns, deren Strukturen gesellschaftlich entwickelt worden sind, und zwar auf der Basis einzelner kommunikativer Zwecke. Ein relativ einfaches Muster ist das des Grüßens, das im allgemeinen nur zwei Handlungen – Gruß und Gegengruß – beinhaltet; aber auch dabei sind mentale und aktionale Vorgänge zu berücksichtigen, deren Relevanz dann besonders deutlich wird, wenn die Ausführung des Musters mißglückt. Searles Analyse des Versprechens ergibt in einer Musteranalyse eine deutlich komplexere Struktur, im Vergleich zum Grüßen wie auch im Vergleich zur Sprechaktbeschreibung von Searle, der vor allem wissen wollte, welche "Regeln" ein Sprecher kennen und beachten muß, damit seine Äußerung als Versprechen gilt. Die Zweckbestimmtheit von Handlungsmustern zeigt sich in ihrer Binnenstruktur. Ihre gesellschaftliche Qualität zeigt sich in der *Standardisierung* der Handlungsformen, die sie erst zu allgemein verfügbaren Handlungspotentialen werden läßt. In der Analyse eines bestimmten Musters ist zu klären, welche Handlungsalternativen die Interaktanten innerhalb des Musters haben, welche "Positionen" unabdingbar dazu gehören, an welchen Stellen Wiederholungen möglich sind. Die theoretische Begründung und Explizierung des Musterbegriffs findet man in Ehlich/Rehbein (1986), ebenso Beispiele für komplexere Musterbeschreibungen.

Texte und Diskurse sind als Ensembles von Handlungsmustern zu bestimmen. Dabei findet eine Rekonstruktion der inneren Struktur der Sprechhandlungen in bezug auf beide Interaktanten statt (Redder 1994, 8). Im folgenden ist zu überlegen, wie sich dies für die wissenschaftliche Kommunikation, im besonderen für den Artikel, darstellt.

3.3.2. Muster wissenschaftlicher Kommunikation

Die institutionelle Kommunikation greift vielfach zurück auf die für die außerinstitutionelle und alltägliche Kommunikation entwickelten Formen. Dabei können die alltäglichen Handlungsmuster in institutionsspezifischer Weise verformt und akkomodiert werden. Ehlich/Rehbein (1986) haben solche Verformungen für die Kommunikation in der Schule gezeigt, etwa für die Frage und das Rätselraten. Die Musterbeschreibung sieht etwa für die Examensfrage notwendigerweise anders aus als für die Frage. Auch in der Wissenschaftskommunikation ergeben sich "institutionsspezifische Typologien von Praxisformen und von deren Kombinatorik" (a.a.O., 174). Ein wissenschaftlicher Vortrag mit anschließender Diskussion kann als eine solche Diskursart gelten (bzw. als Verbindung von zwei Diskursarten).

Es fragt sich nun, ob für die Analyse der Textart Wissenschaftlicher Artikel spezifische Handlungsmuster relevant sind. Die Handlungsmuster, von denen bisher die Rede war, sind interaktiv, sie organisieren Handlungsbezüge zwischen Interaktanten. Der Text ist aber der Interaktion in besonderer Weise entzogen – und zugleich Teil davon: Er ist das Produkt nur eines Aktanten; der Umgang des anderen Aktanten mit ihm ist ein zeitlich und räumlich getrenntes Ereignis (§ 2.1.). Diese Sprechsituationszerdehnung muß nun zunächst als ein Hindernis für die Realisierung von Handlungsmustern erscheinen. In der sprechhandlungstheoretisch beeinflussten Fachliteratur ist meist sehr bedenkenlos von "Kommunikationsverfahren" oder "Mustern" die Rede. Für die fachlich-wissenschaftliche Kommunikation werden besonders das Informieren, das Erklären, Begründen, Beschreiben, Beweisen u.a. genannt (vgl. Hoffmann 1988, 151; Möhn/Pelka 1984, 127). Vereinzelt wurden auch Untersuchungen zu sprachlichen Mitteln durchgeführt (z.B. Fiß (1983) über das Beurteilen). Die Beziehung zwischen Oberfläche und "Kommunikationsverfahren" wird dabei meist kaum reflektiert: Gehören die KV (vgl. § 2.1.5.3) zu einer Tiefenstruktur, oder sind sie nur Klassifizierungen für Gruppen von sprachlichen Mitteln?

Für Handlungsmuster gilt jedenfalls, daß sie nicht einfach an der Textoberfläche abzulesen sind. Zudem bestehen textartbezogene Restriktionen hinsichtlich der illokutiven Qualitäten möglicher Handlungsmuster. Es ist leicht einzusehen, daß alltägliche Muster wie *Versprechen* nicht in wissenschaftliche Texte gehören; das ist aber weniger klar für das *Behaupten*, das schon deshalb mit der Textart kompatibel zu sein scheint, weil manche Wissenschaftler selbst eigene und fremde Sprechhandlungen gelegentlich als "Behauptungen" qualifizieren. Panther (1981) hat eine Anwendung der Sprechakttheorie auf wissenschaftliche Texte versucht; die "Gegglücktheitsbedingungen einer wissenschaftlich fundierten Behauptung" beschreibt er folgendermaßen:

- " – daß der Anspruch erhoben wird, der im propositionalen Teil ausgedrückte Sachverhalt sei wahr,
- daß gute Gründe für den Wahrheitsanspruch angeführt werden können,
- daß dem Hörer etwas mitgeteilt wird, was er noch nicht weiß,
- daß der Hörer von der Wahrheit des im propositionalen Teil ausgedrückten Sachverhaltes überzeugt werden soll,
- daß der Sprecher den im propositionalen Teil ausgedrückten Sachverhalt für wahr hält". (Panther 1981, 248)

Dagegen möchte ich einwenden: Über ein "Glücken" kann nicht gesprochen werden, ohne die interaktionale Rolle des Hörers zu thematisieren. Zudem existiert nur eine sehr diffuse Beziehung zwischen der unterstellten Wissenschaftlichkeit und den "guten Gründen"; letztere sind für eine alltägliche Behauptung kennzeichnend. Nach meiner Auffassung ist es fraglich, ob eine Behauptung überhaupt eine 'typische' Sprechhandlung in Wissenschaftstexten ist. Nach Redder (1990) unterscheidet sich die Behauptung von der Assertion (s.u.) durch

ein "dezisionistisches Element": Das Behauptete ist kein konsensuelles Wissen, sondern an eine bestimmte Gruppe oder nur an den Sprecher selbst gebunden. Die Reaktion auf eine Behauptung kann Zustimmung, Zweifel oder Ablehnung sein; im negativen Falle findet jedoch keine Auseinandersetzung – Widerlegung o.ä. – mit einer Behauptung statt. Auch dies zeigt ihre Differenz zur Assertion. Eine Anbindung an gemeinsam geteiltes Wissen findet nicht statt, das Behauptete bleibt etwas Individuelles, das der Hörer ohne weitere Begründung oder Nachweise übernehmen soll (Redder 1990, 230 f.).

Das Handlungsmuster *Begründen* ist ein anderes Muster, das für wissenschaftliche Texte als selbstverständliches Element gilt. Ist nun dieses Muster bereits dann und dadurch gegeben, daß in einem Text ein mit "weil" eingeleiteter Nebensatz steht?

Ausgehend von der Analyse des Handlungsmusters in Ehlich/Rehbein (1986, 92 ff.) ergeben sich zunächst einmal Argumente gegen die Übertragung der Musteranalyse auf einen Text, denn

- wegen der Nicht-Präsenz von H gibt es keine dyadisch strukturierte Handlungssequenz;
- die Sprecherhandlung wird nicht durch die vorgängige Indizierung eines Problems im Verstehen von H veranlaßt;
- es ist unklar, ob die erstrebte Veränderung des Hörerwissens erreicht wird oder nicht.

In der Analyse eines Textes kann aber möglicherweise rekonstruiert werden, daß der Autor einen *weil*-Nebensatz einfügt, um ein Nicht-Verstehen beim Hörer erst gar nicht eintreten zu lassen; über den propositionalen Gehalt ist ebenfalls erschließbar, auf welche mentalen Veränderungen beim Hörer der Sprecher zielt. So kann S negative Konsequenzen für den Fortgang des Verständigungsprozesses verhindern. Solange die Hörerhandlung – der Nachvollzug der Begründung – nicht stattgefunden hat, ist die Ausführung des Handlungsmusters noch nicht abgeschlossen: Es handelt sich, genau betrachtet, im Text zunächst noch um einen *Versuch* einer Begründung (vgl. Ehlich/Rehbein 1986, 118). Diese Modifikation ist m.E. bei einer Musteranalyse von Texten zu beachten. Die Zerdehnung der Sprechsituation führt dazu, daß die Interaktionalität von Handlungsmustern im Text nur *bedingt*, insofern in reduzierter Weise, präsent ist.

Das Hörerhandeln ist damit der Analyse nicht vollständig entzogen. Zum einen kann für den Prozeß der Rezeption eines Textes ein gemeinsames Handlungssystem zwischen S und H unterstellt werden, soweit und solange H den Zweck verfolgt, den Text zu verstehen. Dabei können sich nicht selten Handlungsnotwendigkeiten ergeben, in denen Ähnliches wie beim Begründen passiert. Ehlich/Rehbein sprechen von einer einaktantigen Musterrealisierung, die sie "kognitiv-operationales Begründen" nennen (1986, 121 f.). Es geht dabei um

den Fall, daß ein Leser – aus systematischen Gründen weiter "H" genannt – mit einer Verstehensvorgabe im Text konfrontiert wird, die bei Einsatz der bekannten Routinen der Sinnerfassung für ihn nicht unmittelbar verständlich ist. Die Verstehensvorgabe bietet Widerstand und wird damit zum Hindernis für die Fortsetzung des rezeptiven Handelns, so wie auch im Handlungsmuster Begründen das gemeinsame Handlungssystem von S und H (vorübergehend) gefährdet ist.

H kann die Lösung dieser Aufgabe nun für irrelevant erklären und versuchen, die Rezeption ohne eine Klärung fortzusetzen. Die operationale Handlungsalternative ist aber, einen Weg zum Verstehen zu suchen. Das Nicht-Verstehen wird dann als nur subjektives gewertet, und H sucht nach mentalen Prozeduren, die die Transformation in ein Verstehen erlauben. Hat er Erfolg, findet nicht nur Sinnerfassung statt, sondern auch die wegen der Störung negative Einstellung von H zu der Verstehensvorgabe wird eine positive, wie das bei erfolgreichen Begründungen immer der Fall ist.

Die oben gestellte Frage nach der Möglichkeit einer Handlungsmusteranalyse in Texten ist also positiv zu beantworten, mit folgenden Präzisierungen:

1. Textrelevante Muster sind entweder einaktantig oder werden von Handlungssequenzen auf Sprechhandlungsverkettungen reduziert.
2. Handlungsmuster sind keine Textteile, etwa einzelne Sätze oder Satzverbindungen; ein Textteil kann aber die interaktionalen Tätigkeiten des Sprechers (Autors) enthalten, die Musterbestandteil sind.

3.3.3. Das Muster Assertieren

Generell kann man sagen, daß zu den Hauptaufgaben von Sprache die Vermittlung von Informationen und die Organisation des kollektiven Wissens gehört (Ehlich/Rehbein 1979, 247). Das Handlungsmuster des Assertierens dient in besonderer Weise der Weitergabe von Wissen, weil für dieses Muster erforderlich ist, daß S und H den Zweck verfolgen, ein Wissensdefizit von H mit Wissen von S auszufüllen. Die Assertion ist offen für beliebige propositionale Gehalte und eignet sich damit als primäres Handlungsmuster für Texte, in denen der Überlieferungszweck im Vordergrund steht. Ehlich spricht bezüglich der Offenheit und Beliebigkeit der Inhalte von einer "Herauslösung der propositionalen Dimension aus dem sprachlichen Handeln" (1994, 26).

Obwohl Assertionen in der Form des Aussagesatzes – also als satzförmige Resultate sprachlichen Handelns – seit Aristoteles ein zentrales Thema von Sprachwissenschaft und Logik gewesen sind, ist das Handlungsmuster Assertieren wenig betrachtet worden. Sowohl die Frage der Sprecher-Hörer-Konstellation als auch die nach den einzelnen Handlungsschritten ist zu klären (für eine genauere Analyse siehe Ehlich/Rehbein (1979, 264 ff.).

Zweck des Musters ist ein Wissenstransfer, durch den ein Wissensdefizit von H über einen Wirklichkeitsausschnitt mit Hilfe eines bei S vorhandenen Wissens (π^S) beseitigt wird. Bedingungen für die Realisierung des Musters sind:

- a) daß es eine Wissensdifferenz zwischen S und H gibt;
- b) daß die Wissensdifferenz den Beteiligten bewußt ist oder wird (etwa durch eine Exothese des Nichtwissens durch H selbst);
- c) daß H sein Wissensdefizit als Mangel betrachtet und beheben will;
- d) daß S dazu bereit ist, H das diesem fehlende Wissen zu übertragen.

Diese Voraussetzungen sind nur dann gegeben, wenn S und H in einen Handlungszusammenhang treten. Der Handlungszusammenhang von S und H ist im Zusammenhang der wissenschaftlichen Tätigkeit durch eben diese und deren institutionelle Bedingungen bestimmt. Er liegt außerhalb des Bereichs persönlicher Bekanntschaft und unmittelbarer Kooperation. Dieusterspezifische Konstellation ist dabei nicht, wie Reichman-Adar (1984, 339) meint, als ein asymmetrisches Verhältnis, ähnlich wie bei Lehrern und Schülern, zu kennzeichnen. Die soziale Charakteristik ist trotz des Wissensvorsprungs nicht notwendigerweise eine Überordnung des Sprechers.

Für den wissenschaftlichen Austausch lassen sich die genannten Bedingungen weiter präzisieren:

- a) Ein Wissensvorsprung eines Forschers ergibt sich aus dem fortgeschrittenen Stand seiner Forschungen in Relation zu den anderen. Alle am Forschungsprozeß Beteiligten können grundsätzlich beide Positionen einnehmen.
- b) Das Bedürfnis, das neue Wissen in den Gesamtwissensbestand zu integrieren, vermittelt über die Weitergabe der Information an Fachkollegen, ist ein kollektives. In Produktion und Rezeption von Publikationen wird es umgesetzt. Die Erarbeitung von Fragen ist selbst bereits ein wesentliches Moment kollektiver wissenschaftlicher Tätigkeit, die in und neben dem bereits vorhandenen Wissensbestand gesellschaftlich relevante Defizite entdeckt, und zwar nicht Defizite einzelner Personen, sondern Lücken im Gesamtwissen bzw. Lücken in der jeweils aktuellen Forschungstätigkeit. Die zum Handlungsmuster gehörige "Exothese" eines Nicht-Wissens (Ehlich/Rehbein 1979, 267) kann schriftlich, z.B. in Vorgängerartikeln, geschehen sein.

Da das zu vermittelnde Wissen komplex ist, besteht der Wissenschaftliche Artikel aus einer Verkettung von Assertionen. Der wiederholte Durchlauf durch das Handlungsmuster hat seinen Zweck erst dann erreicht, wenn der Autor seinen Plan abgearbeitet und den komplexen Wissensgehalt vollständig verbalisiert hat. Da allerdings der wesentliche Zweck des Handlungsmusters, nämlich die Behebung der Defizienz bei H, erst zeitlich/räumlich getrennt

erreicht werden kann – bedingt durch die Sprechsituationszerdehnung –, kann mit dem Schreiben des Textes noch kein Musterabschluß erreicht werden.

3.3.4. Andere Handlungsmuster

Auf Basis dieser spezifischeren Bestimmungen ergeben sich Besonderheiten des Assertierens im wissenschaftlichen Text. Der im Diskurs übliche Musterdurchlauf beginnt oft mit einer initialen Frage von H. Nicht wenige Autoren wissenschaftlicher Artikel imitieren diese Eröffnung durch die Formulierung von Fragen, die sie im Laufe des Artikels zu klären versprechen. Das Muster Fragestellen-Antworten wird auch an anderen Textstellen gezielt benutzt. Die Autoren schaffen damit zwar keinen Diskurs mit dem Leser, fingieren aber eine Situation, in der ein Informationsdefizit artikuliert wird und der Sprecher sich aufgefordert sieht, die Lücke auszufüllen. Für den Leser besteht die Möglichkeit, anhand der Formulierung der Frage zu prüfen, ob sein eigenes Wissen eine Beantwortung erlaubt.¹¹⁴ Für die Interaktanten bringt die einleitende Frage also einen gewissen Vorteil: Mit der Voranstellung eines hypothetischen Wissensdefizits ist die Handlungsqualität des Nachfolgenden, also des Gesamttexts oder eines Textteils, eindeutig klargestellt. Der Hörer/Leser weiß damit auch, welche inhaltlichen und illokutiven Ansprüche er an die Musterrealisierung stellen kann – anders als bei einer Behauptung kann er fordern, daß das Wissen verallgemeinert und konsensuell bzw. konsensfähig ist.

Von der Assertion gibt es also einen handlungslogischen praktischen Übergang zu dem Muster der Frage, in ähnlicher Weise auch zu anderen Mustern wie dem Begründen, das oben schon genauer beschrieben wurde, und wieder zurück zur Assertion. Die sprachliche Form kann dabei die des Aussagesatzes bleiben, dennoch ändert sich jeweils die illokutive Qualität der Assertion: Assertieren und Begründen sind keine sich ausschließenden Tätigkeiten. Das bedeutet, daß die Analyse des Sprechhandelns in einem Wissenschaftlichen Artikel eine größere Komplexität vorfindet, als es den Anschein hat, wenn man nur die Verkettung von Assertionen betrachtet.

Ehlich (1993) hat gezeigt, daß viele sprachliche Handlungen in wissenschaftlichen Texten zwar die Form von Aussagesätzen haben, auch Wissens Elemente enthalten, aber nur bei oberflächlicher Betrachtung als einfache Assertionen gelten können. Zugleich weisen sie nämlich andere illokutive Eigenschaften auf, die Ehlich zusammenfassend als Relikte einer Streitkultur auffaßt. Demnach lassen sich Spuren von wissenschaftlichen Entwicklungen, Traditionen und früheren Formen der Auseinandersetzung erkennen, besonders dann, wenn

¹¹⁴ In pädagogischem Zusammenhang ist eine solche "Fragetechnik" immer wieder als geschicktes Vorgehen hervorgehoben worden, wohl weil man hofft, das Interesse von Schülern auf diese Weise zu wecken.

Autoren Geltung, Wert, Wissensmodalitäten eigener oder fremder Theorien und Aussagen qualifizieren. Ehlich erkennt hierin "eine Struktur, die diskursive Kennzeichen der wissenschaftlichen Praxis in die Textstruktur abbildet" (1993, 28).

4. Deiktische und phorische Prozeduren im Spektrum der Formen der Textorganisation

In Kapitel 2 und 3 wurden Bestimmungen der Textart Wissenschaftlicher Artikel von verschiedenen theoretischen "Seiten" her erarbeitet:

- a) ausgehend vom Textbegriff,
- b) von dem allgemeinen Charakter von Texten als Vertextung von Sprechhandlungen her,
- c) von der historischen Ausdifferenzierung wissenschaftsbezogener Textarten her,
- d) von der gesellschaftlich begründeten Funktionalität her, die dem Wissenschaftlichen Artikel für den innerwissenschaftlichen Austausch zukommt.

Resultat dieser Überlegungen ist, daß ein Wissenschaftlicher Artikel im Zentrum des Wissenschaftsprozesses steht: Seine Verfertigung wie auch seine Rezeption sind integrale Momente der beständigen, gesellschaftlich notwendigen Erarbeitung und Mitteilung neuer Erkenntnisse. Die an diesem Prozeß beteiligten Subjekte sind Wissenschaftler. Als Subjekte der wissenschaftlichen Kommunikation wissen sie um die spezifische Zweckmäßigkeit eines Wissenschaftlichen Artikels. Autoren müssen dieses Wissen nicht bei ihren Lesern erzeugen, sondern sie verlassen sich weitgehend darauf, daß sie auf Leser treffen, die mit der Textart umgehen können. Aus dem gemeinsamen Handlungszusammenhang heraus werden also die sprachlichen Aktivitäten von Verfasser und Leser geformt; umgekehrt tragen sie zur Erhaltung und Veränderung dieses gesellschaftlich-institutionellen Handlungszusammenhangs bei.

Der erste Schritt ist, daß der Autor eines Wissenschaftlichen Artikels den gesellschaftlichen Zweck der kontinuierlichen Wissenserweiterung in eine persönliche Zwecksetzung transformiert: Er setzt sich das Ziel, anderen Wissenschaftlern ein noch nicht allgemein bekanntes Wissensselement zugänglich zu machen. Dafür nutzt er das Handlungsmuster Assertieren und andere, damit kongruente Muster. Soweit sind die Zusammenhänge schon dargelegt worden.

Die Textorganisation ist nun die sowohl sprachliche als auch nichtsprachliche Gestalt des Textes, die ihn als Mitglied seiner 'Gattung' ausweist. In sie gehen die Bemühungen des Autors ein, das darzustellende Wissen in zweckmäßiger Weise für den Wissenschaftsprozess sprachlich aufzubereiten.

Das vierte Kapitel ist so aufgebaut, daß zunächst eine Erklärung der Kategorie Textorganisation und deren handlungstheoretischer Grundlage gegeben wird. Danach werden die deiktische und die phorische Prozedur dargestellt, wobei die Forschungsliteratur einbezogen wird. Im dritten Schritt werden Überlegungen zu den weiteren Elementen der Textorganisation angestellt, die aber in dieser Arbeit nicht anhand des Korpus studiert werden können.

4.1. Textorganisation

Organisation ist in der Sphäre der Wissenschaft in verschiedener Hinsicht wesentlich. Zur wissenschaftlichen Tätigkeit überhaupt gehören bestimmte Weisen der Organisation des Denkens. Das betrifft erstens die Entdeckung neuer Tatsachen, die wissenschaftsgeschichtlich mehr und mehr dem Zufall entzogen wurde.¹¹⁵ Zweitens sind spezifische Weisen der Organisation auch in den eigentlichen Bezirken des Denkens und Erklärens entwickelt worden, also z.B. Wege der Induktion und der Deduktion. Mit Hilfe von Logik und Wissenschaftstheorie sind diese Wege – auch deren sprachliche Ausdrucksformen – methodischer Reflexion, formaler Vereinheitlichung und wechselseitiger Kontrolle der Wissenschaftler selbst unterworfen worden. Daneben ist die Fachterminologie zu erwähnen, die "eine begriffliche Ordnung meist mit hierarchischer Gliederung sprachlich ab(bildet)" (von Hahn 1983, 85); in manchen wissenschaftlichen Disziplinen wie in der Chemie spiegelt die Fachterminologie bis in morphologische Einzelheiten hinein die innere Organisation des Fachwissens wider.

Weniger untersucht sind diejenigen Strukturmerkmale von Texten, die für eine adäquate Wissensverarbeitung bei den Lesern wichtig sind. Textverstehen kommt nur dann zustande, wenn die einzelnen inhaltlichen Elemente sukzessiv und in kohärenter Weise zu dessen Aufbau beitragen und wenn dem Leser klar wird, an welchen Textstellen Inferenzen nötig sind. Nur dann wird er ein mentales Abbild des Textsinns gewinnen, in dem die einzelnen sprachlichen Handlungen und deren propositionaler Gehalt zu einem Ganzen sich verbinden.¹¹⁶

In der textlinguistischen Literatur wird unter Textorganisation im allgemeinen die Gliederung (z.B. Groeben/Christmann (1989, 181 f.); Thürmer 1985) bzw. die "Architektur" eines Textes (Wildegans (1977, 615) verstanden; ähnlich ist auch von "Textkomposition" (Liebsch 1977) die Rede (vgl. Sachtleber 1993a, 41 ff.). Sachtleber (1993b, 73 ff.) versteht unter Textorganisation das teilweise kongruente Nebeneinander von "Handlungsstruktur" und thematischer Struktur bzw. Entfaltung, die beide als tiefenstrukturell bezeichnet werden können. Dennoch (und richtigerweise) macht sie aber die Gesamtorganisation "verantwortlich für die Oberfläche des komplexen Gebildes 'Text', auf die ein Rezipient zunächst trifft".

¹¹⁵ Das ist zwar nicht vollständig gelungen, aber die heutige Grundlagenforschung ebenso wie die angewandten Forschungszweige kennen Wege der Steuerung und Systematisierung des Findens und Erfindens.

¹¹⁶ Van Dijk und Kintsch haben dies im Auge, wenn sie von "Makropropositionen" oder von "Superstrukturen" sprechen (van Dijk 1980, 192, 206; van Dijk/Kintsch 1983). Bei den Superstrukturen kommt hinzu, daß sie nicht nur Texteigenschaften sind, sondern "also in the reader's oder listener's mind" (van Dijk/Kintsch 1983, 251) existieren.

Abgesehen von Sachtleber und van Dijk, dem es wesentlich um die semantische Tiefenstruktur geht, befassen sich die meisten Autoren mit der Textgliederung als Indikator für die Textorganisation. Püschel (1994, 132) kommt dem darzustellenden Konzept nahe, wenn er "Aufgaben wie vorausgreifendes Strukturieren, Ankündigen, explizites Anknüpfen ..." als Textorganisation erfaßt.

Die Textgliederung ist nach meiner Auffassung ein Bestandteil der Textorganisation, aber es gehört wesentlich mehr dazu, nämlich alle inhaltlich-formalen Strukturen, die aus der Verkettung sprachlicher Handlungen einen Text machen. Solche Strukturen entstehen nur dann, wenn Texte bewußt – das ermöglicht ihr "Sprachwerk"-Charakter – im Hinblick auf einen Zweck allgemeiner Art konstruiert und geformt werden. Eine Konkretisierung ergibt sich, wenn man auf die Textartbestimmung in Kap. 2 zurückgreift. Dort wurde u.a. gesagt, daß Wissenschaftliche Artikel sehr oft keine 'neutrale' Information enthalten, sondern brisante Erkenntnisse, die sich u.U. sogar polemisch zum gegenwärtigen Wissensstand verhalten. Dem dadurch entstehenden Diskussionsbedarf tragen die Autoren oft vorwegnehmend Rechnung, was die Merkmale der Textorganisation mit bestimmt: Neben den und z.T. in Form von Assertionen finden sich Argumentationen und Einschätzungen, Implikationen werden offengelegt u.ä. Die entsprechende Planung schlägt sich sowohl im Textaufbau als auch in den verwendeten sprachlichen Mitteln nieder.

4.1.1. Die Modellierung des Lesers

Bei der Vertextung von Sprechhandlungen werden planende Tätigkeiten des Autors in Textstrukturen umgesetzt. Eine große Fülle von psycholinguistisch orientierter Literatur (z.B. die Beiträge in Antos/Krings 1989 und die weiteren Publikationen der Beiträger) hat sich mit einzelnen Fragen der Textproduktion auseinandergesetzt, was hier nicht nachvollzogen werden kann. Im folgenden geht es darum, die allgemeinen Bedingungen und Kennzeichen verfassersicherer Aktivitäten zu beschreiben.

Für den Autor eines Wissenschaftlichen Artikels erhebt sich, wie in Kap. 2 entwickelt wurde, ein Problem: Aufgrund der zerdehnten Sprechsituation einerseits, der Bedingungen wissenschaftlicher Kommunikation andererseits sind die Interaktanten sich nicht bekannt. Für den Autor besteht das doppelte Problem der Nicht-Präsenz und der Anonymität von H. Die zusätzliche Schwierigkeit liegt darin, daß er es nicht mit einem, sondern mit einer Menge von Lesern zu tun hat, von denen bestenfalls einige ihm als Personen, genauer gesagt als Kollegen mit speziellem Wissen und Wissensbedarf, bekannt sind. Die Sprecher-Hörer-Konstellation ist also grundsätzlich durch das Phänomen der "Mehrfachadressierung" (Hoffmann 1984) gekennzeichnet.

Das kann aber nicht bedeuten, daß der Autor eines Wissenschaftlichen Artikels den Leser ignoriert.¹¹⁷ Sofern er es sich zum Anliegen macht, die Verständigung gelingen zu lassen, ist er darauf verwiesen, in möglichst effizienter Weise auf das vorhandene Wissen der Leser zuzugreifen, um es für die Verarbeitung des neuen Wissens nutzbar zu machen. Er kommt dann nicht umhin, eine *Modellierung* des von ihm anzusprechenden Lesers vorzunehmen (Hoffmann 1984; Ehlich 1994c), d.h. vor dem Schreiben eine Vorstellung von dem 'typischen' Leser seines künftigen Textes auszubilden.¹¹⁸ Diese Modellierung hat einen kompensatorischen Charakter.

Nicht nur das Wissen des Lesers ist dabei vom Autor hypothetisch zu erschliessen, sondern auch mögliche Voreinstellungen (Rehbein 1977, 186).¹¹⁹ Was das Wissen betrifft, so spreche ich bewußt nicht von "Hintergrundwissen", weil es m.E. nicht möglich ist, das Leserverständnis in Weltwissen und textbezogenes Hintergrundwissen einzuteilen; "Hintergrundwissen" meint wohl das unabhängig vom Text vorhandene Weltwissen, das für dessen Verstehen genutzt wird.

Bei der Konstruktion eines solchen 'Durchschnittslesers' können die Autoren sehr unterschiedlich vorgehen. Ein Autor kann das Modellierungsproblem am einfachsten für sich selbst dann lösen, wenn er zwischen seinen eigenen Wissensstrukturen und denen des Lesers keinen Unterschied macht, wenn er also Identität annimmt – abgesehen von demjenigen Wissensdefizit bei H, das durch die zu publizierende Entdeckung beseitigt werden soll. Seine Aufgabe besteht dann nur darin, das neue Wissen geordnet und zusammenhängend zu verbalisieren. Maximale Reduktion des Textes auf die Darstellung des betreffenden Wirklichkeitsbereichs wäre der naheliegende Weg.

Eine solche Gleichsetzung ist allerdings nicht unproblematisch. Besonders ein Forscher, der lange Zeit in einem speziellen Bereich gearbeitet hat, muß sich vergegenwärtigen, daß über das aktuell mitzuteilende Wissen hinaus noch andere Informationsvorsprünge sich auf seiner Seite angesammelt haben. Zudem führt der allgemeine Zwang zu Spezialisierung generell zu einer Reduzierung des gemeinsamen Wissensbestandes. Es kann also leicht passieren, daß der modellierte Wissensumfang nur bei einem kleinen Teil der potentiell interessierten

¹¹⁷ Auch in der internationalen sprachwissenschaftlichen Literatur ist anerkannt, daß scientific articles auf den Leser hin konzipiert werden (Mauranen 1993, 35).

¹¹⁸ Baumann (1992, 42) spricht in diesem Zusammenhang von einer "Sender-Empfänger-Sender-Strategie bei der Vermittlung fachlicher Inhalte", die "eng mit dem Selbstbild des Autors bzw. dem Fremdbild von den Adressaten verbunden" sei. Dabei irritiert besonders die Kopplung von Selbst- und Fremdbild durch "bzw.": als ginge es um spiegelbildliche Persönlichkeitsauffassungen. Das Reden von "Strategie" führt zudem auf rhetorische 'Abwege' (s.o. § 2.4.2.).

¹¹⁹ Diese komplexen Verhältnisse werden in der technischen Metaphorik von "Sender-Botschaft-Empfänger", die aus früheren Kommunikationsmodellen immer wieder in neuere Arbeiten hineingenommen wird (z.B. Pause 1984), zu sehr simplifiziert.

Leser vorhanden ist. Der Kreis der zur verständigen Kenntnisnahme fähigen Leser wird reduziert oder vergrößert in direkter Abhängigkeit von dem Ausmaß des Nachdenkens über den Leserkreis, der Reflexion auf deren Möglichkeiten und entsprechender Textplanung. Das betrifft weit mehr als deren Kenntnisse der Fachterminologie, es betrifft z.B. auch ihre Fokussierungskapazität (Kap.7).

Weitgehenden oder vollständigen Verzicht auf solche Rücksichtnahme weisen die kurzen Kommunikationen auf, mit denen in naturwissenschaftlichen Zeitschriften bevorstehende oder gerade erfolgte Entdeckungen der Fachwelt mitgeteilt werden. Einen derartigen Zwang zur Kürze gibt es in einem wissenschaftlichen Artikel nicht; die Textart ermöglicht, den Stellenwert des neuen Wissens, seine Implikationen und Konsequenzen zu erläutern und sich mit denkbaren Einwänden auseinanderzusetzen. Gemäß dem Zweck der Textart sind mehrere Fragen vom Autor praktisch zu entscheiden:

- Welche Anordnung des Wissens ist für die Adressaten angebracht? Wie ausführlich und detailgenau muß die Darstellung sein?
- Wie direkt kann der Autor zum Wesentlichen, dem neuen Wissen, kommen; welche Wissensvoraussetzungen muß er durch seinen Text herstellen, in Erinnerung rufen oder absichern?
- Mit welchen Einwänden, Vorbehalten oder Mißverständnissen muß der Autor rechnen, welchen davon will er explizit Rechnung tragen?
- Welche propositionalen Gehalte oder Bezüge müssen besonders deutlich formuliert werden, damit sie auf jeden Fall auch in das Langzeitgedächtnis des Lesers übergehen?
- Welche Möglichkeiten zur Validierung des beim Lesen gewonnenen Wissens können dem Leser geboten werden?
- Welche Veranschaulichungsmöglichkeiten kann der Autor nutzen?
- Mit welchen sprachlichen Verfahren kann die adäquate Verarbeitung der propositionalen Gehalte ermöglicht oder erleichtert werden?

Die je konkrete Art der Sprechhandlungsverkettung basiert auf den Antworten auf diese Fragen, auch wenn die Fragen dem Autor nicht in dieser Reihenfolge und Systematik bewußt sein mögen. Ein so geplanter Verstehensprozeß erfordert Kooperation zwischen S und H. Damit ist Kooperativität in einem elementaren Sinne gemeint, wie sie das sprachliche Handeln insgesamt kennzeichnet. Ehlich spricht in bezug darauf von "formaler Kooperation" in Abgrenzung von der im Produktionsprozeß vorhandenen materiellen und der im zweckmäßigen Zusammenwirken gegebenen "materialen" Kooperation (Ehlich 1987, 23 f.). Insofern, als die Verständigung eine Koordination zwischen den Wissensstrukturen des Autors und deren Rekonstruktion auf seiten des Lesers beinhaltet – Redder (1990, 36) spricht von einer "Synchronisierung" – , kann die Textorganisation Mittel der Übertragung einer bestimmten Wissensorganisation sein.

4.1.2. Die Tiefenstruktur des Textes

Organisationsformen sind zunächst einmal Bestandteil der Oberfläche des Textes. Aber sie eröffnen einen Zugang zur Textstruktur, die eine abstraktere Kategorie ist. Die Abstraktheit wird oft metaphorisch durch den Ausdruck "Tiefenstruktur" verdeutlicht. Diese Tiefenstruktur hat, handlungstheoretisch verstanden, insbesondere zwei *prozessuale* Elemente:

- a) Die thematisch-gedankliche Struktur, im Englischen oft als "propositional content" bezeichnet, existiert im Ausgangspunkt im Kopf des Schreibers, aber zunächst nicht in sprachlicher Form, also noch unfertig: Sie wird im Prozeß des Schreibens ausgeformt und vervollständigt und entsteht durch die Rezeption des Textes im Kopf des Lesers neu, als Ergebnis rekonstruktiver Tätigkeit.
- b) Das auf diese Vermittlung gerichtete sprachliche Handeln des Autors ist analysierbar als Abfolge einzelner sprachlicher Handlungen, bestehend aus propositionalen und illokutiven Akten, an deren Zustandekommen wiederum verschiedene Typen sprachlicher Tätigkeit beteiligt sind. Der mit der Textart verbundene Zweck ist umso besser zu realisieren, je mehr der Autor das sprachliche Handeln bis in seine Einzelheiten hinein einer Planung und Gestaltung unterwirft. Was im Text als fertige Struktur vorhanden ist, läßt sich also zugleich prozessual-dynamisch verstehen, als schrittweise Umsetzung oder Verarbeitung einer textuellen Gesamtplanung des Autors – auf dem Weg in das Wissen des Lesers (vgl. Sachtleber 1993, 44).

Raible (1994) hat im Anschluß an Bühlers Vierfelderschema ein skalar aufgebautes Schema für die theoretische Einordnung mündlicher und schriftlicher kommunikativer Produkte (Tabelle 1) vorgeschlagen.

Degree of formalization	Degree of intersubjectivity and planning		
	low	↔	high
lower	Sprechhandlung	↔	Sprachwerk
intermediate	level of corresponding text types (genres)		
higher	Sprechakt	↔	Sprachgebilde

Tabelle 1: "Modified and enlarged version of the Bühlerian four place matrix" (nach Raible 1994, 5)

Gemäß diesem Vorschlag sind Textarten vollständig oder weitgehend dadurch bestimmt, ob und wie ausgeprägt sie "scriptural" und "intersubjektiv" sind, also

material und formal dem von Raible vertretenen Konzept der Schriftlichkeit entsprechen. Durch den Rückgriff auf Bühler wird dabei ein auch mir wesentlich erscheinender Aspekt, nämlich die "Sprachwerk"-Qualität und Geplantheit von Texten hervorgehoben. Jede Texttypologie muß dieses Kriterium wie auch den 'Grad' an Schriftsprachlichkeit einer Textart berücksichtigen. Der Wissenschaftliche Artikel wäre in einer im Mittelfeld der Tabelle zu lokalisierenden Skala offenbar weit rechts einzuordnen, "because it is planned, premeditated, and conforms to a macrostructural scheme. Conceptually speaking it is scriptural." (a.a.O.). Allerdings erscheint mir das Vierfelderschema von Bühler als eher schlechte Grundlage für einen Ausbau zu einer Matrix: Bühler versuchte mit den vier Kategorien, sehr heterogene wissenschaftlich-philosophische Auffassungen zusammenzubringen, nämlich außer seiner eigenen die von de Saussure und von Husserl. Mit "Sprechakt" ist bei Bühler etwas ganz anderes gemeint als in der Sprechakttheorie (1934, 62 ff.): der phänomenologische Akt der Sinnverleihung eines transzendentalen Ich, dessen monadische Stellung Bühler wiederum ablehnte. Das Vierfelderschema ist m.E. mit gutem Grund selten aufgegriffen worden. Bühler selbst hat seine Analysen von Zeigfeld und Symbolfeld gerade unter Zurückstellung der vier Kategorien entwickelt (Rehbein 1994, 58). Nur der Sprachwerk-Begriff erscheint mir sinnvoll.

Jenseits dieser Überlegungen ist Raible zuzustimmen, was die große Bedeutung der Schriftlichkeit angeht. Besonders Paragraph 4.5. geht auf deren Zusammenhang mit der Textorganisation genauer ein.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Mit dem Ausdruck "Textorganisation" bezeichne ich die realisierte Planung eines Autors, soweit sie sich in Textstrukturen niedergeschlagen hat. Dabei geht es nicht nur um die Umsetzung des sprachlichen Handelns in die Form der Schriftlichkeit hinein (vgl. 2.1.2.), sondern auch um die Rekonstruktion der spezifischen Weise der Sprechhandlungsverketzung. Dieses handlungsbezogene Konzept von Textstruktur erfordert, in der Analyse den konkreten Funktionen sprachlicher Elemente im Text nachzugehen. Voraussetzung für die organisierende Tätigkeit des Autors ist, daß er ein Modell des Lesers, ein Bild von dessen Wissen, Fähigkeiten und Interessen gewinnt und zugrundelegt. Im folgenden ist darzustellen, welche Handlungsmöglichkeiten dem Schreiber eines Wissenschaftlichen Artikels zur Verfügung stehen, um eine seinem Bild des Lesers entsprechende Textorganisation zu erreichen.

4.1.3. Die Prozeduren des sprachlichen Handelns

Oben wurde an die Bühlersche Kategorie "Sprachwerk" erinnert, mit der in der Gegenüberstellung zur Sprechhandlung das schriftlich fixierte, planvoll gestaltete Produkt, hier eine Großform des sprachlichen Handelns, beschrieben werden kann. Die Merkmale dieses sprachlichen Handelns sind in die Textstruk-

turen hinein vermittelt. Ausgangspunkt für eine solche Gestaltung sind elementare Strukturen des sprachlichen Handelns, die als unterschiedliche Typen sprachlicher Tätigkeit gekennzeichnet werden können, die *Prozeduren*:

"Prozeduren sind einzelne Tätigkeiten der kommunikativen Interaktanten, durch die die Sprecher Verständigung mit den Hörern erzielen. Sie gehen zu einem grossen Teil in die Konstituierung systematisch komplexerer sprachlicher Handlungsformen, insbesondere des propositionalen und des illokutiven Aktes, und darüber in die Konstituierung von Sprechakten ein." (Ehlich 1994a, 73)

Die Prozeduren konstituieren einzeln oder gemeinsam den propositionalen und den illokutiven Akt, und zwar durch den Einsatz von unterschiedlichen sprachlichen Mitteln:

- Die *symbolische* Prozedur findet statt, wenn S ein Objekt oder einen Sachverhalt benennt oder bezeichnet;
- die *expeditiv* Prozedur findet statt, wenn S direkt in den Handlungsraum von H eingreift, d.h. wenn er H mit sprachlichen Mitteln lenkt;
- die *deiktische* Prozedur beinhaltet die Orientierung der Aufmerksamkeit von H auf ein Objekt in einem für S und H zugänglichen Verweisraum,
- die *operative* Prozedur ermöglicht H "die Prozessierung der sprachlichen Handlungselemente von S" (Ehlich 1994a, 73)
- durch die *malende* Prozedur kommuniziert S seine Einstellungen in bezug auf etwas, z.B. mit intonatorischen Mitteln.

Die prozedurentypischen sprachlichen Mittel gehören unterschiedlichen Feldern an, wobei Bühlers Zweifelderlehre (Bühler 1934¹²⁰) den Ausgangspunkt gebildet hat. Tabelle 2 ordnet die Prozeduren den Feldern zu.

Art der Prozedur	Felder
symbolische Prozedur	Symbolfeld
deiktische Prozedur	Zeigfeld
operative Prozeduren	Operationsfeld
expeditiv Prozeduren	Lenkfeld
malende Prozedur	Malfeld

Tabelle 2: Prozeduren und Felder

¹²⁰ Vgl. zum Symbolfeld besonders Bühler (1934, 149 ff.). Bühlers "Sprachtheorie" wurde 1982 nachgedruckt, wird im folgenden aber nach der ersten Ausgabe zitiert.

Die in wissenschaftlichen Texten enthaltenen Darstellungen von Sachverhalten, ebenso wie die darauf bezogenen Argumentationen, bestehen in ihrem propositionalen Kern vor allem aus Elementen des Symbolfeldes. Bühler (1934) hat diese Bezeichnung eingeführt. Zum Symbolfeld gehört die Gesamtheit der Gegenstandsbezeichnungen und Abstrakta, also der Substantive und Adjektive, daneben der überwiegende Teil des Verbbestandes. Bühler unterschied davon das Zeigfeld der Sprache. Ihm gelang – unter Anknüpfung an Brugmann und andere – eine erste systematische Analyse dieses Zeigfeldes. Darauf kann hier aufgebaut werden.

In den meisten Texten, besonders aber in Wissenschaftlichen Artikeln, entfällt der Gebrauch der Mittel des Lenkfeldes, z.B. der Interjektionen, da sie ihre spezifische Funktion im Diskurs erfüllen (Ehlich 1986b; Liedke 1994). Auch der Imperativ, eine auf unmittelbare Beeinflussung des Hörerhandelns gerichtete expeditiv-prozedur, entfällt bzw. ist reduziert auf eine kleine Liste formalisierter Anweisungen, die dem Verweisen im Text dienen, meist in abgekürzter Form: *vgl.*, *siehe*. Für die intonatorischen Mittel des Malfeldes bietet die Schriftform ebenfalls keinen Anwendungsbereich. Somit stehen für die Textorganisation, so scheint es, nur das Symbolfeld, das Zeigfeld und das operative Feld zur Verfügung, was gegenüber den Handlungsmöglichkeiten im Diskurs eine Reduktion bedeutet. Allerdings bietet gerade die Beschaffenheit der Schrift, ihr visuelles Dasein und ihre Materialität, ein Repertoire an Gestaltungs- und Ausdrucksmöglichkeiten, das im Diskurs nicht vorhanden ist. Die Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung der Schrift(lichkeit) hat zwar, wie in Kap. 2 entwickelt, die Komplexität des sprachlichen Handelns in einer Weise erhöht, die dem Hörer von flüchtigen Lautfolgen nicht zugemutet werden könnte.¹²¹ Auf der anderen Seite haben sich im und durch den Umgang mit den graphisch-semiotischen Komponenten der Schrift Strukturen herausgebildet, die eine Art Ersatz für die nicht textadäquaten Prozeduren bieten (dazu § 4.6.2.).

Für die vorliegende Arbeit wurde die Entscheidung getroffen, die deiktische und die phorische Prozedur zentral zu stellen.¹²² Die phorische Prozedur ist eine operative, d.h. sie gehört dem Operationsfeld an. Linguistisch wird sie häufig mit der deiktischen zusammengefaßt unter Bezeichnungen wie "Pro-For-

¹²¹ Die Schriftlichkeit "erfordert mentale Verarbeitungsverfahren neuer Art. In dichter Verarbeitungsfolge müssen die je erreichten mentalen Verarbeitungsergebnisse für den weiteren Verarbeitungsprozeß präsent gehalten und neuen Zugriffen zugänglich gemacht werden." (Ehlich, a.a.O.) Textverstehen nimmt daher sehr häufig die Form eines rekursiven Prozesses an, je nachdem, wie komplex das anzueignende Wissen ist.

¹²² Nach Nikolaus (1981, 283) ist "eine Linguistik der Verweisungsformen (Anaphora, Kataphora, Pronominalisierung, Koreferenz, Artikelgebrauch usw. usf.) eben keine Linguistik des Textes (...), sondern des Satzes-im-Kontext." Das würde bedeuten, daß eine pragmatische Textlinguistik die betreffenden Themen vermeiden müßte. Ich denke aber, daß die Befassung mit Prozeduren des sprachlichen Handelns sogar einiges zur handlungstheoretischen Erneuerung der Textlinguistik beitragen kann.

men". "Verweisungsformen" oder auch als "Kohärenzsignale" (Möhn/Pelka 1984, 23). Bei Harweg (1968 10) sind die (deiktisch und anaphorisch verwendeten) Pronomina "die für den Prozeß der Textkonstitution verantwortlichen Ausdrucksmittel". Deixis und Phorik sind Gegenstand der empirischen Untersuchung und werden daher im folgenden ausführlich erläutert.

4.2. Deiktische Prozeduren im Text

4.2.1. Die deiktische Prozedur

Die Besonderheit deiktischer Ausdrücke zeigte sich früh schon daran, daß sie nicht auf die "übliche" Art semantisch beschrieben, lexikalisch erfaßt oder gar definiert werden können. Der Grund ist, daß ihre Deutung an "sinnliche Zeighilfen" innerhalb der Sprechsituation gebunden ist.¹²³ Bühler spricht von einem "hier-jetzt-ich-System der subjektiven Orientierung" in der Sprechsituation (1934, 149), das für Sprecher (S) und Hörer (H) unmittelbar, genauer gesagt: vermittels ihrer Wahrnehmung, zugänglich ist. Die Verbindung mit der Zeigegeste wurde von einigen als zentrale Bestimmung für deiktische Elemente aufgefaßt, so von Engelen (1984, 79).¹²⁴ Kriterium ist dabei der Verweis auf etwas Außersprachliches. Rückverweise auf Sprachliches werden als Anaphern bezeichnet (a.a.O., 76 ff.).¹²⁵ Ich lege im folgenden eine andere Auffassung über die beiden Elementklassen dar.

Da in der Literatur verschiedene Bezeichnungen für deiktische Ausdrücke (z.B. Deiktikon, indexikalischer Ausdruck) auftauchen, ist hier eine kurze terminologische Bemerkung nötig. Ich verwende die Bezeichnung "Deixis" sowohl für das funktional bestimmte deiktische System als auch für den einzelnen deiktischen Ausdruck, mit der Pluralform "Deixeis" (vgl. Ehlich 1979). Daneben ist auch in Anlehnung an Bühler von "Zeigwörtern" die Rede. Außerdem ist der Ausdruck "Verweisobjekt" erklärungsbedürftig: Er dient als Hyperonym für alle Bestandteile der Wirklichkeit oder der mentalen Sphäre, die mit einem deiktischen Mittel fokussiert werden (können), gleichgültig um welche Dimension es geht.

¹²³ "... daß alles sprachlich Deiktische deshalb zusammengehört, weil es nicht im Symbolfeld, sondern im Zeigfeld der Sprache die Bedeutungserfüllung und Bedeutungspräzision von Fall zu Fall erfährt" (Bühler 1934, 80)

¹²⁴ Engelen betont allerdings, daß es sich bei der Zeigegeste – besonders im Falle der Personaldeixis – "um eine nur angedeutete wie um eine nur mitgedachte Geste handeln" kann (1984, 80).

¹²⁵ "Ein Teil der deiktischen Elemente ist identisch mit Anaphern", wobei prinzipielle Unterschiede in der Verwendung bestehen (Engelen 1984, 79).

Deixis sind an die Sprechsituation als lokal und temporal bestimmten Raum ihrer Bedeutungsentfaltung gebunden. Was die Sprechsituation ausmacht, was zu ihr gehört, ist allerdings nicht objektivistisch-physikalisch anzugeben. Das Perzeptionsfeld von S und H bildet zwar den Rahmen, ist aber nicht in allen Details relevant. Das bedeutet, daß einzelne Elemente und Aspekte der Sprechsituation für die Interaktanten je nach ihren situativen Zwecken und Orientierungen hervortreten oder auch irrelevant sein können.

"... die Sprecher und Hörer gemeinsamen stillschweigenden Voraussetzungen (Handlungspräsuppositionen) bestimmen die Erstreckung der Sprechsituation mit." (Ehlich 1983b, 88).

Es wäre daher überflüssig und sachfremd, wollte man Sprechsituationen unabhängig vom Fokus und von den sprachlichen Handlungen der Beteiligten durch eine vollständige Aufzählung aller in ihnen enthaltenen Umstände charakterisieren.¹²⁶ Stattdessen sind die physikalischen Eigenschaften der Sprechsituation das jeweils gegebene Umfeld des sprachlichen Handelns, dessen Bestandteile und Aspekte mit deiktischen Mitteln einfach und präzise in die Aufmerksamkeit von S und H geholt werden können.

"Kurz gesagt: die geformten Zeigwörter, phonologisch verschieden voneinander wie andere Wörter, steuern den Partner in zweckmäßiger Weise. Der Partner wird angerufen durch sie, und sein suchender Blick, allgemeiner seine suchende Wahrnehmungstätigkeit, seine sinnliche Rezeptionsbereitschaft wird durch die Zeigwörter auf Hilfen verwiesen, gestenartige Hilfen und deren Äquivalente, die seine Orientierung im Bereich der Situationsumstände verbessern, ergänzen." (Bühler 1934, 105 f.)

Eine zentrale Bestimmung für alle deiktischen Ausdrücke ist ihr gemeinsamer Bezugspunkt, nämlich die Sprecher-Origo, sprachlich ausgedrückt durch "*ich*". Damit vollzieht der Sprecher einen Verweis auf sich selbst wie auf beliebige andere Gegenstände; es findet aber zugleich eine "Selbstsetzung als Subjekt und Objekt" statt (Ziegler 1989, 201).¹²⁷ Gemäß Bühler ist die Origo das Orientierungszentrum für die Zeig- bzw. Verweisungsleistung der deiktischen Ausdrücke (Bühler 1934, 102), auch für den Hörer, der die Orientierung des Sprechers zum Zweck des Verstehens übernimmt. Die deiktische Prozedur ist also nach zwei Seiten hin zu betrachten: Vom Sprecher aus gesehen, ist sie Ausdruck einer vorgenommenen Fokussierung; bei H wird dadurch eine Orientierungshandlung initiiert. Das geschieht dadurch, daß der Sprecher die Aufmerk-

¹²⁶ Insofern ist Klein (1978, 20) zu widersprechen, wenn er die Origo als "das Sprechereignis selbst, das, ein physikalisches Ereignis, nach Raum, Zeit und Sprecher bestimmt ist", bezeichnet. Von Bedeutung ist, was der *Sprecher* von diesen physikalischen Merkmalen fokussiert und wie er es tut, nicht deren physikalische Beschaffenheit als solche.

¹²⁷ Von daher ist es tautologisch, wenn Schemetov (1985) deiktische Ausdrücke als "subjektive Deiktika" bezeichnet; 'objektive Deiktika', bei denen das Bewußtsein des Sprechers keine Rolle spielen würde, gibt es nicht.

samkeit von H ohne symbolische Mittel auf das von ihm mental fokussierte Element der Sprechsituation fixiert. S überträgt damit (s)einen Fokus auf H. Dies unterstellt ein jeweils in der Sprechsituation vorgegebenes kommunikatives "setting", welches eine schnelle Orientierung erlaubt.

Ein Sprecher, der *hier* oder *jetzt* sagt, verweist den Hörer damit auf dessen eigene aktuelle Erfahrung von Ort oder Zeit der Sprechhandlung. Der Sprecher macht somit Gebrauch von Wissen, das für die Interaktanten selbstverständliche Grundlage der Kommunikation ist. Zugleich greift er auf die Fähigkeit und Bereitschaft des Hörers zurück, Deixis flexibel auf die Situation zu beziehen, d.h. sie im inhaltlichen Rahmen des Gesagten zu verstehen, symbolische Hinweise oder vorherige Foki einzubeziehen. Äußerungen wie

"Jetzt habe ich mich schon wieder an dem Papier geschnitten!"

"Ich bin jetzt die nächsten beiden Stunden hier."

bereiten i.a. kein Problem im Hinblick auf das Verstehen von *jetzt*. Die Tatsache, daß ein deiktischer Ausdruck nicht von vornherein auf eine Art von Verweisobjekt festgelegt ist, bewährt sich in dem geringen Aufwand der Verständigung. Sofern der Sprecher die Vororientierung bei H nicht falsch einschätzt, ist die Fokusübernahme i.a. unproblematisch.

Es ist naheliegend, die personale, lokale, temporale etc. Dimension der Deixis auf Dimensionen der Anschauung zu beziehen. Nach Kant sind Raum und Zeit als Prinzipien des äußeren und inneren Sinnes die Formen der Anschauung (Kant 1968, B 37/38).¹²⁸ Diese abstrakte Vorkategorisierung ermöglicht erst die Orientierung mit deiktischen Ausdrücken:

"Die Struktur des Zeigfeldes ist ein Dimensionsraster, das über die Interaktion der Interaktanten gelegt wird und ihnen die Etablierung von Identifikationspunkten ermöglicht." (Ehlich 1983b, 85)

Bühler hat die Dimensionalität des Zeigfeldes und der Deixis¹²⁹ mit symbolischen Qualitäten verglichen (Bühler 1934, 90). Das kann m.E. nicht bedeuten, daß man von einem "Zusammenwirken der beiden semiotischen Prozesse Zeigen und Nennen" sprechen muß (Fillmore 1972, 156; Diewald 1991, 53). Aus Bühlers Analyse folgt nämlich, daß Symbolfeld und Zeigfeld der Sprache – ebenso die entsprechenden Prozeduren –, funktional betrachtet, in Opposition zueinander stehen. Es erscheint mir daher als falsch, von einer "Denotationsfähigkeit der Deiktika" (Diewald 1991, 49) zu sprechen. Bedauerlicherweise

¹²⁸ Die besondere Leistung der deiktischen Ausdrücke innerhalb dieser Dimensionen beschreibt Ziegler (1989, 204) so: "Sie repräsentieren den Begriff des je besonderen Subjekts bzw. des je besonderen Gegenstandes, ohne diesem Subjekt oder Gegenstand über die jeweilige Besonderheit hinaus Bestimmtheit zuzuordnen."

¹²⁹ Die Dimensionalität der deiktischen Ausdrücke spiegelt sich auch in den unterschiedlichen Fragewörtern, mit denen sie erfragt werden können (Engelen 1984, 68).

löst Diewald nicht nur den Unterschied zwischen Symbolfeld und Zeigfeld der Sprache tendenziell auf, auch die ebenso wichtige Differenz von operativen Einheiten (Artikel, grammatische Morpheme) und Deixis wird zum Verschwinden gebracht.¹³⁰

Es erscheint auch bei Rauh als problematisch, wenn sie deiktischen Ausdrücken eine "indexikalische Bedeutung" zuspricht, welche "aus der Zuordnung von einem sprachlichen Ausdruck und seinem Referenten" resultiere (Rauh 1984, 66). Allein der "Kodierer" hat demzufolge über die Bedeutung zu entscheiden. Das würde aber zu der paradoxen Aussage führen, Deixis eine *Wortbedeutung* zuzusprechen, die gleichwohl keine allgemeine Qualität besitzt, sondern vom Sprecher jeweils willkürlich von Fall zu Fall festgelegt wird. Es bleibt unklar, wie es H gelingen könnte, eine "Bedeutung" dieser Art zu erfassen, wenn er lexikalisch vorgeht.

Diese kritischen Anmerkungen machen deutlich, daß beide Momente des Deixisgebrauchs festzuhalten sind: Einerseits ist es die Entscheidung des Sprechers, worauf er die Aufmerksamkeit von H richten will. Andererseits können deiktische Ausdrücke nicht wie leere Hülsen verwendet werden, sondern sie geben eine Minimalbestimmung des zu fokussierenden Gehalts, die seine Zugänglichkeit für H betrifft und eine Vorstrukturierung gemäß allgemeinen Kategorien der Anschauung bewirkt. Da der deiktische Ausdruck inhaltlich nur eine Typisierung des Verweisobjekts erlaubt (also eine Einordnung in den personal-, lokal-, temporal- oder objektdeiktischen Bereich der Sprechsituation), bedarf der Hörer u.U. einer gestischen Zeighilfe des Sprechers. Das ist besonders für die Lokal- und Objektdeixis relevant.

Im Deutschen und vielen anderen Sprachen ist es das Kriterium der Nähe zur Origo, das für die Bildung des deiktischen Teilsystems wichtig war. Andere Sprachen haben z.T. andere Kriterien entwickelt und/oder die Nah-Fern-Unterscheidung stärker ausdifferenziert. Fillmore (1972) hat kontrastiv mit vielen Beispielen auf Verschiedenheiten von deiktischen Systemen aufmerksam gemacht. Das Kennenlernen des Systems der deiktischen Mittel und seines Gebrauchs gehört zum Erlernen einer Sprache. Die muttersprachlich gewonnene Kenntnis der abstrakten Kategorisierung nach den benannten Dimensionen erleichtert den Lernprozeß in der Zweit- oder Fremdsprache, vielleicht abgesehen von Sonderfällen wie dem Madagassischen.¹³¹

¹³⁰ Vgl. die Bestimmung der "schwachen Deiktika" (Diewald 1991, 54 ff.). Folgerichtig muß sie sich dann langwierig mit Klassifikationskriterien wie primär/sekundär, stark/schwach, real/am Phantasma u.a. auseinandersetzen, was nicht frei von Widersprüchen ist.

¹³¹ Diese Sprache verfügt über ein im Vergleich zum Deutschen wesentlich feiner abgestuftes Raster von Suffixen mit deiktischer Qualität, wobei die Entfernung von Sprecher und Hörer voneinander und vom Ort oder Objekt besonders relevant ist, vgl. Rasoloson (1994).

Die Deixis dient auch in anderer Hinsicht der Ökonomie der Kommunikation, denn die Menge der gebrauchten Symbolfeldausdrücke kann reduziert werden, was die Planungsaktivitäten von S reduziert und ihn entlastet. Mit deiktischen Mitteln können auch "ad-hoc-Namen" für Dinge und Personen gebildet werden (Ehlich 1979, 774). In bezug auf Personen, die an der Interaktion nicht als Sprecher oder Hörer beteiligt sind, ist allerdings anzumerken, daß Deixeis wie "*der (da)*" und "*die (da)*" als abwertend empfunden werden und häufig verbal sanktioniert werden. Bellmann (1990) hat diese Phänomene untersucht.

Deiktische Ausdrücke haben ein Verweisobjekt, das nicht sprachlich ist. Seine mentale Repräsentation bei S und H bildet den Inhalt des Fokus. Wegen seiner Bindung an den gemeinsamen Wahrnehmungsraum von S und H nennt Bühler das Zeigfeld das "Kernstück, (...) die bevorzugte Technik der anschaulichen Sprache" (1934, 81). Für den Eindruck der Anschaulichkeit spricht, daß der Umgang mit deiktischen Ausdrücken von Kindern sehr früh gelernt wird. Bei näherer Betrachtung zeigt sich allerdings, daß schon bei den scheinbar konkreten Personaldeixeis die Anschauungsbezogenheit und Unmittelbarkeit partiell aufgehoben ist:

Die Verwendung der Ausdrücke *wir* oder *ihr* macht bereits Gebrauch von einem Wissen bei H, das auf personale Konstellationen des Umfeldes bezogen ist, da die Zugehörigkeit zur "*wir*"-Gruppe nicht durch die Anwesenheit in der Situation festgelegt ist. Ähnlich ist es mit dem Ausdruck "*jetzt*". Er wird nur selten ganz eng auf den Zeitpunkt des Sprechens bezogen. Ohne daß die Sprecher-Origo aufgegeben ist, kann ein kleinerer oder größerer Zeitraum vom Sprecher fokussiert werden.¹³² Im übrigen ist zu beachten, daß schon mit der Dimension Zeit als solcher der Bereich des sinnlich Zugänglichen verlassen wird.

4.2.2. Zur Gliederung des Feldes

Die Deixeis bilden im Deutschen eine kleine Klasse von Wörtern, jedenfalls im Vergleich mit der offenen Klasse der Symbolfeldausdrücke. Gemäß der Struktur des Zeigfeldes weist sie eine deutliche innere Gliederung und damit auch eine Funktionsdifferenzierung auf. Tabelle 3 stellt diese Funktionen anhand der elementaren deiktischen Ausdrücke dar. Die in der Tabelle genannten Ausdrücke und einige weitere sind Gegenstand der Analysen in Kapitel 6. Der Vollständigkeit halber sei aber angeführt, daß auch die Tempusformen des Präteritums, sekundär auch des Präsens, einen Origobezug aufweisen, also deiktische Qualität haben. Dasselbe gilt für das Verb *kommen* und partiell auch für

¹³² Von Bühler selbst wie von anderen Autoren (vgl. Sennholz 1985, 30 ff.) wurde darauf hingewiesen, daß dem Ausdruck "*jetzt*" keine quantitative Zeitbestimmung zu entnehmen ist.

die mit *hin* und *her* präfigierten Verben, da diese beiden Elemente als Richtungsdeixis gelten können.

Dimension	Nähe	Ferne
Personen (sprachlich Handelnde)	<i>ich</i>	<i>du</i>
Ort	<i>hier</i>	<i>dort</i>
Zeit	<i>jetzt</i>	<i>damals ≠ dann</i>
"Objekte"	<i>dieser</i>	<i>jener</i>
Aspekte an "Objekten"	<i>so</i>	*

Tabelle 3: Sprachliche Mittel des Zeigfeldes ¹³³

Die Tabelle 3 macht die Aufgliederung der deiktischen Mittel nach Dimensionen und nach der Origionähe deutlich. Das Wort "Objekte" steht hier in Anführungszeichen, da es nicht als Gegenkonzept zu "Person" verstanden werden soll, sondern als Oberbegriff. Zugleich ist wichtig, daß diese Deixis nicht unmittelbar sprechsituativ ist, ebenso wie die Aspektdeixis. In beiden Dimensionen findet ein abstrakterer Bezug auf die Sprechsituation statt. Das liegt daran, daß in jeder Situation eine Vielfalt von Objekten oder Aspekten fokussiert werden könnten und die konkrete Auswahl des Sprechers durch den Verweis auf die Situiertheit möglicherweise noch nicht ausreichend klar ist. Ein ähnliches Problem hat Harweg für die noch abstraktere Aspektdeixis formuliert, die er als "typhafte" Deixis beschreibt:

"... denn auf einen Typ von Haus oder auch einen Typ von Sachverhalt kann man schlechterdings nicht – hinweisend – zeigen." (Harweg 1976, 331)

Die Dimensionalität führt hier also nicht immer zu hinreichender Eindeutigkeit für die deiktische Prozedur (Ehlich 1987a, 288 f.).¹³⁴

¹³³ Nach Ehlich (1987a, 291), übersetzt und leicht geändert, z.B. wurde *dort* statt *da* eingesetzt. Das Zeichen * ist von Ehlich übernommen als Kennzeichnung einer vorläufigen Leerstelle. Was die betreffende Ferne-Stelle ausfüllt, ist noch zu entwickeln.

¹³⁴ Nicht in die Tabelle aufgenommen wurde die sogenannte "Sozialdeixis", die schon von Fillmore (1972) in ihren Grundideen fixiert und z.B. von Lakoff (1974) weitergeführt wurde. Es erscheint zweifelhaft, ob dies wirklich eine zusätzliche Dimension sein kann. Untersucht man z.B. die wichtigsten Anredeformen einer Sprache, so wird man oft finden, daß deiktische Ausdrücke mit nicht-deiktischen ergänzt werden, um soziale Differenzierungen zu erzielen, so im Deutschen das "Du" durch die Formen von "Sie", deren Ursprung nicht das Zeigfeld ist. Eine andere vermeintliche Form von Sozialdeixis wird in 6.3.2.1. besprochen.

Eine bisher noch nicht erwähnte Funktionalität des deiktischen Systems für das Sprachsystem insgesamt ist an diesem Punkt zu nennen. Der überwiegende Teil der deiktischen Ausdrücke wird mehrfach für die Bildung von Komposita genutzt. Daß "die Deixis beim Strukturausbau der Sprache eine wichtige Rolle spielt" (Redder 1990, 149), ist ein sprachhistorisches Phänomen. Damit ist zweierlei gemeint:

- a) Einige deiktische Ausdrücke haben nichtdeiktische Funktionen übernommen. Der deiktische Ausdruck kann dadurch ganz oder teilweise verdrängt werden, es kann aber auch der Fall eintreten, daß beide Varianten nebeneinander existieren und sogar sehr häufig vorkommen (vgl. Redder 1990 über *denn* und *da*);
- b) deiktische Wörter sind auf vielfältige Weise mit prozedural anders gearteten Wörtern zusammengesetzt worden, wie *deshalb*, *somit*, *dadurch*, *indes* u.a. (s.u. und vgl. Rehbein 1995).

4.2.3. Die VerweISRäume

Die große Selbstverständlichkeit und Sicherheit, mit der deiktische Ausdrücke in der alltäglichen Interaktion benutzt werden, ist die Basis dafür, daß auch außerhalb des gemeinsamen Wahrnehmungsraums sprachlich 'gezeigt' wird. Dafür ist das Konzept des "VerweISRaums" entwickelt worden:

"Als "Raum" wird in diesem Sinn also verstanden eine mehrdimensionale Größe, deren Grenzen die möglichen Objekte der deiktischen Prozedur von solchen Objekten trennen, die nicht durch eine einfache Suchaufforderung des Sprechers zur Fokussierung und Findeprozedur des Hörers Gegenstand der kommunikativen Relevanz werden können." (Ehlich 1979, 16)

Ehlich unterscheidet 4 VerweISRäume. In der nachfolgenden Tabelle 4 findet sich zusätzlich in der 5. Zeile die "Deixis ins Leere". Gemeint sind meist formelhafte Wendungen wie "*dann und wann*", die man als Sonderform einer Deixis im Vorstellungsraum auffassen könnte (Ehlich 1979, § 7.6 und § 11.4.2.; vgl. auch Kap. 6 in dieser Arbeit).¹³⁵

Bühler war von der Sprechsituation ausgegangen. Eine Erweiterung war notwendig, weil ein Großteil – wenn nicht der überwiegende Teil – des real vorkommenden Deixisgebrauchs nicht im Diskurs oder in wiedergegebener Rede stattfindet. Bühler und viele andere haben deiktische Elemente in solchen Fällen der Kategorie Anapher zugeordnet,¹³⁶ das Problem ist, daß dadurch der

¹³⁵ Auf ein Beispiel für einen Ausdruck, in dem eine solche Deixis ins Leere fixiert ist, weist Redder (1990, 138) hin, nämlich auf das Verb "*dasein*" und das zugehörige Verbalsubstantiv.

¹³⁶ Bühler sprach in bezug auf die "situationsferne Rede", also Texte, davon, daß die Zeigwörter darin "anaphorisch gebraucht" würden (Bühler 1934, 80). Nur die Deixis im Vorstellungsraum war ihm als "Deixis am Phantasma" geläufig (a.a.O., 123).

Zusammenhang von Form und Funktion in sich brüchig wird, was zu inkonsistenten Erklärungen führt.

Erklärung	Benennung
die unmittelbare Sprechsituation	Wahrnehmungsraum
die aktuelle und erinnerte Rede im Diskurs	Rederaum
der durch den Text konstituierte mental-sprachliche Raum	Textraum
die gemeinsame Vorstellung von Sprecher und Hörer	Vorstellungsraum
Deixis in formelhaften Verwendungen	Deixis ins Leere

Tabelle 4: Die verschiedenen Verweiseräume

Fillmore hat demgegenüber eine Erweiterung vorgeschlagen und die Textdeixis als eine eigene, *dimensional* unterschiedene Art von Deixis neben der lokalen, temporalen etc. aufgefaßt.¹³⁷ Conte (1981) hat bereits auf daraus resultierende Ungereimtheiten hingewiesen.

4.2.4. Die deiktische Prozedur im Textraum

Gegenüber der Deixis im Wahrnehmungsraum sind einige Veränderungen festzuhalten. Die deiktische Prozedur kann nicht in einem (mental)en Schritt abgewickelt werden; sie wird komplexer, weil sie notwendigerweise Schlußprozeduren des Hörers beinhaltet (Ehlich 1979, 773).

Nicht jeder deiktische Ausdruck in einem Text erfordert den Textraum: Die Sprecherdeixis *ich* kann und muß in sehr vielen Fällen (z.B. in einem Brief oder einer Bewerbung) auf den Schreiber bezogen werden und so – trotz der Sprechsituationszerdehnung – wie eine Deixis im Wahrnehmungsraum funktionieren. In einem literarischen Text, etwa einem Roman, ist derselbe Ausdruck wahrscheinlich als Deixis im Vorstellungsraum einzuordnen. Ein lokal- oder temporaldeiktisches Element kann in einem Text nur dann verstanden werden, wenn

¹³⁷ Als fünfte Art von Deixis wollte Fillmore noch die "social deixis" einführen. Conte (1981, 122) hat auch dies kritisiert.

Klarheit über die Origo besteht: Ist es die Origo des Schreibers, die einer fiktiven Person oder z.B. die mit dem Erscheinungsort und -datum einer Tageszeitung gegebene Origo? Beim Gebrauch objektdeiktischer Ausdrücke im Text nützt aber solches Wissen wenig: Der Wegfall des gemeinsamen Wahrnehmungsraumes würde das Verstehen von Objektdeixis verunmöglichen, wenn es keinen Textraum gäbe. Dieser Raum wird nicht durch den Text in seiner materiellen Gestalt, also als lineare Abfolge von Graphemen, gebildet, sondern als Abfolge von propositionalen (Teil-)Gehalten, die der Leser durch den Verarbeitungsprozeß rekonstruiert. Deiktische Verweise kann er entweder auf kleinere oder größere Segmente in seinem Kurzzeitgedächtnis beziehen oder auf Segmente, die bereits in seinem Langzeitgedächtnis abgespeichert sind. Ein Segment, das z.B. mit "das" deiktisch fokussiert werden kann, kann die Benennung eines Objekts, eines Sachverhalts oder einer umfangreicheren, mental bereits verdichteten Information sein. Jede mental noch 'präsente' Information kann damit für eine erneute Nutzung herangezogen werden.

Der umgebende Textbereich wird also ähnlich behandelt wie ein Wahrnehmungsumfeld, auf das Sprecher und Hörer jederzeit zugreifen können. Es besteht allerdings ein wesentlicher Unterschied zur meist physikalisch stabilen Sprechsituation: Der Textraum ist ein beständig *veränderlicher*, d.h. mit dem Durchgang durch die lineare Abfolge des Textes ist der Verweisraum von Proposition zu Proposition ein anderer – abgesehen davon, daß der Text als ganzer ein bleibendes (mögliches) Verweisobjekt ist. Es findet also auch beständig eine Verschiebung der Origo statt, schon weil der Textraum nicht als ganzer überblickt werden kann. Deiktische Prozeduren steuern den permanent notwendigen Prozeß der Reorganisation der Aufmerksamkeit bei der Erarbeitung des Textinhalts. Wie dabei Verweisobjekte im Textraum identifiziert werden, ist ein Thema der empirischen Untersuchung in Kap. 6.

Ehlich (1989) wirft die Frage auf, wie ein Hörer den Verweisraum identifiziert, d.h. in welcher Reihenfolge er die möglichen Verweisräume prüft.¹³⁸ Es ist z.B. unklar, ob beim Lesen eines Textes der Textraum als naheliegendster Verweisraum oder als sekundär gegenüber dem Sprechzeitraum behandelt wird. Aufgrund welcher weitergehender Schlußprozeduren eine Deixis im Vorstellungsraum oder ins Leere erschlossen wird, müßte ebenfalls genauer untersucht werden.

Im Vergleich der verschiedenen Verweisräume erscheint der Textraum als derjenige, in dem die höchsten Anforderungen an den Hörer bzw. Leser gestellt werden. Abgesehen davon, daß noch andere Verweisräume einbezogen und ge-

¹³⁸ Ehlich nimmt an, daß ein Algorithmus wirksam ist, mit dem die Reihenfolge der mentalen Abarbeitung der einzelnen Verweisräume beschrieben werden kann (ebd.) Ich halte dies für möglich; ein solcher Algorithmus kann oder muß sogar nach Diskurs- und Textarten verschieden aussehen.

prüft werden müssen, kann es auch innerhalb des Textraums passieren, daß die Identifizierung des Verweisobjekts über verschiedene Stufen verläuft: Nicht nur die aktuelle und die vorhergehende Proposition kommen bei einer Anadeixis (s.u.) in Frage, sondern u.U. die des gesamten Abschnitts bis hin zum gesamten Text (Ehlich 1992a, 217).

Nach Rehbein (1995, 170) muß man in dem der Deixis vorangehenden Text eine engere und eine weitere Zone unterscheiden, die für die Fokusbildung verschieden wichtig sind. Verwiesen wird auf Wissen in verbalisierter Form, das nun noch einmal "retrograd vorgestellt" werden soll, allerdings oft nicht so, wie es ursprünglich verbalisiert wurde, sondern kondensiert, z.B. mit "*Dies ...*" (Rehbein 1995, 173). Diese Prozedur ist eine komplexe Aufmerksamkeitsanforderung. Sie erleichtert aber dem Leser seine Tätigkeit, da sie einer Strukturierung und Reduzierung der Textinformationen dient; mental vorhandene Inhalte und Verstehensresultate können durch die Kondensierung – metaphorisch ausgedrückt – leicht hantierbar werden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Im Textraum ergeben sich Veränderungen der Origo. Der besondere Charakter der textspezifischen Sprechsituation macht eine Präzisierung notwendig: Der Origo des Sprechers als Autor, der sukzessiv bestimmte Sprechhandlungen in der Herstellung des Textes durchläuft, entspricht im späteren Durchgang des Lesers dessen sukzessive Rezeption dieser Sprechhandlungen. In dem Verständigungsprozeß, der beides umfaßt, findet also jeweils eine Koordination des sprachlichen Handelns statt, bei der der gemeinsame Wahrnehmungsraum allerdings sehr weitgehend reduziert ist; an seine Stelle tritt der Text als Verweisraum, und zwar der Text als gestalthaftes materiales Objekt ebenso wie als Verkettung von Sprechhandlungen und deren Segmenten.

Festzustellen ist, daß die deiktische Verweisung mit der Entfernung vom Wahrnehmungsraum zunehmend abstrakter wird. Die Ausweitung des Deixisgebrauchs ist daher nicht risikolos, und es ist zu vermuten, daß gerade für wissenschaftliche Texte besondere Vorkehrungen und Restriktionen existieren, um die Gefahr von Vagheit und Mißverstehen einzuschränken (Ehlich 1992a, 212).

Ein weiteres allgemeines Merkmal der Deixis ist noch zu behandeln (§ 4.2.6.): Aufgrund der linearen Anordnung der Elemente von Rede oder Text kann die deiktische Prozedur eine *Richtung* haben, d.h. zurück oder nach vorn gerichtet sein.

4.2.5. Ana- und Katadeixis

Der einfachste und häufigste Fall von Deixis im Textraum ist der des Rückverweises auf ein im Text vorher genanntes oder mit kombinierten symbolischen Mitteln beschriebenes Verweisobjekt; es handelt sich dabei häufig um eine

Substantiv-Wortgruppe mit Genus- und Numeruskongruenz zum deiktischen Ausdruck, was besonders für die Objektdeixis *dies-* von Bedeutung ist.¹³⁹ Das Verweisobjekt kann aber textuell auch durch eine größere Texteinheit repräsentiert sein. Eine Anadeixis mit komplexerem Verweisobjekt fordert von H die erneute Fokussierung eines mental schon präsenten Elements, das zwar aktuell nicht im Fokus, aber aus dem linear-zeitlichen Ablauf des Textverstehens heraus für ihn leicht zugänglich ist (Hoffmann 1992, 44).¹⁴⁰

Die rückwärts- bzw. nach "oben" gerichtete Verstehensprozedur (je nachdem, wie man die lineare Abfolge des Textes als räumliche Organisation auffaßt) ist grundsätzlich aber nicht die einzige Möglichkeit. Ein Sprecher kann z.B. eine Sprechhandlung mit "*das*" beginnen und so beim Hörer eine Suchprozedur einleiten, ohne daß das Gemeinte in der Rede oder im Text sprachlich schon präsent war. Es handelt sich dann um eine katadeiktische Verwendung. Bevor nun der Hörer aus seinem Mißerfolg beim Suchen den Schluß zieht, das Gemeinte sei ihm über den Vorstellungsraum zugänglich, muß der Sprecher selbst die Suche beenden und die mentale 'Leerstelle' ausfüllen. Ein Beispiel aus einem außerwissenschaftlichen (Alltags-)Zusammenhang ist die in einem Streit denkbare Äußerung:

"**Das** hast du dir so gedacht, daß ich deine Arbeit mache."

Es ist kein Zufall, daß eine vergleichbare sprachliche Handlung nicht im Korpus zu finden ist. Der katadeiktische Gebrauch der Deixis hat Ausnahmecharakter und muß ihn haben, da er den Hörer zumindest vorübergehend vor ein Problem stellt. Die beabsichtigte Wirkung wird meist als Spannung, Überraschung o.ä. beschrieben. Die daraus resultierenden stilistischen Qualitäten werden für die Zwecke verschiedener Medien ebenso wie in der Literatur geschätzt und genutzt. Für wissenschaftliche Texte erscheint es nicht funktional, die Leser solchen – wenn auch kurzfristigen – Verwirrungen auszusetzen.

Ein besonderer Gebrauch von der ana- und katadeiktischen Prozedur wird mit den "zusammengesetzten Verweiswörtern" (Rehbein 1995) gemacht, die oben schon erwähnt wurden (*damit, dabei* etc.). Wegen der großen Häufigkeit dieser Wörter gerade auch in wissenschaftlichen Texten sind sie eine kurze Betrachtung wert. Engelen (1986, 110) spricht in bezug auf diese Wörter von Anaphern für ein Präpositionalobjekt. Ihr syntaktischer Status kann der einer Orts- oder Lokalangabe sein, sie können aber auch Teil einer Direktionalangabe oder

¹³⁹ Die Besonderheit des Deutschen, Substantive gemäß Genus und Numerus morphologisch weitgehend deutlich zu differenzieren, scheint ein Grund dafür zu sein, daß die Verwendung der Deixis in dieser Sprache präzisere Verweisungen als z.B. im Englischen erlaubt.

¹⁴⁰ Hier wie bei vielen anderen Aussagen über die deiktische und phorische Prozedur ist zuzugestehen, daß ungeübte Leser nicht oder nur mit großer Anstrengung auf die geforderte Weise 'mitdenken' können; daher sind solche Textstellen auch die, die zwei- oder mehrmals gelesen werden.

lokales Attribut sein (Engelen 1984, 66). Die Wortartzugehörigkeit wurde häufig mit der Bezeichnung "Pronominaladverb" erfaßt.

Rehbein betont gegenüber Klassifizierungen, die sich an den herkömmlichen Wortarten ausrichten, die Notwendigkeit einer *prozeduralen Analyse*, um die Funktion zu erfassen. Zwei Prozeduren, nämlich die verweisende (Deixis) und eine relationierende (die symbolische oder operative Leistung der Präposition) werden so kombiniert, daß daraus sehr spezifische mentale Abläufe für die Verarbeitung rekonstruiert werden können. Für Wörter wie *daher* und *deshalb* wird im allgemeinen eine Gesamtbedeutung angegeben, in der von der Prozedurenkombination (vgl. im einzelnen Rehbein 1995, 173 ff.) abstrahiert ist:

- a) durch das d-Element erfolgt die Kondensation eines propositionalen Gehalts und seine retrograde Projektion in die Vorstellung von H;
- b) der zweite Bestandteil, meist eine Präposition, führt zu einer relationierenden Prozedur, mit der zum einen der refokussierte Gehalt kategorisiert wird, zum anderen wird dieser mit der folgenden Proposition verknüpft, d.h. in eine relativ abstrakte semantische Relation gebracht.

Ihre Häufigkeit in wissenschaftlichen Texten läßt darauf schließen, daß die Verweiswörter der Verarbeitung komplexer propositionaler Zusammenhänge dienen. Ehlich (1992a, 221) hat ihren Gebrauch in wissenschaftlichen Artikeln erläutert und dabei auch die katadeiktische Verwendung von *darin* u.ä. Einheiten thematisiert. Er charakterisiert ihre Aufgabe als eine "technische": Indem sie eine bestimmte Position im Hauptsatz ausfüllen, orientieren sie zugleich die Aufmerksamkeit des Lesers auf die noch folgende inhaltliche Ausfüllung der Position; dem Leser wird die Verarbeitung und gleichzeitige Einarbeitung eines Sachverhalts in den propositionalen Gehalt des Hauptsatzes zugemutet.¹⁴¹ Ein Leser, der diese syntaktische Struktur der deutschen Sprache nur unvollkommen kennt, also auch nicht routiniert rezipieren kann, was bei Deutschlernenden nicht selten der Fall ist, wird sich mit wissenschaftlichen Texten sehr schwer tun, auch wenn er die Fachlexik gut kennt.

4.2.6. Andere Deixistheorien

Die vielfältige Literatur zur Deixis, auch zu einzelnen deixisbezogenen Themen, kann hier nicht dargestellt und kommentiert werden. Ich will aber versuchen, deutlich zu machen, daß z.T. andere Wege verfolgt werden als in meiner Arbeit.

¹⁴¹ Die englische Sprache hat hierfür keine Entsprechung: Präpositionen werden vor Nebensätzen ebenso wie vor Nominalphrasen eingesetzt. Das bedeutet auch, daß beim Leser keine Erwartung einer noch folgenden subordinierten Proposition entstehen kann. Die Identifizierung des Nebensatzes gelingt dadurch später, je nach Sprachkenntnissen auch schlechter.

Harweg (1968) erfaßt deiktische "Pronomina" unter dem Gesichtspunkt der *Substitution* im Text; als Bedingung dafür hebt er hervor, daß der "Bedeutungsumfang" von Substituens und Substituendum gleich sein müsse. Für die Textanalyse meint er daher, auf den Deixisbegriff verzichten zu können. Konsequenterweise thematisiert er auch später die Deixis im Verhältnis zur Tätigkeit des Zeigens, das sinnlicher oder geistiger Art sein kann (1976, 318). Unter Deixis versteht er

"die Funktion bestimmter sprachlicher Ausdrücke und Akte, die geometrischen Örter der durch bestimmte Äußerungen formulierten Sachverhalte oder bestimmter Teile dieser Sachverhalte in Relation zu den – tatsächlichen oder imaginierten – geometrischen Örtern (und teilweise auch Positionen) der Äußerungsträger im Zeitpunkt der Äußerungen zu bezeichnen." (1976, 329)

Die Harwegsche Substitutionstheorie hat aufgrund des Interesses an Bedeutung und Substitution nur wenige Berührungspunkte mit dieser Arbeit; interessante Fragen könnten sich aus der Theorie der "pronominalen Verkettung" ergeben. Da Harweg bewußt das Sprechen in einer "konkreten Situation" ausklammert,¹⁴² scheinen empirische Untersuchungen im Rahmen seiner Theorie allerdings keine oder wenig Bedeutung zu haben.

Sennholz (1985) thematisiert in ähnlicher Weise wie Harweg die Deixis als ein Zusammenwirken eines "Situationsaspekts" und eines "Relationsaspekts", an dem ihn vor allem logische Gesichtspunkte interessieren.

Diewald (1991) sieht in der Deixis ein "wesentliches Kriterium zur Textsortendifferenzierung" (Diewald 1991, 11), was plausibel ist. Sie sieht in Textarten "abhängige Variablen der Situation" bzw. eines Situationstyps (a.a.O. 267), bestimmt aber die Situationen nur mit sehr allgemeinen Kriterien. Ähnlich wie Bellmann vertritt sie die Auffassung, daß man eine Graduierung oder eine "Skalierung der deiktischen Intensität" (Bellmann 1990, 159) annehmen müsse. Als "schwache Deiktika" werden bei Diewald sprachliche Einheiten gewertet, die zwar historisch, nicht aber funktional mit dem deiktischen Feld zu tun haben, wie der definite Artikel und das sog. Personalpronomen. Ein weiterer Unterschied ergibt sich daraus, daß Diewald im Anschluß an Sennholz von einer "Denotationsfähigkeit der Deiktika" ausgeht (a.a.O., 49). Ich vermute, daß damit der Dimensionalität der Deixis eine semantische Qualität verliehen wird, die sie m.E. nicht haben kann.

Auch Sucharowski (1993) versucht, die Verschiedenheit möglicher Verweisobjekte der "Semantik" der Zeigwörter zuzuschreiben; diese hänge wiederum von der Zuordnung von "Raum-Zeit-Gebieten" zu Sprechereignissen ab (a.a.O.,

¹⁴² "... das Phänomen der Äußerung – so wie es von Bar-Hillel konzipiert ist, nämlich als Bestandteil der 'parole', d.h. als einmalige Realisierung eines Satzes – im Rahmen einer einmaligen konkreten Situation – kann schlechterdings kein Objekt der Linguistik, auch kein Objekt der Pragmalinguistik sein." (Harweg 1976, 319)

31). Die durchaus interessante Frage, wie Sprechhandlungen mit deiktischen Ausdrücken z.B. in einer Erzählung verständlich wiedergegeben werden können, verkürzt er zu der Frage, ob die jeweiligen Raum-, Zeit- und Personen-daten bekannt bzw. erschließbar seien. Es ist aber gerade nicht die Aufgabe der Deixis, eine "Relation zur physikalischen Zeit" herzustellen (a.a.O., 41). Sucharowski vermeidet den Begriff der "Sprechsituation"; wenn er von "Ereignisrahmen" spricht, die sich aus "Raum-Zeit-Koordinaten" konstituieren, hat er auch den mentalen Bereich ausgeblendet.

Klein (1978) führt in seinem Beitrag gleich 7 Probleme an. Er nennt seine auf das jeweilige Problem hin konstruierten Äußerungs-Beispiele allerdings selbst z.T. "spitzfindig". Sein "Koordinationsproblem der Deixis" scheint mir aus einem Mißverständnis abgeleitet zu sein. Klein nimmt an, daß

"jeder Kommunikationsteilnehmer sein eigenes Zeigfeld haben (kann); er hat auf jeden Fall seine eigene Origo; um zu identifizieren, worauf sich ein lokaldeiktischer Ausdruck bezieht, müssen die Kommunikationsteilnehmer ihre jeweiligen Zeigfelder und ihre jeweiligen Origines in irgendeiner Weise koordinieren." (1978, 21)

Das Verstehen einer sprachlichen Handlung erfordert aber keine ständige Vergewisserung über die physikalischen Koordinaten des Sprechereignisses, sondern nur, daß H die Identität und die raumzeitliche Erfahrung des Sprechers rekonstruieren kann; er muß dabei nicht zwei Origines vergleichen.

In vielen Fällen, z.B. auch bei Schemetov (1985, 158), wird versucht, die nicht-symbolische Qualität der Deixis mit einem an Symbolfeldausdrücken entwickelten Bedeutungskonzept zu beschreiben.

V. Ehrich (1992) macht die Lokal- und die Temporaldeixis zum Thema, wobei sie Deixis einerseits wesentlich enger faßt (situationsbezogene Verwendung), andererseits auch wesentlich weiter, indem sie Mittel des Symbolfeldes hinzunimmt. Sie interpretiert die temporalen und lokalen "Adverbien" mit den Beschreibungsmitteln der formalen Semantik, um ihre vermuteten "topologischen Eigenschaften" (1992, 115) zu erfassen. Auf diese Weise geht, wie auch schon in Ehrich (1983), die Besonderheit der deiktischen Prozedur verloren. "Die handlungstheoretische Konzeption des Verweisens wird so wieder der semiotischen, indexikalischen Auffassung adaptiert." (Redder 1990, 138). Was im Einzelfall eine *hier*-Region ist, kann nach Ehrichs Auffassung keine Setzung des Sprechers sein – dem jeweiligen kommunikativen Zweck entsprechend –, sondern soll diesem als Wortbedeutung vorausgesetzt sein (vgl. z.B. Ehrich 1992, 50 und 55). Interessant ist ihre Arbeit insofern, als sie ins Blickfeld nimmt, welche Rolle das "faktische Wissen" des Hörers in bezug auf die gesamte Proposition für das Verstehen der Deixis spielt.

Wie schon bei Klein, so scheint ein besonderes Interesse der deiktischen Vagheit zu gelten, in der Weise, daß sie als *Problem* besprochen wird. Kallmeyer et al. (1974) sprechen von "Koreferenzbeziehungen", deren Zustandekommen

nicht immer gesichert sei; Halliday/Hasan (1976, 310) erörtern ebenfalls Ambiguitätsprobleme. Oben wurde bereits deutlich, daß Vagheit durchaus vorkommt und nicht unbedingt im Widerspruch zu der Aussage steht, daß die Deixis eine präzise Steuerung der Aufmerksamkeit von H erlaubt. Um einen störenden Mangel an Präzision handelt es sich nur dann, wenn man von S und H erwartet, daß sie jederzeit in der Lage sein müßten, einen deiktischen Ausdruck durch eine genaue symbolische Beschreibung des Gemeinten zu ersetzen, evtl. sogar räumliche Abgrenzungen der "Denotate" von *hier/da/dort* anzugeben (Klein 1978). Kommunikationspraktisch ist dies jedoch keine Notwendigkeit: Da der deiktische Ausdruck sich auf mentale Größen bezieht, ist ein ungefähres Vor-Verständigtsein von S und H ausreichend, um mit Wörtern wie *hier* und *jetzt* erfolgreich umzugehen. Mißverständnisse treten dann auf, wenn es dem Sprecher auf eine präzise Angabe ankommt und er eine entsprechende Vor-Orientierung von H einfordert, ohne sie zuvor ermöglicht zu haben.

4.2.7. Zusammenfassung

Die häufige und z.T. vielseitige Verwendung von Deixis im Diskurs zeugt davon, daß die Deixis ein verallgemeinertes und sehr gut funktionierendes sprachliches Teilsystem darstellt. Die primäre Aufgabe deiktischer Einheiten ist, eine schnelle, von der Sprecherrolle her eindeutig perspektivierte, sprachliche Orientierung von H auf das Gemeinte innerhalb der Gegebenheiten der Sprechsituation zu leisten. Diese erprobte Funktionsfähigkeit, zunächst im Wahrnehmungsraum (auch im Rederaum), ist die Grundlage für die Nutzung der Deixis im Textraum. Die möglichen Verweisobjekte sind auch im Textraum nicht physikalische Entitäten, also etwa bestimmte markierbare Wörter oder Sätze des gedruckten/geschriebenen Texts, sondern es sind mentale Elemente, die H durch ihre Versprachlichung im Text zugänglich gemacht werden. Die Orientierung des Hörers kommt dann auf rein sprachlichem Wege zustande, ohne Kopräsenz von S und H, also auch ohne gestische Hilfen; sie ist damit notwendigerweise abstrakter als die Deixis im Sprechzeitraum. Damit stellt sich auch die Frage, ob und wie weit die Effektivität des Deixisgebrauchs in komplexen Textzusammenhängen gefährdet ist – etwa durch Vagheit.

4.3. Phorische Prozeduren im Text

4.3.1. Allgemeine Bestimmungen der Phorik

Soweit die Termini "Anapher/Anaphorik" in der linguistischen Literatur vorkommen, werden damit unterschiedliche Phänomene bezeichnet. Neben der rhetorischen Figur der Anapher werden sowohl die phorischen Elemente als auch Einheiten des Zeigfeldes als "anaphorisch" erfaßt (vgl. 4.3.4.).

Gegen einen sehr weiten Anapherbegriff, der jede Art von Wiederaufnahme umfaßt, macht Engelen (1984, 76) geltend, daß Anaphern "inhaltlich weitestgehend unspezifiziert" seien und (fast) nur grammatische Merkmale haben könnten. Außerdem wendet er sich gegen die Gleichsetzung mit *ich* und *du* unter der Kategorie Personalpronomen, denn die Wörter *ich* und *du* seien weder Pronomen im herkömmlichen Sinne noch Anaphern.

Damit kommt eine Differenz zur Sprache, die im Hinblick auf die Textorganisation bedeutsam ist: es geht um die Organisation der mentalen Tätigkeiten des Hörers/Lesers. Die Geschichte der Grammatiktheorie zeigt, daß die Anapher vielen Klassifizierungsversuchen unterlag, ohne daß man sich der spezifischen Leistung bewußt wurde.¹⁴³

Zugrunde liegt das griechische Wort "anaphora". Eine Übertragung ins Deutsche ist – entsprechend der Bedeutung des zugehörigen Verbs "anapherein" – auf zweifache Weise möglich: a) Herauftragung, Erhebung, b) Beziehung. Die zweite Bedeutung kommt zustande als Abstraktbildung zu dem griechischen Verb: "zurückbringen, zurückführen". Die griechischen Grammatiker, z.B. Apollonius Dyskolos, meinten damit die Fähigkeit eines Wortes, (Rück-) Bezüge herzustellen. Sie sprachen zunächst zwei Wortarten anaphorische Qualität zu, nämlich den Personalpronomina und dem Artikel. Die römischen Grammatiker erweiterten diesen Kreis vor allem um das pronomen relativum. Bis ins 20. Jahrhundert hinein zeigten sich Unklarheiten in der Verwendung des Ausdrucks. So wurden Artikel und Relativpronomen wieder abgetrennt und anderen Wortklassen zugewiesen, dafür wurde "Anapher" aber zum Oberbegriff für jegliche (v.a. deiktische und phorische) Rückbezüge. Auch Bühler (1934) legte trotz seiner bemerkenswerten Analysen des Zeigfeldes keinen Wert auf eine klare Unterscheidung.

Ehlich (1979) hat in seinen Untersuchungen zur Deixis die Verwendung der beiden hebräischen Ausdrucksklassen "ZÄ" (meist als "Demonstrativpronomen" eingeordnet) und "HU" ("Personalpronomen der 3. Person") in den althebräischen Bibeltexten untersucht. Während ZÄ deiktischer Natur ist, ist HU ein phorisches Element, das im Unterschied zum Deutschen auch adjektivisch gebraucht werden kann. Ehlich hat aufgrund seiner Analysen vorgeschlagen, den Anwendungsbereich des Ausdrucks "Anapher" stark einzuschränken. Folgende Funktion von "HU" erkennt er als charakteristisch für die Anapher:

"Durch HU wird innerhalb einer Sprechhandlung oder innerhalb einer Sprechhandlungsfolge ein (Rück-)Bezug auf π -Elemente¹⁴⁴ hergestellt, die vorgängig

¹⁴³ Die folgende kurze historische Darstellung folgt Ehlich (1979, 1983).

¹⁴⁴ Wenn hier und im folgenden mehrfach von π -Elementen die Rede ist, so wird damit Bezug genommen auf das sprachtheoretische Grundmodell in Ehlich/Rehbein (1986, 96). Darin werden drei Symbole eingeführt: In Entsprechung zu dem Buchstaben "P" für die bespro-

bei S und H fokussiert sind und deren vorgängige Fokussiertheit bei H S bekannt ist." (1979, 744)

Die Einheiten, die im Deutschen die genannte Leistung erbringen, sind die Ausdrücke *er/sie/es*. Ähnlich wie bei der Deixis geht es auch bei der Anapher um die Aufmerksamkeit des Hörers, aber nicht im Sinne einer Lenkung oder Steuerung, wie das bei der Deixis der Fall ist. Stattdessen könnte man von einem *Verzicht* des Sprechers auf eine Steuerung sprechen, weil der Aufmerksamkeitsfokus nicht geändert werden soll. Dies allerdings versteht sich nicht von selbst; der Hörer/Leser (H/L) kann das fragliche π -Element vergessen, und das passiert notwendigerweise, weil im Prozeß des Lesens immer neue sprachliche Elemente seine Aufmerksamkeit beanspruchen (vgl. § 4.2.4). Diesen Verdrängungsvorgang kann S mittels einer Anapher abblocken. Der Hörer kann sich dann darauf einstellen, daß er die phorische Prozedur vollziehen soll. Zur Verdeutlichung könnte man dies in Form einer Empfehlung des Sprechers paraphrasieren:

'Beziehe das, was du gerade hörst/liest, auf eine schon bekannte Einheit, die du noch im Kopf hast.'

Eine vorhandene Hörer-Orientierung wird dadurch kontiniert. Hinsichtlich des psychischen Aufwands tritt damit eine relative Entlastung von H ein (Ehlich 1983b, 96). Diese Charakterisierung beruht auf einem Vergleich mit einer möglichen Alternative, die ein Sprecher hat und gelegentlich vorzieht: Er kann ein Thema dadurch weiter im Fokus halten, daß er einen zuvor genannten nominalen Ausdruck wiederholt oder durch ein anderes Nomen, z.B. ein Hyperonym, substituiert. Der größere mentale Aufwand von H besteht dann darin, diesen Ausdruck zunächst zu verstehen, ein neues π -Element zu bilden und dieses mit den vorher verarbeiteten sprachlichen Elementen in Beziehung zu setzen, also eine semantische Prüfung vorzunehmen.

Auch im Vergleich mit dem Gebrauch einer Deixis zeigt sich eine relative Unaufwendigkeit der phorischen Prozedur. Während bei der deiktischen Prozedur *verwiesen* wird und H zweierlei tun muß, nämlich das vom Sprecher gemeinte Verweisobjekt finden und es in den Fokus der Aufmerksamkeit (zurück-)holen, kann der Sprecher bei der phorischen Prozedur ausnutzen, daß die gewünschte Orientierung bei H schon vorhanden ist, zumindest nach Einschätzung des Sprechers vorhanden sein müßte. Die phorische Prozedur hat deshalb kein Verweisobjekt; es ist vielmehr von einem *Bezugselement* oder *Antezedens* zu sprechen. Das Bezugselement ist ganz überwiegend ein sprachliches, in bestimmten Fällen einer engen Vorverständigung von S und H kann aber auch auf nicht versprachlichte Objekte Bezug genommen werden.

chene Realität und "p" für die Verbalisierung wird der griechische Buchstabe für die mentale Sphäre von Sprecher und Hörer (π^S und π^H) benutzt.

Das Vorkommen von phorischen Prozeduren ist nicht an bestimmte Sprechhandlungstypen oder Muster gebunden, auch wenn man in außerwissenschaftlichen Diskursen oder Texten eine besondere Häufigkeit von Anaphern in Erzählungen oder Berichten feststellen kann. Phorik kann immer dann auftreten, wenn von einem im Diskurs psychologisch prominenten Objekt (Ehlich 1983c, 166) (sei es ein Gegenstand, eine Person, ein Sachverhalt) weiter die Rede ist. Im alltäglichen Diskurs werden Anaphern außerdem dazu benutzt, π -Elemente, die S und H – situationsbedingt oder generell, d.h. aufgrund ihres Weltwissens – gemeinsam sind, ins Gespräch zu bringen. Das Bezugsэлеment kann durchaus vage sein, weil in bestimmten Fällen keine präzisen Vorstellungen davon gebildet werden müssen, um den Zweck des Sprechers zu erreichen. So kann ein Sprecher den Ausdruck *sie* z.B. dann benutzen, wenn er von Personengruppen spricht, die S und H nur durch und in ihrer institutionellen Funktion bekannt sind ("In den Nachrichten haben sie gesagt...").

Es ist in diesem Kapitel zu untersuchen, ob und wie sich der Gebrauch der Phorik in den wissenschaftlichen Artikeln von dem in anderen Textarten oder in Diskursen unterscheidet.

4.3.2. Thema-Fortführung und Thema-Rhema-Gliederung

In der bisherigen Darstellung der Funktion phorischer Einheiten war mehrfach von "Thema" die Rede. Damit liegt die Frage nach der Beziehung zu den vielfältigen Arbeiten im Rahmen der sog. "Funktionalen Satzperspektive (FSP)" nahe, insbesondere zu den Kategorien Thema und Rhema. Nach Eroms stellt "die Subjekt-Prädikat-Struktur des Satzes *Ausdrucksmittel* für die kommunikative Struktur des Satzes dar" (Hvhg. i.O.) (Eroms 1986, 10). Diese zerfällt im wesentlichen in Thema und Rhema. Die zweite Kategorie geht auf Aristoteles' Lehre vom Aussagesatz zurück: Dessen Redeteile hießen "onoma" und "rhema". Die gemeinte kommunikative Struktur zeichnet sich dadurch aus, daß das Thema das für H und S "Bekannte", das Rhema dagegen das "Neue"¹⁴⁵ ist; eine andere Unterscheidung innerhalb der Thema-Rhema-Gliederung (TRG) arbeitet in Anlehnung an Hermann Paul mit den Kategorien "psychologisches Subjekt" und "psychologisches Prädikat" (Paul 1975, 283). Die gängigste Bestimmung lautet: 'Das, worüber man spricht, ist das Thema; was man darüber aussagt, ist das Rhema.' Die verschiedenen Bezeichnungen stehen laut Sgall in einem Spannungsverhältnis (Sgall 1974, 54 f.).

Halliday (1967) spricht sich für die Berücksichtigung von zwei textuellen Strukturen nebeneinander aus: erstens die Unterscheidung von Bekanntem und Neuem ("information focus"), zweitens die Unterscheidung von Thema und

¹⁴⁵ Diese Unterscheidung findet eine spezifische Weiterverwendung in der Grammatik der arabischen Sprache.

Rhema ("thematization"). Die zuerst genannte Struktur ist nach Halliday (1967, 17)

"closely bound up with the cohesive patterns such as those of substitution and reference".

Insofern trage diese Struktur viel zur Organisation des Diskurses bei.

Daß die Phorik bzw. die phorische Prozedur für die thematische Organisation von Texten wesentlich ist, liegt auf der Hand. Schließlich ist die Anapher selbst ein thematisches Element, sie hat etwas "Bekanntes" als Vorgänger. "Bekanntheit" ist allerdings eine eher diffuse Eigenschaft, die aus sehr unterschiedlichen Quellen stammen und auf verschiedene propositionale Teilgehalte in verschiedener Weise zutreffen kann.¹⁴⁶ Ludger Hoffmann nennt die Anapher ein "charakteristisches Ausdrucksmittel für das konstante Thema" (Hoffmann 1992, 32). Er wirft den FSP-Theoretikern zu Recht ihre Satzorientierung vor: Nicht die sprachlichen Ausdrücke selbst sind das Thema oder das Rhema, sondern eine klare Trennung von vier Aspekten ist notwendig, nämlich von:

- (a) kommunikativen Voraussetzungen, die gemacht werden,
 - (b) der aktuellen Bekanntheit von Gegenständen/Sachverhalten,
 - (c) dem, worüber mit einer Äußerung etwas gesagt wird,
 - (d) einer Gewichtung von Äußerungsteilen nach ihrer Relevanz."
- (Hoffmann 1997, 1.0.)

Themen sind kommunikativ konstituiert. Wenn etwas über einen Gegenstand oder einen Sachverhalt der Wirklichkeit P gesagt wird, konstituiert dieses sprachliche Handeln ein Thema, das bei S und H mental präsent ist. Die Herstellung einer solchen Gegenstandsbezogenheit der Kommunikation wird bei Rothkegel (1984) als "Texthandlung" *Thematisieren* beschrieben. Ein Thema kann z.B. mit Hilfe einer symbolischen Prozedur, einer Benennung, eingeführt werden. Hoffmann beschreibt verschiedene sprachliche Mittel der Thematisierung (Hoffmann 1992; 1997, 2.1.4.), mit denen ein Sprecher das von ihm gewählte Thema explizit machen kann. Er muß das aber nicht tun. Es kann ebenso passieren, daß ein Hörer erst nach einer Reihe von Sprechhandlungen erkennt, was das (eigentliche) Thema des Sprechers ist. Das verdeutlicht, daß ein Thema nicht dem Bereich p, sondern dem Wissensraum (dem π -Bereich) angehört und schon gar nicht mit einem einzelnen Ausdruck zusammenfällt.

Der Gegenstand einer Prädikation ist, so könnte man sagen, das Thema einer Sprechhandlung. Um zu bestimmen, was das Thema eines Textes, einer Rede oder eines ihrer Teile ist, ist es aber erforderlich, einzelne Sprechhandlungsthemen und die dazugehörigen Rhemen gleichermaßen zu berücksichtigen, um den "roten Faden" in der Sprechhandlungsverkettung zu erkennen. Ein kon-

¹⁴⁶ Daneš bezeichnet "the notion "given (known)" als "relative and very broad (if not vague)" (1974, 109).

stantes Thema, ebenso ein in verschiedene Subthemen gegliedertes Ober- oder Rahmenthema bildet einen solchen "Faden". Ein Diskurs- oder Textthema, das derart sprechhandlungsübergreifend ist, ist für die Theorie der Thema-Rhema-Gliederung schwerlich behandelbar.

Welche Rolle spielen dabei nun die Anaphern? Der Operationsbereich einer Anapher ist nicht der Satz, auch nicht eine isolierte Sprechhandlung, sondern die phorische Prozedur ist Teil von Verarbeitungsprozessen, bei denen ein Hörer zum Verständnis einer Sprechhandlung mit dem Wissen arbeitet, das er aus vorangegangenen Sprechhandlungen aufgenommen und kategorisiert hat, d.h. in thematisches und rhematisches sowie in wichtiges und weniger wichtiges Teilwissen gegliedert hat. Ein anaphorischer Ausdruck verlangt von H, ein in seinem Fokus befindliches Objekt zu identifizieren, das weiterhin thematisch sein soll. Im Fokus von H ist dabei häufig mehr als ein Objekt. Das ermöglicht dem Sprecher, nicht nur das deutliche erkennbare Thema einer zuvor verarbeiteten Sprechhandlung, sondern auch ein Element einer thematisch nicht so klar strukturierten Äußerung phorisch weiterzuführen. Es fragt sich, ob auch deutlich rhematische Teile im Sinne der TRG Bezügelement einer Anapher werden können. Dies wurde am Korpus geprüft (§ 7.2.1.), ebenso wie die Frage, ob auch ein übergreifendes Thema in einem Text anaphorisch aufgenommen und weitergeführt werden kann.

Zusammenfassung: Nur sehr eingeschränkt kann man erwarten, daß die Theorie der Thema-Rhema-Gliederung die Funktion der Anapher erfaßt. Während die TRG die "Organisation der semantischen Repräsentation des Satzes ist" (Sgall 1974, 60), geht es bei der handlungstheoretischen Erklärung der Anapher um die Prozedur, die von S und H ausgeführt wird. Für die Klärung, worauf die Prominenz eines sprachlichen Elements in einer Sprechhandlung beruht, sind allerdings die von der TRG beobachteten syntaktischen Strukturen nicht unwichtig, wie die Hervorhebung der "Kopfstelle" des Satzes (Boost 1955) für die Nennung des Themas.¹⁴⁷ Abgesehen von dem Problem der erwähnten terminologischen Uneinheitlichkeit¹⁴⁸ (Eroms 1995, 56; Bethke 1989, 60) geht das Bestreben dieser Theorie(n) dahin, alle Elemente des Satzes einer kommunikativen Zweiteilung zu subsumieren,¹⁴⁹ wobei die Identifizierung des "Bekanntes" und "Neuen" nur aufgrund von nicht immer klaren Interpreta-

¹⁴⁷ Brinkmann (1971, 496) erklärt allgemein den "Grundsatz, daß Bekanntes dem Unbekannten vorausgeht", zu einem wichtigen Prinzip der zeitlich-linearen Abfolge von Sätzen.

¹⁴⁸ Bethke (1989, 60) zählt die mit "Thema/Rhema" konkurrierenden Bezeichnungen in der zeitlichen Reihenfolge ihres Auftretens auf: "given/new" (Halliday), "topic/comment" (Hockett), "Präsupposition/Fokus" (Chomsky), "topic/focus" (Sgall et al.), "Fokus/Informationshintergrund" (Jakobs). Van Dijk (1980, 137) nennt außerdem noch die "Präsuppositions-Asserptions-Struktur".

¹⁴⁹ Eroms warnt zu Recht davor (1986, 56), semantisch-syntaktisch komplexes "sprachliches Material ... einem planen dichotomischen Mechanismus" zu unterwerfen.

tionsregeln (Bethke 1989, 63) gelingt. Auch Sätze mit mehreren Hauptakzenten bereiten Probleme (Altmann 1993, 5), ebenso die Versuche, die Schwierigkeiten der Zurechnung zu den Kategorien in eine graduelle Abstufung von mehr oder weniger Thematisität bzw. Rhematisität umzusetzen.¹⁵⁰ Es scheint, als würden die Theorien der Thema-Rhema-Gliederung versuchen, zu viele Fragen und Aspekte gleichzeitig mit einer einzigen, sehr grundlegenden Unterscheidung zu bearbeiten. Ich werde daher im folgenden nur die Ausdrücke 'Thema' und 'Rhema' ohne weitergehenden theoretischen Anspruch übernehmen.

Eine genauere Aufklärung des Verhältnisses von Thema und Anapher erfolgt anhand des empirischen Materials in Kap. 7.

4.3.3. Der Mittel-Bestand

Die Anzahl der Ausdrücke, die im engen Sinne anaphorisch sind, ist sehr klein. Tabelle 5 zeigt außer diesen noch weitere Elemente, bei denen die phorische Prozedur in Verbindung mit einer anderen Prozedur eine Rolle zu spielen scheint. Die zweite Spalte enthält Angaben über die jeweils hinzukommende(n) Prozedur(en), die mit der phorischen kombiniert wird/werden. In der dritten Spalte wird ein Bezug zur herkömmlichen Wortartenklassifikation hergestellt. Die Anführungszeichen bei den Kategorien Adverb und Pronomen verdanken sich Vorbehalten entweder gegenüber der Klassenbildung (zu den Adverbien zählen sehr unterschiedliche Einheiten) oder gegenüber der Benennung (zum "Pronomen" siehe unten). Das "Possessivpronomen" wird abkürzend als *Possessivum* bezeichnet.¹⁵¹ Ich werde diesen Terminus im Laufe der Arbeit weiter benutzen. Das "Reflexivpronomen" kann entsprechend als *Reflexivum* bezeichnet werden. Die Tabelle 5 enthält in dieser Zeile nur die Einheit *sich*, obwohl häufig auch Einheiten wie *mich*, *dich* und *mir*, *dir* etc. mit *sich* zusammen in einem Paradigma aufgeführt werden. Ich spreche aber nur dem eigens für die reflexive Funktion vorgesehenen Ausdruck *sich*, in dem die Singular-Plural-Unterscheidung ebenso aufgehoben ist wie die der Kasus, phorische Qualität zu, da die übrigen funktional, d.h. auch prozedural, der Deixis zugeordnet sind.

Da es nicht möglich ist, alle hier präsentierten Einheiten in ihrem Gebrauch zu untersuchen, besteht der Wert dieser Tabelle 5 vor allem darin, künftig mögliche Untersuchungsbereiche anzugeben. Für die nicht rein phorischen Elemente beschränke ich mich darauf, ihre Gemeinsamkeit mit und die Unterschiede zu den Anaphern (erste Zeile der Tabelle 5) sehr kurz zu skizzieren.

¹⁵⁰ In dieser Abstufung spiegelt sich vermutlich der von Hoffmann als letzter genannte Aspekt der unterschiedlichen Relevanz von Satz-elementen.

¹⁵¹ Allerdings ist Brinkmann (1971, 744) zuzustimmen, daß die Bezeichnung irreführt, da sie die Relation nicht genau kennzeichnet.

Prozeduren-kombinationen		Wortart	Bezug	Masku- linum	Femi- ninum	Neu- trum
p h o r i s c h		Substantiv (teilw.)	Anapher Katapher	<i>er</i> <i>(er)</i>	<i>sie</i> <i>(sie)</i>	<i>es</i> <i>es</i>
	symbolisch und determinierend	"Possessiv- pronomen"	ana-/kata- phorisch	<i>sein</i>	<i>ihr</i>	<i>sein</i>
	reflexiv (operativ)	"Reflexiv- pronomen"		<i>sich</i>		
	symbol., det. + symbolisch	"Adverb"	anapho- risch	<i>seiner- seits</i>	<i>ihrer- seits</i>	<i>seiner- seits</i>
	paraphorisch	"Adverb" Adjektiv		<i>selbst eigen</i>		

Tabelle 5: Der Bestand an phorischen und partiell phorischen Einheiten

Zum Possessivum: Diese Wortgruppe dient dazu, "substantivisch gefaßte Begriffe auf die Rollen im Gespräch zu beziehen" (Brinkmann 1971, 744). Das trifft auf die Kombination mit der deiktischen Prozedur zu (*mein, dein* etc.); der phorische Rückbezug kann allerdings nicht im Sinne einer "Gesprächsrolle", also analog zu den "Rollen" von S und H, verstanden werden, sondern im Hinblick auf die Vorfokussierung bei H und S. Für den Rückbezug ist zugleich die attributive Position des Possessivums wichtig, also seine Unselbständigkeit; zwischen dem attribuierten Substantiv und dem vorfokussierten Objekt wird eine Relation hergestellt, die mit dem Ausdruck 'Zugehörigkeit' gekennzeichnet werden kann. Als zusätzliche Leistung ist zu berücksichtigen, daß das Substantiv durch "*sein/ihr*" determiniert wird;¹⁵² syntaktisch gesehen gibt es daher eine Parallele zum Artikel.

Zum Reflexivum: Es erscheint als phorisch, obwohl das Verstehen des Wortes *innerhalb* eines satzsyntaxtischen Rahmens erfolgt, in dem *sich* eine bestimmte syntaktische Position, meist die eines Objekts, einnimmt. Allgemein kann man sagen, daß das Personalpronomen dann durch das Reflexivum zu ersetzen ist, wenn das im Fokus gehaltene Objekt im grammatischen Sinn zugleich Subjekt des Satzes ist (Ehlich 1983c, 164). Es geht also Wissen über syntaktische

¹⁵² Das erklärt sich aus der Gleichwertigkeit mit einem vorangestellten Substantiv im Genitiv (Brinkmann 1971, 92).

Strukturen in das Verstehen mit ein. Die weitgehende Standardisierung dieses Bezugs zeigt die operative Qualität des Ausdrucks. Seitens der an Chomsky orientierten Grammatiktheorie sind viele Arbeiten zu den syntaktischen Strukturen, innerhalb deren Reflexivpronomen fungieren, vorgelegt worden. Dies kann und soll hier nicht aufgearbeitet werden, da das Reflexivum zur Textorganisation nichts beiträgt. Allenfalls ist interessant, warum reflexive Konstruktionen in wissenschaftlichen Texten sehr häufig sind und welche Konstruktionen bevorzugt werden. Ich verweise dafür auf Graefen (1995).

Von den Possessiva abgeleitet sind die phorisch-symbolischen Einheiten *seinerseits* und *ihrerseits*. Die symbolische Qualität beruht auf der Kompositumbildung mit dem Substantiv *Seite*. Die beiden Ausdrücke werden häufig an Stellen eingesetzt, an denen ein Mißverständnis möglich wäre:

"Der Therapeut muß also seine Gegenübertragungswiderstände überwinden, was unterschiedliche Lernprozesse voraussetzt und umfaßt, damit sich seine Beziehung zum Patienten ändern kann und sich folglich für dessen Entwicklung neue Chancen auftun, er also **seinerseits** neue Lernschritte tun kann." KONT a55

Der Beleg ist besonders interessant, weil daran die mentalen Vorgänge deutlich werden, die bei einer Verschränkung deiktischer und phorischer Prozeduren ablaufen (vgl. 7.4.). Das Wort "*seinerseits*" trägt hier entscheidend dazu bei, dem Leser den durch die Deixis bedingten Fokuswechsel zu bestätigen, wobei er noch im Gedächtnis haben muß, daß zuvor etwas über die Lernprozesse des Therapeuten gesagt wurde. Mit *seinerseits* wird präsupponiert, daß zwei "Seiten", also zwei Aktanten, im Spiel sind: Den Lernprozessen des Therapeuten entspricht etwas Vergleichbares auf der Seite des Klienten.

Die Klassifizierung "paraphorisch" in der 5. Zeile von Tabelle 5 ist neu. Ich habe sie parallel zur Benennung der ähnlich bestimmten Klasse von paradeiktischen Ausdrücken vorgenommen. Ehlich (1994a) hat ausgeführt, daß es nicht nur vereinzelte und zufällige, sondern systematisch relevante Übergänge von Ausdrücken einer Klasse (d.h. eines Feldes) in eine andere gibt. Er hat dafür den Ausdruck "Feldtransposition" vorgeschlagen (Ehlich 1994a, 77). Der Symbolfeldausdruck *selbst* wird häufig verwendet, um eine Graduierung auszudrücken. Von Altmann (1976, 117 ff.) wird *selbst* im Zusammenhang mit *sogar* behandelt, in bezug auf verschiedene "Skopustypen", von der einfachen Nominalphrase bis zum Gliedsatz. Diese Verwendungen sind hier nicht einschlägig. Brinkmann (1971, 746) charakterisiert *selbst* als sprachliches Mittel, welches ein Reflexivum, das eine "Identität zwischen Subjektrolle und kooperierender Rolle" anzeigt, darin unterstützt. Von daher ergibt sich eine Nähe zu einer mindestens partiell phorischen Prozedur. Als paraphorisch möchte ich den Ausdruck aber nur in solchen Sprechhandlungen charakterisieren, in denen er keine nur unterstützende Aufgabe wahrnimmt und kein Bestandteil der Nominalphrase mit dem Bezugssubstantiv ist, wie im folgenden Beleg:

"Hieraus folgt ... die Beziehung **F(30) mit dem Proportionalitätsfaktor k **F(31), der – wie die Minimumtemperatur **selbst** – nur von der Geometrie, den Randbedingungen und den Materialparametern, nicht aber vom Strom **selbst** abhängt." KANA a26

Einen paraphorischen (also auch paraoperativen) Gebrauch von *selbst* und *eigen* sehe ich dagegen in den folgenden zwei Textstellen:

Andererseits sollten interkulturell vergleichende Forscher mehr als bisher die Möglichkeit in Betracht ziehen, alle für einen Vergleich im Feld nötigen Daten **selbst** zu erheben. ETHN a43

Dies ist ein interessanter Aspekt im Hinblick auf die Infektion von Zellen durch Viren. Das Virus ist möglicherweise durch Bildung eines sehr starken Aktivators in der Lage, die Transkription **eigener** Gene stark zu aktivieren. HEFE a31

Beide Wörter nehmen hier eine Aufgabe wahr, die mit einer phorischen Prozedur verbunden ist, d.h. der Hörer muß zum Verständnis einen Rückbezug zu einem Objekt im Fokus handhaben. Eine Durchsicht der Belege zeigt, daß das Antezedens syntaktisch sehr oft den Status des Subjekts hat; nicht selten ist aber auch ein aufgrund vorhergehender Sprechhandlungen mental präsenten Objekt Bezugseinheit, wie in dem obigen Beleg aus HEFE (a31), wo auf die "Zellen" Bezug genommen werden muß, um das Wort *eigen* zu verstehen.

Wie Tabelle 5 zeigt, sind nur die in der Literatur gewöhnlich als "Personalpronomen" der "3. Person" bezeichneten Elemente *er*, *sie*, *es* Ausdrücke, mit denen rein phorische Prozeduren verwirklicht werden. Es fällt auf, daß sie funktional weniger differenziert sind als die deiktischen Einheiten. Eine Ausnahme ist das Element *es*, was in der Tabelle darin angedeutet ist, daß hinsichtlich des kataphorischen Auftretens Einschränkungen bei den beiden anderen, nicht aber bei *es*, gemacht werden (vgl. § 4.3.7.). Die drei phorischen Elemente werden insofern ähnlich wie Substantive verwendet, als sie syntaktisch selbständige, kasus- und numerusbestimmte Satzeinheiten sind. Sie sind aber weder determinierbar noch attribuierbar (Bethke 1990, 164 f.) und werden auch durch die Kleinschreibung von den Substantiven unterschieden. Die drei phorischen Einheiten sind hauptsächlich Gegenstand der Datenanalyse.

4.3.4. Die textlinguistische Behandlung

Wie bereits in Kapitel 4 ausgeführt, waren und sind phorische Elemente ein wichtiger Untersuchungsbereich der textlinguistischen Forschung. Diese spricht allerdings selten von Phorik, meist von "Pronomen" oder von "Pro-Formen".¹⁵³ Harweg (1968) hat die wohl einflußreichste Theorie der "Substitution" entwickelt, die zugleich die Pronomina und die Konstitution von Texten erklären sollte. Das "Metzler Lexikon Sprache" (1993) kennt die Anapher nur

¹⁵³ Z.B. bei Hartung et al. (1991)

als rhetorische Figur, wohl aber die Anaphorik als das "semant.-syntakt. System von links- (oder zurück-) verweisenden Sprachzeichen im Text, die auf der Grundlage von Pronominalisierung und Determination den Zusammenhang der Sätze an der Textoberfläche (Kohäsion) sichern ..." (Pätzold). Betont wird in Anlehnung an Harweg, Substituendum und Substituens müßten referenzidentisch sein.

Gülich/Heger/Raible (1979) beschreiben Anaphora als "Pronominalisierung"; in ihrem Modell ist dies die fünfte Stufe innerhalb der syntaktischen Möglichkeiten der "Wiederaufnahme",¹⁵⁴ die unteren "Stufen" umfassen andere, der "Substitution" dienende Elemente. Gemäß de Beaugrande/Dressler (1981, 64) handelt es sich bei Anaphern um "ökonomische, kurze Wörter ohne besonderen Inhalt, die für determinierte, inhaltsaktivierende Ausdrücke an der Oberfläche des Textes eintreten können". Die textuelle Funktion wird, soweit angegeben, als Ökonomisierung (durch Verkürzung) eingeschätzt. Daneben wird aber manchmal auch eine sprachpsychologische Funktion angegeben:

"Diese Pro-Formen erlauben Textbenutzern, den Inhalt im aktiven Gedächtnisspeicher handhabbar zu halten, ohne alles wiederholen zu müssen." (a.a.O.)

Gegen diese Funktionsangabe läßt sich zunächst ein immanenter Einwand erheben: Um einen Inhalt "handhabbar zu halten", müßte dem Leser bereits an der Stelle des ersten Auftretens des Ausdrucks die spätere Wiederverwendung des Inhalts angekündigt werden. Dies ist aber nicht der Fall, sondern die sog. "anaphorischen Pronomina" können nur einen *Rück*bezug auf einen Teil der schon/noch im Kurzzeitgedächtnis gespeicherten Inhalte veranlassen. Die Prozedur unterstellt allerdings eine Leistung des Hörers schon bei der ersten Kenntnisnahme der Sprechhandlung: Er unterscheidet thematische und rhematische Gehalte, wichtigere und weniger wichtige. Bereits fokussierte propositionale Gehalte haben eine größere Chance, noch verfügbar zu sein, als thematisch gesehen untergeordnete Teilgehalte. Auf diese Unterscheidungsfähigkeit und auf die Bereithaltung des Wichtigen durch den Hörer 'baut' der Sprecher; sonst könnte er kaum ein phorisches Element benutzen.

Wie zu Beginn bemerkt, dient "Anaphora" oft als Terminus für die "Koreferenzrichtung" einer "Pro-Form" (de Beaugrande/Dressler 1981, 65). Aufgrund der Äußerlichkeit des Terminus werden Anadeixis und Anaphern in einer Klasse erfaßt; die ihnen zugeschriebene Funktion ähnelt sehr dem Gebrauch von symbolischen Prozeduren, der als "Rekurrenz" oder als "Wiederaufnahme" bezeichnet wird. Der Klassenbildung liegt ein spezifisches funktionales Kriterium zugrunde, indem angenommen wird, dem Autor gehe es um "Mechanismen", "wie schon verwendete Elemente und Muster wieder verwendet, verändert oder zusammengefügt werden können" (a.a.O., 57). Dabei ist unterstellt,

¹⁵⁴ Von Vater (1975, 24) wird das als zu weit gefaßter Begriff von "Pro-Form" kritisiert.

daß Kohäsion ein eigenständiges Ziel eines Autors sein könne; unter diesem Gesichtspunkt wird der "Rekurrenz" von Textelementen und dem Gebrauch von "Pro-Formen" eine Auswirkung auf die "Effizienz" eines Textes zugeschrieben:

"Sie machen den Gebrauch des Oberflächentextes stabil und ökonomisch" (a.a.O.).

De Beaugrande/Dressler machen noch eine andere Funktionsangabe für die Pro-Formen: *Verdichtung* des Textes. Die Frage, ob und in welchem Sinne das der Fall ist, wird in der empirischen Analyse wieder aufgegriffen.

Bethke (1990, 68) unterscheidet zwischen "Vordergrund"- und "Hintergrund-Pronomen". Damit stellt sie Deixis und Phorik als ein Mehr oder Weniger an "Hervorhebung" dar. Der Charakter der Prozedur wäre damit in beiden Fällen derselbe, nur daß deiktische Verweisobjekte stärker mental hervorträten als die anderen. Der Eindruck einer Hervorhebung entsteht wohl durch die Fokussierungsaktivität des Hörers, wodurch ein Element kurzfristig in den Mittelpunkt gestellt wird. Wie aber soll man sich die Prozedur bei den "Hintergrund-Pronomen" vorstellen – als Etablierung eines Neben-Fokus? Eher handelt es sich um eine Nutzbarmachung der sog. "Fokus-Hintergrund-Gliederung", die neben der "Thema-Rhema-Gliederung" als funktionale Betrachtungsweise mit anderen Termini vertreten wird (Altmann 1993). Der Terminus "Hintergrund" ist für den gemeinten Zusammenhang mehrfach kritisiert worden (z.B. Eroms 1995, 65); die Tatsache der Fokus-Beibehaltung wird darin gerade nicht zum Ausdruck gebracht.

Für Bethke ist die Frage nach der Identität der Bezugseinheit für die Anapher ein Problem der "Referenz". Der Gedanke der "Koreferentialität" von Anaphern wurde mehrfach geäußert, z.B. von Vater (1975) und Helbig/Buscha (1994). Conte (1981, 126) formuliert ihn so:

"Mit einem anaphorischen Pronomen vollzieht der Sprecher einen Referenzakt: er bezieht sich auf einen Referenten, auf den er schon durch einen Vorgänger im Text verwiesen hat."

Damit verfehlt sie m.E. den Charakter der anaphorischen Prozedur: Diese *unterstellt* eine bereits bekannte und vom Hörer schon verarbeitete Referenzbeziehung, um einen Bezug zu der entsprechenden mentalen Größe herzustellen. Eine phorische Einheit hat selbst keine symbolische Qualität, da sie sich "auf die Einheit als Redegegenstand, nicht als Objekt der Welt bezieht" Hoffmann (1992, 42); mit ihr kann und muß also nicht referiert werden.

Die Kategorisierung als Pronomen ist mehrfach kritisiert worden.¹⁵⁵ Gemeinhin wird angenommen, daß die "Pronomen" *er/sie/es* entweder für eine Person oder

¹⁵⁵ Ehlich (1979) gibt in Kap. 9 einen theoriegeschichtlichen Abriss der Entstehung und Bedeutung der Kategorie "Person" für die Sprachwissenschaft. Eine partielle Kritik findet man bei Vater (1975, 32 f.).

für ein Nomen¹⁵⁶ stehen, und zwar im Sinne einer Stellvertreterfunktion ("Substitution"). Eine solche Relation müßte aufweisbar sein an den Eigenschaften des Vertreter-Elements.¹⁵⁷ Das ist in verschiedener Hinsicht nicht zutreffend:

- Hinsichtlich der Bezugselemente von *er/sie/es* ist keine Festlegung auf eine Wortart (Substantive und/oder Eigennamen) erkennbar. Für *es* läßt sich weder ein Bezug zu den Aktanten der Sprechsituation (*ich/du*) feststellen, wie es das Konzept der "Gesprächsrolle" (Brinkmann 1971, 737 ff.; Weinrich 1993) unterstellt, noch zu Personen überhaupt.¹⁵⁸ Bezugseinheiten können Substantiv-Wortgruppen sein, bei *sie* und *er* entsprechend auch Eigennamen, bei *es* aber ebenso größere propositionale Einheiten; im Diskurs können es sogar nur mental bei S und H präsenste Größen sein.¹⁵⁹
- Der Hinweis auf die Substitution beruft sich auf die Rückbeziehung der Anapher z.B. zu einem Nomen. Es besteht aber keine Funktionsgleichheit zwischen Nomen und Anapher. Die Aufgabe von *er/sie/es* in Rede und Text ist nicht einfach die Stellvertretung um der Vermeidung von Wiederholungen willen (Vater 1975, 33), was bloße Stilistik wäre. Dies wird allerdings erst dann deutlich, wenn man die Verstehensprozesse bei H mit einbezieht.

4.3.5. Vermutungen über die Prozedur

Die psychologische Literatur bietet eine Reihe von Untersuchungen zu verschiedenen Fragen, die mit der Verarbeitung von Anaphern¹⁶⁰ zusammenhängen. Als besonders erklärenswert gelten Fragen wie die, auf welche Weise Leser das Antezedens für eine Anapher finden, unter welchen Bedingungen sie es besonders leicht oder schwer finden, wie lange solche Suchprozesse dauern etc. Unter anderem fand man heraus,

"that sentences with anaphoric expressions are understood faster if the referent was mentioned one sentence back or if it was mentioned two or three sentences back.

¹⁵⁶ Lyons (1977, 672)

¹⁵⁷ "Es ist faktisch so, daß rein relationstheoretisch am allgemeinen Modell der Stellvertretung nicht unwichtige Einsichten zu gewinnen sind. Wo immer eine Stellvertretung vorliegt, da gibt es wie an jeder Relation zwei Fundamente, ein etwas und noch etwas, was die Betrachtung auseinander halten muß. Wenn nun hier et nunc ein Konkretum als Vertreter fungiert, so kann stets die Frage erhoben werden, *kraft* welcher Eigenschaften es die Vertretung erhielt (...) Im Falle des Zeichenseins sind es immer nur abstrakte Momente, kraft derer und mit denen das Konkretum "als" Zeichen fungiert." (Bühler 1934, 40)

¹⁵⁸ Abgesehen von: *das Kind – es*; ein Sonderfall, der leider besonders im fremdsprachlichen Unterricht meist als zentrale Aufgabe von *es* dargestellt wird.

¹⁵⁹ Ein Beispiel aus dem Alltag: A trifft B beim Aufräumen seines Schreibtisches an und weiß, daß B etwas fertigzustellen hatte. A kann dann fragen: "Na, hast du es geschafft?"

¹⁶⁰ Zwar wird dort mit diesem Terminus mehr bezeichnet, ich abstrahiere aber von dieser Unstimmigkeit.

There is a marked discontinuity between search in the first previous sentence and the other previous sentences." (van Dijk/Kintsch 1983, 165)

Kintsch und van Dijk fügen hinzu, eigentlich relevant sei die Präsenz der gemeinten Sache im Kurzzeitgedächtnis, was nicht nur durch den (in Sätzen meßbaren) Abstand zur Anapher beeinflußt werde. Als weitere experimentell-psychologische Thesen und Forschungsergebnisse nennen sie u.a.:

- a) Das Verstehen eines Pronomens erfolgt nicht nach der Verarbeitung des gesamten Satzes, sondern parallel dazu;
- b) In kausalen Satzgefügen besteht eine deutliche Tendenz bei den Lesern, ein Pronomen im Nebensatz auf das Subjekt des Hauptsatzes zu beziehen; für Satzgefüge, deren zweiter Satz mit *aber* ("but") eingeleitet wird, wurde das nicht festgestellt.
- c) Die Herstellung eines Rückbezugs erfolgt nicht ausschließlich auf Basis des schon gelesenen Textes ("backward strategy"), sondern Leser entwickeln auch Hypothesen über die Wahrscheinlichkeit eines Antezedens ("forward strategy").
- d) Auch die Semantik des Verbs im vorangehenden Satz hat Einfluß auf die Suche nach einem Antezedens.

Pause (1984) hat einen sprachwissenschaftlichen Beitrag zur Anaphorik vorgelegt, der aus einem umfassenderen Projekt zum Textverstehen hervorgeht. An dem Projekt haben Sprachpsychologen wie Engelkamp mitgearbeitet. Auch Pause unterscheidet nicht zwischen Deixis und Phorik, arbeitet aber mehrfach mit Beispielen, die Anaphern enthalten. Vielversprechend erscheint, daß er die Aktivitäten beider Interaktanten einbezieht:

"Wir nehmen dementsprechend an, daß der Verfasser eines Textes diesen kontinuierlich – aufgrund dessen, was er sagen will, schon gesagt hat, und aufgrund des von ihm vorausgesetzten Wissens des potentiellen Lesers – so gestaltet, daß der Leser mit den ihm zur Verfügung stehenden Informationen den Text in seiner Bedeutung systematisch erschließen kann." (Pause 1984, 41)

Erstaunlicherweise konzipiert Pause aber das Verstehen von Anaphern ähnlich wie den mentalen Vorgang des Rätsellösens. So geht er davon aus, daß Anaphern grundsätzlich "desambiguiert" werden müßten, und immer wieder ist von der "Auflösung" von Anaphern die Rede. Pause trägt eine Reihe von Prinzipien zusammen (a.a.O., 43), die ein Leser gemäß den Untersuchungsergebnissen zu dieser Auflösung benutzt: morphologische Kongruenz, "das Nähe-Prinzip", "die Präferenz für das Subjekt des gerade bearbeiteten oder des vorausgehenden Satzes", "das Prinzip der Rollenträgheit", "die Präferenz für das Thema" und einige weitere Präferenzen, die mit der Konsistenz des Textes zu tun haben. Das Verstehen wird also als Ergebnis der Benutzung von vielen "Informationsquellen" ("Kumulationsprinzip") gesehen: die Auswahl eines geeigneten Ante-

zedens richtet sich danach, welches Wort im Text die meisten oder die wichtigsten Kriterien erfüllt. Damit wird folgerichtig

"die genaue Rekonstruktion des Prozesses der Anaphernauflösung ... zu einem äußerst komplexen Problem." (1984, 45)

Ich vermute jedoch, daß das Problem mehr auf der Seite der Wissenschaftler als bei den Interaktanten liegt. Zwar hat Pause recht, daß semantische, syntaktische und andere Informationen benutzt werden, aber nicht in einem und für einen eigenen Akt der "Resolution", sondern die ohnehin laufend ausgewerteten semantischen und syntaktischen Eigenschaften der Proposition sind die selbstverständliche Basis, um die Anapher dem im Fokus von S befindlichen Objekt zuzuordnen. Dem Leser stellt sich also nicht die Frage: 'Welches der vielen Wörter im vorangehenden Text könnte ein inhaltlich-morphologisch-syntaktisch passendes Antezedens sein?' Sondern: 'Was ist das Bekannte bzw. das laufende Thema, mit dem ich es jetzt weiter zu tun habe?' Der Fall, daß dabei Ambiguität auftritt, ist keineswegs der Normalfall, jedenfalls nicht im Diskurs und in Texten des alltäglichen Sprachgebrauchs, die Pause zugrundegelegt hat.

4.3.6. Die kataphorische Prozedur

Tabelle 5 zeigte zwei Hauptverwendungen der phorischen Einheiten: die Anapher und die Katapher. Ähnlich wie bei der Deixis im Rede- und im Textraum zwei Verweisrichtungen unterschieden wurden, ist auch die Phorik im Deutschen nicht auf den Rückbezug beschränkt. Der Bezug 'nach vorn' erscheint allerdings auf Basis der bisher gegebenen Bestimmungen zunächst einmal als paradox. Wenn die Anapher die thematische Orientiertheit des Hörers zur Voraussetzung hat, kann das bei der Katapher gerade nicht der Fall sein: Der Sprecher mutet ihm eine Prozedur zu, die er nicht realisieren kann. Thematische Kontinuität wird *fingiert*, so daß der Hörer erst rückblickend erkennen kann, welche kommunikative Einheit er schon im Blick hätte haben sollen. Die verzögerte Erkennung kann Vergnügen bereiten, Interesse wecken.

Einschlägige Beispiele sind aus der Weltliteratur bekannt, besonders aus der Erzählliteratur, wenn der Leser "mitten in das Geschehen" hineingestellt wird, ohne vorab einführende Erläuterungen zu den Personen oder Orten des Geschehens zu bekommen. Ein wesentliches Mittel für diese Art des Anfangs ist die Katapher. Die emotionale Qualität dieses Verfahrens wird als Erzeugung von Spannung, von Unmittelbarkeit oder als "Steigerung der Aufmerksamkeit" beschrieben (de Beaugrande/Dressler 1981, 66).

Außerhalb der Literatur wird in den Medien oft mit dieser Prozedur gearbeitet, wenn z.B. eine bekannte Fernsehsendung (bzw. eine, deren 'Macher' dies für sich beanspruchen) mit den Worten eingeleitet wird: "Hier ist sie wieder, die beliebte ...-Show!". Dabei wird i.a. nur eine sehr kurzfristige Verunsicherung des Hörers riskiert, der das fragliche π -Element zunächst vergeblich sucht;

während z.B. ein Roman vom Leser die allmähliche Auffüllung der Leerstelle durch das Lesen verlangt, ist in anderen Zusammenhängen eine schnelle Ausfüllung der Leerstelle durch den Sprecher geboten, die umso wirkungsvoller ist, je weniger naheliegend und selbstverständlich das Bezugswort ist.

Eine alltagssprachliche Erscheinungsform dieses sprachlichen Verfahrens resultiert daraus, daß Sprecher manchmal vergessen, ob sie das, was gerade ihre Aufmerksamkeit beschäftigt, dem Hörer gegenüber schon erwähnt oder eingeführt haben. So kommen nicht selten Äußerungen zustande wie die folgenden: "Hast du ihn schon besucht, deinen Vater?"; "Wo ist es denn, das Geld?"

Die Katapher ist damit eine Anapher 2. Stufe (Ehlich 1979, Bd. 2, 741). Ihre Verwendung im oben beschriebenen Sinne ist aus sprachexternen Zwecken begründet. In der Korpusanalyse ist zu untersuchen, ob diese oder ähnliche Zwecke auch für wissenschaftliche Texte relevant werden können (vgl. § 7.2.2.).

Unabhängig davon ist hier bereits auf die verallgemeinerte und standardisierte kataphorische Prozedur bei der Einheit *es* hinzuweisen. Gegenüber den oben beschriebenen Kataphern zeichnet sie sich durch besondere Merkmale aus, nicht nur durch den geringen Abstand zwischen Katapher und Bezugswort, sondern gelegentlich auch durch Nichtkongruenz:

Es sind damit spezifische Strukturmerkmale, die die Innenstädte besonders von Großstädten als eigene Stadtteile ausweisen lassen. GEOG a17

Da ein anaphorischer Bezug oft fehlt oder zu fehlen scheint, wird dem Element *es* in sehr vielen Verwendungsfällen eine Bedeutung ab- und eine reine "Statthalter"-Funktion zugesprochen. Als Kennzeichnung dieses "bedeutungsleeren" *es* wird häufig das Adjektiv "expletiv" benutzt.

4.3.7. Das "expletive *es* "

Die Verwendungs- und Funktionsmöglichkeiten von *es* sind vielfältiger als die von *er/sie*, weil mit dem Wort *es* über den anaphorischen Gebrauch hinaus eine Problemlösung für mehrere sprachinterne Zwecke im syntaktischen Bereich gefunden worden ist. Damit ist gemeint, daß mit *es* auch *satzinterne* operative Beziehungen realisiert werden können. Quantitativ betrachtet, entfällt sogar der größte Teil der Vorkommen von *es* im Korpus auf diese noch zu erläuternde Aufgabe. Im Text ACUS z.B. gibt es 20 tokens, von denen keines im engen Sinne anaphorisch oder kataphorisch ist. Gemeint sind Sätze bzw. Satzanfänge wie die folgenden:

"Von daher ist **es** wünschenswert, ..."

"**Es** soll darauf verzichtet werden, ..."

"**Es** liegt ... vor."

"**Es** ist nun leicht einzusehen, ..."

Es stellt sich damit die Frage, ob die angenommene Einheit von Form und Funktion bei dem sprachlichen Mittel *es* doch nicht existiert. Die Behandlung in der sprachwissenschaftlichen Literatur läßt diesen Eindruck aufkommen.

Viele Autoren (Pütz 1986, 1991; Helbig/Buscha 1994¹⁶¹; Leys 1979) haben dem phorischen Element *es* mehr Aufmerksamkeit gewidmet als den Einheiten *er* und *sie*. Eine Vielfalt von Beobachtungen über sein Auftreten – oder auch Wegfallen – in verschiedenen sprachlichen Umfeldern regte immer wieder zu dem Versuch an, eine konsistente Erklärung zu liefern. Diese Versuche müssen wohl in vielen Fällen als unzureichend betrachtet werden. Admoni (1976) z.B. stellt 12 "Leistungen" zusammen, die sehr von situativen Deutungen bestimmt sind und z.T. schlecht nachvollziehbare Bedeutungsangaben enthalten.¹⁶² Pütz (1986) findet vielfältige Klassifizierungskriterien für das gesammelte empirische Material, bildet "Mengen" nach funktionalen oder distributionellen Kriterien, kommt aber nicht zu homogenen Klassen und so zu keiner schlüssigen Ordnung des Materials.¹⁶³

Lenerz (1992) äußert sich aus transformationsgrammatischer Sicht "Zur Theorie syntaktischen Wandels: das expletive *es* in der Geschichte des Deutschen". Lenerz beurteilt das expletive *es* als "ein an sich bedeutungsloses Füllwort, da es keine Referenz hat und keine semantisch relevante Satzgliedrolle spielt" (1992, 113). Er unterscheidet zwei Typen des expletiven *es*: das Topik-*es* und das Subjekt-*es*. Ersteres ist "fakultativ basisgeneriert als lexikalische Realisierung von X" (1992, 119), letzteres ist Subjekt-Pronomen (basisgeneriert als Subjekt-NP) (a.a.O., 121).

Der Mangel der diachronen Erklärung, die Lenerz gibt, ist, daß er nicht nach der Funktion, sondern – getrennt davon – nach grammatischen Eigenschaften fragt. Das ist der Grund dafür, daß das expletive *es* in den Augen von Lenerz eine Weiterentwicklung des lokaldeiktischen "*da*" ist. Die bloße Tatsache von Gemeinsamkeiten in der Wortstellung und der Obligatorik (im Niederländischen, Dänischen und Norwegischen) (vgl. Lenerz 1992, 130) ist aber keine Rechtfertigung dafür, so verschiedene sprachliche Elemente gleichzusetzen.

Es wird in Matrix-Sätzen wie den oben angeführten häufig als "Korrelat für Ergänzungssätze" (Engelen 1986, 168) gewertet.¹⁶⁴ Die Herstellung der Korre-

¹⁶¹ Die Grammatik von Helbig und Buscha widmet dem Pronomen *es* ein eigenes Kapitel.

¹⁶² So schreibt Admoni dem Wort die Leistung eines "Demonstrativpronomens" zu, außerdem den Bezug auf textuell nicht präsenste Elemente oder auf "irgendwelche unklare, unbestimmte Kräfte der menschlichen Seele" (1976, 219 f.); in den meisten Fällen machen seine Angaben einen eher spekulativen Eindruck.

¹⁶³ Am Ende des Buches stehen daher sehr viele offene Fragen und Probleme (a.a.O., 133 ff.).

¹⁶⁴ Wenn Buscha von dem "Korrelatscharakter" von *es* (ebd.) spricht, geht es ihm vor allem um die syntaktische Zusammengehörigkeit mit dem Nebensatz. Demnach "konstituiert die Pro-

lation geschieht durch die kataphorische 'Potenz' des Elements: *Es* tritt im Matrixsatz auf und zeigt durch seine Verbindung mit dem Adjektiv, daß im Textraum etwas existiert, auf das die Prädikation "wünschenswert" paßt und das beim Sprecher mental schon präsent ist. So wird eine Erwartung auf seiten des Lesers evoziert: Nach Redder (1990, 222) hat *es* sprachpsychologisch die Wirkung, daß der Hörer seine Erwartung auf eine (befriedigende) Ausfüllung der syntaktischen Position aufrechterhält.

De Beaugrande/Dressler (1981, 65) beschreiben dies als Eröffnung einer "Leerstelle" im Satz, Zemb (1993, 4) als "bloße Ankündigung einer Aussage". Beide Hinweise – "Leerstelle" und "Ankündigung" – sind nicht ganz unzutreffend, erfordern aber eine genauere Beschreibung der Prozedur. "Ankündigung" charakterisiert die Qualität der Katapher insofern schlecht, als mit dem Ausdruck ansonsten ein komplexes Handlungsmuster bezeichnet wird (Rehbein 1978). Mit dem kataphorischen Element wird, so könnte man sagen, eine – hypothetische – *Leerstelle* gefüllt, weil die Auslagerung von satzförmigen Satzteilen in Widerspruch steht zu einem grundlegenden Merkmal deutscher Sätze: Im Unterschied zum Türkischen und zu einigen anderen Sprachen ist es im Deutschen fast ¹⁶⁵ durchgängig notwendig, das Subjekt sprachlich auszudrücken. Das führt dazu, daß im Deutschen eine große Zahl von sog. "unpersönlichen Verben" und komplexeren Ausdrücken existiert, die immer oder in bestimmten Varianten ein *es*-Subjekt haben.¹⁶⁶ Dieses obligatorische *es* dient zugleich der Situierung des mit dem Prädikat angegebenen Sachverhalts, sofern keine andere (z.B. lokale) Situierung vorhanden ist (Brinkmann 1971, 204; van Dijk 1980, 38 f.)

Eine hypothetische Leerstelle wird auch dann gefüllt, wenn die Position des Subjekts oder des Objekts in einem Satz so von den Stellungsregularitäten abweicht, daß die veränderte Reihenfolge zu einer Störung der Verarbeitung führen könnte. Dies wird oft als "Subjekt-Extraposition" 'nach rechts' (auf die Linearität eines Textes bezogen) bezeichnet.¹⁶⁷ Zwei Beispiele aus dem Korpus:

"Es folgte dann die Reaktion der Zielperson auf Seite 2." SELB a41

"Es läßt sich jedoch aus dem wahrscheinlichsten absoluten Maximum der Übertragungsfunktion nach Gl. (3) ein Erwartungswert für die Stabilitätsgrenze angeben." ACUS a13

nominalform zusammen mit dem Nebensatz, auf den sie vorausweist, ein gemeinsames Satzglied."

¹⁶⁵ Die einzige Ausnahme bilden Sätze mit dem sogenannten "unpersönlichen Passiv", soweit sie durch ein Adverbial eingeleitet werden, sowie bestimmte Sätze des Typs "Mich friert.", die nur mit sehr wenigen Verben möglich sind (vgl. Engel 1994, 151).

¹⁶⁶ Engel (1994, 155) spricht dann von einem "fixen *es*" aufgrund der festen Verbindung mit dem Verb.

¹⁶⁷ Olsen (1981) nimmt eine ähnliche Funktionsangabe für die englische Sprache vor: "Extraposition shifts the sentential complement to sentence final position leaving the pronoun "it" which accompanies the complement as a remnant of the original structure behind." (1981, 9)

Eine Änderung der Position des Subjekts ist in vielen Fällen kommunikativ adäquat, weil am Satzanfang normalerweise Bekanntes steht (Brinkmann 1971, 495 ff.) und durch die "Extrapolation" dem Subjektausdruck rhematische Qualität verliehen werden kann. Das Wort *es* nimmt dann die thematische Position ein¹⁶⁸ und kann zugleich aufgrund seiner kataphorischen Qualität eine Verbindung zwischen dem Subjektausdruck und seiner satzsyntaktisch vorgesehene Stelle herstellen.

Bedingung für alle angeführten kataphorischen Prozeduren ist, daß eine Verwechslung mit der Anapher ausgeschlossen ist. H muß deutlich werden, daß er an der durch die Katapher besetzten Position im Satz etwas einsetzen soll, das ihm erst noch mitgeteilt wird. Dieser Gebrauch von *es* ist in Verbindung mit bestimmten Verben und Adjektiven ("*Es ist möglich, ...*", "*Es handelt sich um ...*") syntagmatisch oder lexikalisch so verfestigt, daß die Prozedur vollkommen routinisiert stattfinden kann. Dadurch ist die kataphorische Verwendung der Anapher im Satzinneren im Sprachwissen der Sprecher des Deutschen gut abgesichert. Dabei ist für H die Sicherheit wichtig, daß das Bezugsэлемент – sofern vorhanden – innerhalb desselben (komplexen) Satzes zu finden ist.

Die Probleme des Umgangs mit dem Wort wurden zu einem großen Teil darin lokalisiert, daß sein Auftreten in bestimmten Sätzen obligatorisch, in anderen fakultativ (stellungsabhängig) ist. Diese Unterschiede sind auf den ersten Blick besonders für Sprachlerner verwirrend, lassen sich aber m.E. plausibel erklären, wenn man die lexikalisch verfestigten Fügungen mit *es*-Subjekt (der Typen *es liegt an, es gibt, es regnet*) (vgl. Graefen 1995a, 87 ff.) abtrennt von den Fällen, wo keine feste lexikalische Verbindung, sondern nur eine syntagmatische Verfestigung existiert, etwa bei den Fügungen "*Es ist + Adjektiv*", bei Passiv-Sätzen ("*Es wird davon ausgegangen, ...*") und vergleichbaren Konstruktionen ("*Es ist anzunehmen, ...*"). Die operative Funktion von *es* ist in diesen Fällen satzstrukturell bedingt: Das Element erleichtert die Verarbeitung des propositionalen Gehaltes dadurch, daß die bekannte und erwartbare Abfolge der Satzglieder gewährleistet ist. Die Notwendigkeit von *es* ist in solchen Sätzen also nicht von deren propositionalem Gehalt, sondern von der sprachlichen Oberfläche abhängig: Nach Engel muß

"... auf Grund einer zwingenden Stellungsregel im deutschen Konstativsatz immer ein Element vor dem finiten Verb stehen". (Engel 1994, 154)

Es sind also syntaktische und Stellungsregularitäten des Deutschen, die das Element *es* einmal erfordern, bei einer leichten Veränderung des Satzes aber überflüssig machen. Wenn die erste Stelle im Satz besetzt ist, rückt die Katapher so nah an den Nebensatz heran, daß sie tendenziell überflüssig wird:

¹⁶⁸ Vgl. dazu Ludger Hoffmann (1997): Die Anapher liefert "einen formalen Anknüpfungspunkt an einer Position, die sonst oft thematische Ausdrücke füllen."

- a) Es ist höchst bemerkenswert, daß ... (PERS)
- b) Höchst bemerkenswert ist (**es**), daß ...

Die Frage, wann dieses fakultative *es* auftritt oder weggelassen wird,¹⁶⁹ behandle ich hier nicht.¹⁷⁰ Die doppelte Leistung des phorischen Elements *es* kann zusammenfassend folgendermaßen bestimmt werden:

Das Wort *es* hat phorische Qualität, ist also ein operatives Element, das die Weiterführung eines mental präsenten Themas von sachlich-neutraler Qualität ermöglicht.¹⁷¹ Als Katapher behauptet bzw. fingiert es die mentale Präsenz einer Rede- oder Texteinheit vor ihrem Auftreten.

Als Katapher wird *es* auch in einer Übertragung für satzsyntaktisch bedingte Aufgaben genutzt, nämlich a) zur Realisierung der Obligatorik eines Subjekt-ausdrucks im Satz, b) zur Gewährleistung der standardisierten Abfolge von Satzgliedern, wodurch die für S und H gewohnte Verarbeitungsreihenfolge aufrechterhalten werden kann. Die kataphorische Beziehung dient dann nicht der thematischen Orientierung von H, sondern der sicheren Erfassung von satz-internen Beziehungen.

Das "expletive *es*" zeigt also eine Verselbständigung der Katapher zu einem syntaktischen Hilfsmittel,¹⁷² zu einem Operator, der

- in einer Prädikation ohne Argument, d.h. ohne Subjektkomplement, als Subjektausdruck dienen kann;
- in einer Prädikation mit besonders komplexem oder rhematischem und deshalb 'verschobenem' Argument als Vorgriff darauf fungieren kann.

¹⁶⁹ Die Fakultativität stellt für die generative Grammatik ein Problem dar: Soll man eine Tiefenstruktur mit oder ohne *es* annehmen? Entweder müssen dann Tilgungsprozeduren oder nachträgliche Einführung angenommen werden. Für eine funktionale Beschreibung stellt sich die Frage, **wie** die Funktion genau aussieht und warum sie offensichtlich für die Realisierung der Sprechhandlung, für die Verständigung von S und H, nicht unbedingt erforderlich ist. Zu prüfen ist, ob die Weglaßbarkeit von *es* in Matrixsätzen als Analepse im Sinne von Hoffmann verstanden werden kann.

¹⁷⁰ Ich nehme an, daß das Auftreten von *es* in solchen Fällen zwar dem Belieben des Sprechers überlassen, aber für die Sprechhandlung dennoch nicht ganz gleichgültig ist. Die syntaktische Anbindung des Nebensatzes scheint bei Anwesenheit von *es* weniger eng zu sein, denn das Einschleichen des kataphorischen Ausdrucks bewirkt formale Abgeschlossenheit des Hauptsatzes. So kann der Eindruck entstehen, den Buscha (1988, 28) formuliert: "Setzung von *ES* hebt die Information des übergeordneten Satzes und Nichtsetzung die des Nebensatzes hervor".

¹⁷¹ Damit wird auf die Differenz zu *er/sie* angespielt, die nur genusbestimmte Rückbezüge realisieren.

¹⁷² Es scheint, als sei der kataphorische Gebrauch von *es* eine Parallele zur Nutzung von zusammengesetzten Verweiswörtern wie *damit*, die katadeiktisch mit Nebensätzen verknüpfen können. Die Integration von propositionalen Gehalten ist ein operativer Zweck, der offenbar mit deiktischen wie mit phorischen Mitteln gelingen kann, allerdings in verschiedenen syntaktischen Umfeldern. In beiden Fällen kann man aber von einer quasi technischen Aufgabe sprechen.

4.4. Andere sprachliche Formen der Textorganisation

Die deiktische und die phorische Prozedur wurden ausführlich behandelt, um hier bereits die theoretischen Grundlagen für die Auswertung des Korpus in Kap. 6 und 7 zu legen. Da sie nicht die einzigen Formen der Textorganisation sind, gebe ich im folgenden einen Überblick über weitere für die Textart Wissenschaftlicher Artikel relevante Formen. Das Ziel dabei ist, das Konzept der Textorganisation in seiner Verbindung zu den Prozeduren des sprachlichen Handelns empirisch zu klären. Eine vollständige Textartbeschreibung des Wissenschaftlichen Artikels würde beinhalten, daß auch die im folgenden skizzierten Prozeduren und Strukturen genauer untersucht würden.

4.4.1. Operative Prozeduren

Die Einheiten des operativen Feldes erfüllen Aufgaben, die mit der Organisation und der mentalen Verarbeitung der propositionalen Gehalte beim Verständigungshandeln zu tun haben. Für die Phorik wurde bereits die Art der Organisation deutlich. Operative Aufgaben erfüllen die Wortarten z.B. der Fragewörter, das Artikelsystem, die Klasse der Konjunktionen (Ehlich 1994a, 75) und die der Präpositionen, deren Leistung Rehbein (1995) genauer als "relationierend" bestimmt hat.¹⁷³ Der Wortbestand des Feldes fällt z.T. mit der Klasse der "Funktionswörter" zusammen, wenn man mit Engelen (1984, 25) die kommunikativen "Partikeln" und die anaphorischen und deiktischen Wörter ausgrenzt.¹⁷⁴ Operativ sind aber auch morphologische (Kasus) und intonatorische (Satzintonation) Mittel, weiterhin topologische Mittel (vgl. Rehbein 1992). Ein nicht geringer Teil des operativen Feldes ist *sprachinternen* Zwecken zuzurechnen, besonders das Flexionssystem. Die Systematik des operativen Feldes steht also quer zu der traditionellen Wortklasseneinteilung, die sprachwissenschaftsgeschichtlich nach ganz anderen Prinzipien erfolgte (vgl. dazu Engelen 1984, 61 ff.). Der nachfolgende kurze Überblick verfolgt nur das Ziel, eine präzisere Vorstellung von der Art und Funktion der hier gemeinten Prozeduren entstehen zu lassen. Einige wenige Fragen dazu werden genannt oder kurz diskutiert.

Über die operative Leistung der Phorik für die Textorganisation wurde oben bereits gesprochen. Inwiefern erfüllen nun die anderen genannten Mittel operative Zwecke?

¹⁷³ Auch Griebhaber (1991) geht in diese Richtung. Es gibt allerdings Argumente dafür, daß Präpositionen keine operativen, sondern Symbolfeld-Elemente sind, die hier nicht erörtert werden können.

¹⁷⁴ Die "Funktionswörter ... stellen Beziehungen zwischen Vollwörtern her oder modifizieren sie in irgendeiner Weise." (Engelen 1984, 25).

Als Funktion der Artikel kann man die Determination angeben. Das Deutsche ist, wie häufig bemerkt wurde, eine "Artikelsprache", die über ein ausgearbeitetes System von Determinativen verfügt. Eine wesentliche Leistung von Artikeln ist es, dem Adressaten die *Art der mentalen Zugänglichkeit* von (substantivisch benannten) Gegenständen zu übermitteln, vermittelt etwa über deren Zugehörigkeit zu einer Klasse (Hoffmann 1995, 247). Für die Textorganisation besonders relevant sind folgende Punkte:

- a) Ein Sprecher kann mit einem Determinativ einen Gegenstand als bereits im textuell erworbenen Wissen von H befindlich kennzeichnen;
- b) ein Gegenstand kann durch einen unbestimmten Artikel als kommunikativ neu ausgezeichnet werden, was für den Leser eine Art Aufgabe beinhaltet:

"Indefinitheit heißt: ein Zugang zu einem Redegegenstand bzw. einem Gegenstand als Exemplar einer Gattung ist erst über eine Charakteristik herzustellen, eine mentale Adresse ist zu etablieren;" (a.a.O., 248)

Durch seinen Gebrauch von Determinativen ermöglicht ein Autor dem Leser auch eine Gegenkontrolle, ob das als bekannt bzw. zugänglich unterstellte Wissen tatsächlich bei ihm präsent ist. Ist das nicht der Fall, kann diese Beobachtung eher zum Abbruch der Lektüre führen als das Auftreten unbekannter Lexeme, die möglicherweise noch erklärt werden.

Über die Konjunktionen und einige Adverbien ist allgemein zu sagen, daß sie propositionale Zusammenhänge auf ein System alltagslogischer Beziehungen abbilden.¹⁷⁵ Derartige Zusammenhänge müssen nicht sprachlich ausgedrückt werden und werden in manchen anderen Sprachen auch weniger als im Deutschen ausgedrückt. Sie auszudrücken, u.U. auch durch eine hypotaktische Konstruktion hierarchische Verhältnisse herzustellen, ist eine Entscheidung des Sprechers, mit der er

- a) sichern kann, daß der Hörer den Zusammenhang richtig erfaßt,
- b) dem Hörer seine Verstehens-Arbeit erleichtern kann.

Mauranen (1994) befaßt sich in einer interkulturell vergleichenden Untersuchung englischer und finnischer Texte ausführlich mit "connectors" und "adjuncts", die Relationen wie "addition, adversativeness, causality, and temporality" ausdrücken (Mauranen 1994, 159). Sie tut dies mit dem Interesse, deren "rhetorical role" zu klären, und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß das Textverstehen verbessert und der Text klarer wird:

"Insofar as it is seen to be important for texts to be cohesive, that is to employ various means of showing how they hang together, connectors can be envisaged as contributing to this purpose. (...) then we have cohesion as a text-clarifying linguistic phenomenon which presumably plays a role in text, such as facilitating processing." (a.a.O., 162)

¹⁷⁵ Diese Beziehung zum alltäglichen Denken erklärt, warum es wesentlich mehr Konjunktionen und Adverbien gibt, als die Logik an kausalen und anderen Verhältnissen erkennt.

Abgesehen von solchen noch sehr globalen Funktionsangaben wäre es notwendig, die mentalen Handlungen für die einzelnen Konjunktionen genauer zu beschreiben.

Ein weiterer Bereich operativer Prozeduren wird durch das Modalfeld, das sowohl die Formen des Konjunktiv als auch die Modalverben (vgl. Brünner/ Redder 1983) und Modaladverbien ("Modalwörter") wie *notwendigerweise* enthält, abgesteckt. Mit ihnen kann ein Sprecher eine epistemische Klassifizierung des Gesagten oder eine modale Abstufung vornehmen. Davon ist die illokutive Qualität z.B. der Assertionsrealisierung betroffen: Sie wird mehr oder weniger modifiziert, d.h. abgeschwächt oder verändert.

4.4.2. "Metakommunikation"

Textorganisation wird auch dann praktiziert, wenn ein Autor explizit Hinweise auf die Planung und Gestaltung des Textes gibt, wobei er erläuternd und kommentierend tätig wird. Er tut das dann, wenn er es für einen Vorteil hält, den Leser in seine Planungen bzw. in seine Dispositionen, die im Text verwirklicht sind, einzuweißen. Es handelt sich also hier um ganze Sprechhandlungen, die syntaktisch z.B. in der Form eines Matrix-Satzes, oft sogar eines oder mehrerer vollständiger Sätze auftreten. Im Textkorpus ist eine große Menge und Vielfalt solcher Sprechhandlungen nachzuweisen, die in § 6.2.1. zumindest unter einem Aspekt thematisiert werden.

In die gemeinte Gruppe von Sprechhandlungen gehören z.B. solche, die als typisch für den Textteil Einleitungen gelten. Michael Clyne hat in seinem deutsch-englischen Korpus u.a. die Verwendung von sogenannten advance organizers untersucht. Er beschreibt sie als "indicators of the path and organization of the texts" (Clyne 1991, 54). Es handelt sich dabei um eine – meist im Anfangsteil des Textes – plazierte *Ankündigung* von wichtigen Inhalten oder um grundlegende Informationen über die Absichten des Autors. Tatsächlich ist das Handlungsmuster "Ankündigen" im Sinne von Rehbein (1978) relevant. Rehbein nennt neben der Handlungsankündigung auch die Sprechhandlungsankündigung, die in Diskursen – ebenso in Texten, wie ich meine – "der subjektiven Gliederung des Interaktionsraums" dienen (Rehbein 1978, 355 ff.):

"Der einzelne Beteiligte versucht, die Interaktion nach seinem eigenen Plan jeweils zu segmentieren, da für ihn die kooperative Hörertätigkeit des Anderen elementar ist."

Es wird dadurch ein Fokus bei H gebildet, der diesen befähigt, das Kommende – die angekündigte Sprechhandlung oder Sprechhandlungsfolge von S – vorauszukonstruieren.

Außer Ankündigungen findet man auch kommentierende oder begründende Sprechhandlungen, die den Text bzw. seine Gestaltung zum Gegenstand haben. Fast alle Formulierungsbeispiele aus ihrem Korpus, die Göpferich als typisch

für die "Textsorte" Fachzeitschriftenartikel vorstellt (Göpferich 1995, 244 ff.) können als metakommunikativ eingestuft werden. Als Rubriken nennt sie: Ankündigungen, Erklärungen zur Vorgehensweise, "Vermutungen/Erwartungen", "Aufmerksam machen, Hervorheben", "Rekapitulationen/Anknüpfen an Vorheriges", "Verweise", "Bezugnahme auf Abbildungen".

Die *Nützlichkeit* "metakommunikativer Verfahren" scheint generell unbestritten zu sein (Mauranen 1994, Baumann 1992).¹⁷⁶ Erstaunlicherweise wird nicht berücksichtigt, daß solche Sprechhandlungen zunächst einmal den 'eigentlichen' Text unterbrechen und insgesamt auch verlängern; sie können daher auch als *Störung* des Leseprozesses aufgefaßt werden. Dies ist der Grund, warum manche Autoren ganz auf Kommentierungen und Erläuterungen zum Text verzichten und warum die übrigen Autoren sie im allgemeinen dosiert und sparsam einsetzen. Jede Untersuchung der Textkommentierung müßte die beiden sich entgegenstehenden Gesichtspunkte berücksichtigen.

Es ist schwierig, eine zusammenfassende Bezeichnung für diese Sprechhandlungen zu finden. Vielfach ist von "Metakommunikation" die Rede gewesen, in Anknüpfung an den älteren Ausdruck "Metasprache";¹⁷⁷ im englischen Sprachraum entsprechen dem "metatext" und "metalanguage". Damit soll ausgedrückt werden, daß solche Handlungen die 'eigentliche' laufende Kommunikation zum Gegenstand haben. Die genannten Ausdrücke sind aber in gewisser Hinsicht Kunstwörter, deren deutscher/englischer Bestandteil durch das griechische Wort "μετά" präfigiert wurde, das gemäß altgriechischen Wörterbüchern nicht nur den Präpositionen *nach*, *mit* und *über* entspricht, sondern auch mit *inmitten*, *außerdem*, *hinterher*, *gemäß* und *außerdem* übersetzt werden kann; in der heutigen wissenschaftssprachlichen Verwendung ist aber offenbar nur *über* gemeint. Abgesehen von dieser unklaren Relation ist unbefriedigend, daß der Ausdruck "Metatext" die textorganisierende Leistung nicht verdeutlicht.

Es fragt sich daher, ob das griechische Präfix nicht eher ein Nachteil ist. Beide Begriffe sind zudem inhaltlich nicht konsistent. "Metasprache" ist gemäß dem Metzler-Lexikon Sprache eine Bezeichnung für die "Ebene der Sprache", in der Aussagen über Sprache(n) gemacht werden. Als erstes ist dabei unklar, warum eine "Ebene" des Sprechens eine andere Art von Sprache generieren soll; als zweites ist fragwürdig, inwiefern eine andere Ebene vorliegt. Man kann einen

¹⁷⁶ Baumann (1992, 42) nennt folgende Funktionen der Metakommunikation: 1. Sicherung des Adressatenbezugs; 2. Sicherung des Fachtextverständnisses; 3. Sicherung der (inhaltlichen) Akzeptabilität des Fachtextes; 4. Steuerung des Aneignungsprozesses der Adressaten."

¹⁷⁷ Schon Gülich/Heger/Raible (1974/1979) untersuchen "metakommunikative Sätze oder Hypersätze" als Gliederungsmerkmale, denken dabei allerdings an redeeinleitende Sätze (83); außerdem sprechen sie von einer "Substitution auf Metaebene", bei der in einem "Teiltext" der übrige Text zum Gesprächsgegenstand gemacht werde (106). Als Beispiel nennen sie die "Moral" einer Fabel.

solchen Eindruck auf die Überraschung zurückführen, die manchmal entsteht, wenn man isolierte Sätze mit einer "objektsprachlichen" und einer "metasprachlichen" Lesart gegenüberstellt. So würde man z.B. die Äußerung eines Schulkindes: "Kaffee ist schwer" mißverstehen, wenn man an das Gewicht des Kaffees denkt. Betrachtet man aber nicht den isolierten Satz, sondern den Ablauf der Kommunikation, in der es um das *Thema* Orthographie geht, so wird man die Äußerung verstehen – ohne dabei die Ebene zu wechseln. Ein ähnlicher Einwand betrifft die "Metakommunikation", gemäß dem Metzler-Lexikon "ein Kennzeichen von Kommunikation selbst", wenn etwa über deren Bedingungen gesprochen wird oder einfach nur etwas Gesagtes noch einmal erläutert wird. Eine deutliche Abtrennung der Metakommunikation von der Kommunikation dürfte deshalb oft unmöglich sein. Auch hier liegt m.E. keine andere *Art* von Kommunikation vor.¹⁷⁸

Mauranen (1994) verwendet in Anlehnung an Lyons den Ausdruck "text reflexivity".¹⁷⁹ Sie meint damit ein Verhältnis des Textes zu sich selbst: "the text's commentary on itself" (1994, 146). Von Reflexivität¹⁸⁰ zu sprechen, macht aber allenfalls Sinn in bezug auf den Autor: Dieser hält es an bestimmten Stellen für angebracht oder nötig, seine Mitteilungen mit Auskünften über Organisation und Ziel der Mitteilungen selbst zu unterbrechen. Solche Sprechhandlungen haben ein didaktisches Moment, dessen Nützlichkeit für die inhaltliche Orientierung von H aus der mündlichen Wissenschaftskommunikation, besonders aus Rede und Vortrag, bekannt ist. Aber auch der Autor ist nicht eigentlich "reflexiv": Er setzt die von ihm getroffenen Dispositionen in Verbalisierungen um.

Versucht man, eine bessere Bezeichnung zu finden, so scheint es mir sinnvoll, von textorganisierenden Sprechhandlungen zu sprechen. Damit wird verdeutlicht, daß ein Autor zusätzlich zu seinen notwendigen textorganisatorischen Aktivitäten explizit diese Organisation zum Thema machen kann, sowohl im Sinne einer Orientierungshilfe für den Leser als auch z.B. zum Zweck einer Legitimation.

¹⁷⁸ Wenn man dieser Ansicht wäre, müßte man z.B. das Reden über Geld als "Geldkommunikation" bezeichnen.

¹⁷⁹ Mauranen hat den Ausdruck von Lyons "Semantics" (1977/1980) übernommen. In der deutschen Ausgabe wird reflexivity mit "Metasprache" übersetzt.

¹⁸⁰ Mauranens Vorschlag, solche Äußerungen mit derselben Kategorie "Reflexivität" zu erfassen wie die "connectors", womit vor allem Konjunktionen gemeint sind (Mauranen 1994), halte ich für nicht angemessen. Der operative Charakter dieser Einheiten erfordert zwar, sie von den propositionalen Gehalten zu trennen. Ihre Leistung hat jedoch keinen mit den genannten Sprechhandlungen vergleichbaren "Meta"-Charakter, sondern liegt im Bereich der Verarbeitung propositionaler Teilgehalte.

4.5. Graphisch-semiotische Mittel der Textorganisation

4.5.1. Die Segmentierung der Textoberfläche

Die Zweidimensionalität des Geschriebenen (Raible 1994, 10) ist eine Folie, auf der kommunikative Zwecke mit graphischen und ideographischen Mitteln verfolgt werden können. In bezug auf die zu überliefernden Gehalte findet eine Medialisierung und zugleich eine Semiotisierung statt (Ehlich 1994b, 28). Basis dafür ist, daß (Schrift-)Sprache in sedimentierter Form auftritt. Allgemein gesagt, entsteht auf Grundlage der Schrift eine

"verobjektivierte, visuell zugängliche Sprachgliederung, 'Artikulation' im wörtlichen Sinn des Ausdrucks." (a.a.O.).

Giesecke (1992), Raible (1991, 1994) und Cahn (1991) haben an der frühmittelalterlichen Textentwicklung gezeigt, daß die Drucktechnik und ihre Weiterentwicklung erst eine Schriftsprache im eigentlichen Sinne haben entstehen lassen (vgl. 2.4.2.). Eisenstein (1979) hatte u.a. herausgearbeitet, daß durch den Buchdruck auch bestimmte Darstellungs- und Ordnungstechniken in den Wissenschaften zustandekamen und verallgemeinert wurden: Rationalisierung, Kodifizierung, Klassifizierung, Katalogisierung. Diese Techniken unterstellen auch einen rational(isierend)en Umgang mit dem Schriftbild von Texten. Bis ins 15. Jahrhundert hinein wurden zwar viele Texte noch ohne Wortzwischenräume (Spatien) hergestellt. Aber schon

"... ab dem 13. Jahrhundert spiegelt sich die innere Organisation des Textes, die sogenannte *ordinatio*, in der Textgestalt wider. Es gibt nun Überschriften, Zusammenfassungen, Kolummentitel, Markierung der Argumentationsschritte in Form kleiner Resümees am Rand, ergänzende Fußnoten, Verwendung verschiedener Farben." (Raible 1991, 10)

Die Gestaltung der Textoberfläche nach Kriterien wie schnelle Les- und Erkennbarkeit, Transparenz der gedanklichen Gliederung eines Textes entwickelte sich über Jahrhunderte hinweg. Raible (1994, 7) weist besonders auf die scholastische Phase hin,¹⁸¹ in der begonnen wurde, im Geschriebenen bzw. Gedruckten die Interessen und Fähigkeiten des Lesers zu berücksichtigen. Bereits um 1200 hat es ihm zufolge schon alle wesentlichen Merkmale eines "modernen Layout" gegeben, zunächst allerdings nur bei wenigen, meist juristischen Texten. Erst später begann die Differenzierung von textuellen Erscheinungsbildern gemäß der Textart. So wurde für die Texttypen Zeitung und Zeitschrift eine eigene Gestaltung von (schmaleren) Textblöcken entwickelt. Maßgeblich war dabei wohl die Berücksichtigung der Augenbewegungen beim Lesen. Nur von wenigen wissenschaftlichen Zeitschriften wurde die Spaltenform über-

¹⁸¹ Raible führt diese Entwicklung auf die Besonderheiten von Alphabetschriften zurück.

nommen, was darauf hindeutet, daß für deren Leser nicht größtmögliche Bequemlichkeit des Lesens als erstrebenswert erscheint.¹⁸²

Die nichtsprachlichen Mittel der Textorganisation bilden die sachlich-inhaltlich bedingte Struktur des Gesamttextes auf eine semiotische Weise ab. Die Textgliederung nach Kapiteln oder Paragraphen – mit oder ohne Überschriften – wird auf die Makrostruktur des Textes bezogen, der Einsatz typographischer Mittel kann sowohl mikro- als auch makrostrukturell wirken (vgl. 4.5.2.). Die Strukturierung durch die Bildung von Absätzen sorgt für eine Gliederung auf einer mittleren Hierarchieebene.

Alle derart eingesetzten semiotischen Mittel bewirken eine visuell vermittelte, vom Leser kaum als solche registrierte Steuerung bestimmter mentaler Operationen. Die vom Autor im wörtlichen Sinne *gebildeten* Texteinheiten bieten dem Leser eine besondere Art der Aufbereitung von Wissen: Sie 'fallen ins Auge'. Diese Form der Textorganisation bewirkt eine vielfältige Segmentierung des Textes und bestimmt dessen Rezeption als gegliedertes Ganzes. Die Schriftartauszeichnungen beeinflussen die Aufnahme in anderer Hinsicht: Der Autor erzeugt eine bestimmte Ordnung in der Form einer graphischen Differenzierung, die der Leser weiter auswerten kann. Die besagte Unauffälligkeit liegt in beiden Fällen darin begründet, daß die Mittel der Segmentierung und Unterscheidung weitgehend standardisiert sind. Zugrunde liegt eine allgemeine wahrnehmungspsychologische Tatsache, die in der Semiotik bekannt ist:

"Selbst eine vorgegebene, nichtvariable Textaufteilung kann ihre eigene Form niemals völlig neutralisieren. Sie beeinflusst den Lesevorgang, zumindest als Enkodierungsfaktor. Nicht nur können solche Randbedingungen die kognitive Textverarbeitung unterstützen oder erschweren; die Anordnung liefert oft wesentliche Informationen über den Text, ehe das eigentliche Lesen überhaupt beginnt." (Gross 1994, 64)

Handgeschriebene und schlecht geplante Texte zeichnen sich zwar häufig durch Inkonsistenzen aus. Für alle wissenschaftlichen Textarten ist aber die materielle Gestalt des Textes von besonderer Bedeutung, da in ihnen die Anordnung weitgehend der individuellen Gestaltungsidee und dem Zufall¹⁸³ entzogen ist. Der Text als "Lesefläche" (Gross 1994, 61 ff.) wird also bewußt zweckmäßig angelegt.

¹⁸² Insgesamt ist aber zu berücksichtigen, daß Kodifizierungen nicht immer nur aus Zweckmäßigkeitserwägungen entstanden; auch mehr oder weniger idiosynkratische Festlegungen, die sich über Ausbildungsprozesse oft lange Zeit gehalten haben und bei vielen zur Ausprägung eines entsprechenden "Stilgefühls" führten, sind zu beobachten.

¹⁸³ Dem Zufall, soweit er sich z.B. in störenden Seitenumbrüchen bemerkbar macht.

4.5.1.1. Die typographische Struktur

Jede Veränderung typographischer Merkmale innerhalb eines Textes unterbricht in gewisser Weise die Linearität und Kontinuität des Leseprozesses; welche Funktion der Wechsel bezüglich der dadurch abgehobenen Textteile hat, dies zu erkennen setzt Fähigkeiten des geschulten Lesers voraus: ein komplexes Formwissen, in dem Merkmale wie Typographie, Position im Text, Umfang und Relation zu umgebenden Textteilen ebenso eine Rolle spielen wie die als notwendig bekannten funktionalen Differenzierungen, den Status von Wörtern oder Textteilen (z.B. Fußnoten) betreffend. Für die typographische Gliederung gibt es dabei kein durchgehend standardisiertes System von Funktionsunterschieden graphischer Mittel. Ein kleiner Teil der "Supragrapheme" (Gallmann 1985) hat in wissenschaftlichen Texten eine konventionell festgelegte Verwendung, so z.B. die Hochstellung von Fußnotenzeichen¹⁸⁴ oder das Sperren als Kennzeichnung des terminologischen oder kategorialen Stellenwerts eines Ausdrucks. Zitate werden meist in kleinerer Schriftgröße gesetzt, ebenso Anmerkungen und Literaturangaben. Mit anderen Schriftmerkmalen wie z.B. dem Kursivdruck wird Unterschiedliches ausgedrückt, z.T. fachspezifisch festgelegt. Beim Fettdruck z.B. wechseln Autoren und Herausgeber zwischen einer Zuordnung zur Gliederungsfunktion (Fettdruck nur der Überschriften) und einer Nutzung für inhaltliche Hervorhebungen im Text. Das Verständnis des Lesers kann im Einzelfall tentativ sein.

Der Autor hat also in bestimmten Grenzen Gestaltungs-Freiheiten. Am Beispiel eines Korpustextes kann gezeigt werden, daß ein Autor eines Wissenschaftlichen Artikels das Mittel typographischer Unterscheidung durchgängig und intensiv einsetzt und seinen Lesern damit eine Verstehens-Vorgabe macht, deren Sinn nur mit Hilfe des Textstudiums erschlossen werden kann. Es handelt sich um den Text KONT aus der Klinischen Psychologie (Familientherapie). Er weist durchgängig eine Art typographische Doppelstruktur auf, indem immer wieder Absätze in kleinerer Schriftgröße in den Text eingeschoben werden. Die Schrift ist dann größenidentisch mit der der Fußnoten und der Literaturangaben. In Abhängigkeit von der Schriftgröße ändert sich jeweils auch der Zeilenabstand. Wegen der Gemeinsamkeit mit den Fußnoten entsteht beim Leser der Eindruck, daß die größere Schrift die 'Textschrift', also die Normalschrift dieses Textes ist, während die kleiner gedruckten Textteile einen Zwischenstatus zwischen Fußnote und Text haben.

Die Tabelle 6 vermittelt einen Eindruck von der Häufigkeit des Wechsels in der ersten Hälfte des Textes KONT. Um der Übersichtlichkeit willen gebe ich in der Tabelle 6 nur die Inhalte der in Normalschrift gedruckten Passagen ("NS")

¹⁸⁴ Dabei handelt es sich allerdings nur um die Auszeichnung eines Segments, d.h. nicht alle typographischen Mittel sind linear.

mit der jeweiligen Überschrift des Autors (in Anführungszeichen) wieder; für die kleingedruckten Textpassagen ("KS") habe ich selbst Zusammenfassungen formuliert.

Absatz	NS	KS	Überschrift oder Inhalt zusammengefaßt
1		●	"Übersicht"
2-3	●		"Das Projekt Kontextanalyse"
4-5		●	3 grundlegende Orientierungen des Autors für diese Arbeit
6	●		"Batesons Kontextbegriff"
7-8	●		"Kontextanalyse als Grundlage psychiatrischer Therapie"
9-13		●	erster Teil der Fallgeschichte von Herrn S.
14-15	●		Fortsetzung von Absatz 7-8
16-22		●	zweiter Teil der Fallgeschichte von Herrn S.
23	●		Fortsetzung von Absatz 14-15
24	●		"Zur Logik der Kontextanalyse"
25-27		●	Systemtheorie und Mengenlehre (Erläuterungen)
28-31	●		Fortsetzung von Absatz 24
32	●		"Systematik möglicher Kommunikationen ..."
33-34		●	Erfahrungen aus der psychiatrischen Praxis
35	●		Fortsetzung von Absatz 32
36-38		●	Liste der möglichen Typen von Mißverständnissen
39	●		Fortsetzung von Absatz 35

Tabelle 6: Typographische Struktur des Textes KONT

Der Autor nutzt den typographischen Unterschied, um innerhalb des propositionalen Gesamtzusammenhangs eine Abstufung vorzunehmen. Das wechselnde Schriftbild wird vom Leser als Hinweis auf die Tiefenstruktur aufgefaßt, d.h. je nach Schriftgröße wird den Textpassagen ein unterschiedlicher Status im Text zugewiesen. So entsteht eine Hierarchie von Primärtext und untergeordnetem Text, die beide nicht linear sind, sondern segmentiert und ineinander verschachtelt. Besonders die Textpassagen zweiter Ordnung weisen keine eigenständige inhaltlich lineare Struktur auf, die parallel zu der propositionalen Abfolge des Primärtextes verlaufen würde, sondern sie bieten – ähnlich wie in einer Hypertext-Ordnung – Erweiterungsinformationen zu Teilen der übergeordneten Struktur. Textteilen wie der Fallgeschichte wird so gegenüber dem eigentlich wissenschaftlichen Text eine verminderte Bedeutung zugewiesen.

4.5.1.2. Überschriften und Absatzstruktur

Der Text bildet, wie oben gesagt, ein gegliedertes Ganzes. Aus dem graphischen Element der Zeile werden "komplexe flächige Einheiten gebildet" (Gallmann 1985, 16). Es entstehen Textblöcke, die die lineare Abfolge der Zeichen einerseits unterbrechen, andererseits selbst wieder eine sequentielle Ordnung aufweisen.

"Die Gliederung in Absätze – die Absatzstruktur – erweist sich (...) als das geeignetste und allgemeinste graphische Ausdrucksmittel, dem Leser den inneren Aufbau, die gedankliche Gliederung eines Textes einsichtig, deutlich zu machen. Ein Absatz soll ein Teilthema, einen gegenständlich-thematischen oder funktionalen Inhaltsbestandteil des Textganzen abheben und ausgliedern." (Starke 1987, 113)

Unabhängig von den Details der graphischen Gliederung des Absatzes (Nutzung des Zeilenanfangs, Zwischenschaltung von Abständen, Einrückung der ersten Zeile etc.)¹⁸⁵ ist das generelle Mittel die visuelle Trennung von Texteinheiten, ihre Verselbständigung gegeneinander. Eine Einführung in das "Essay Writing" nennt das Absatzende "break for your eyes" (Carino 1993, 2). Es ist aber, psychologisch gesehen, keine Pause im Sinne von Entspannung, die beim Lesen des Absatzendes eintritt, sondern der Schritt von einem Absatz zum nächsten erlaubt bzw. fordert dreierlei:

- a) einen vorläufigen Abschluß, die Möglichkeit einer Zwischenbilanz;
- b) die mentale Vorbereitung auf die Aufnahme eines neuen Gedankens, evtl. eines neuen Themas;
- c) da der neue Absatz ein Element in der Abfolge der Absätze ist, kann bzw. muß er mindestens zum vorangehenden und nachfolgenden Absatz in Beziehung gebracht werden.

¹⁸⁵ Für den amtlichen Schriftverkehr sind bestimmte Gebrauchsformen der Absatzgliederung durch (internationale) Normen geregelt.

Es ist allerdings nicht unumstritten, ob die Absatzstruktur eines Textes mit seiner thematischen Detail-Gliederung kongruent ist. Gasparov (1976, 156) z.B. bestreitet, daß ein Absatz mehr sei als eine Gliederung "nach Gutdünken des Autors". Auch Sachtleber (1993) unterscheidet zwischen dem Absatz als "formalem Teiltext"¹⁸⁶ und dem "thematischen Teiltext" als Element einer thematischen Gliederung. Baumann (1992, 45) sieht einen hohen Grad der "Übereinstimmung zwischen Teiltext und Absatz dort, wo der Textautor dem Rezipienten das Verständnis des Textinhalts erleichtern will", nicht aber dann, wenn der Autor "von einem hohen Wissensstand seiner Adressaten ausgeht. Eine eher formale Auffassung von "Abschnitt"¹⁸⁷ im Unterschied zu "Paragraph" hat Hünig:

"Der Begriff *Abschnitt* bezeichnet die durch Absätze voneinander getrennten Textteile, während *Paragraph* als textlinguistische Größe verwendet wird. So kann ein Paragraph aus mehreren Abschnitten bestehen, bzw. ein Abschnitt aus mehreren Paragraphen." (Hünig 1979, 32, Anm. 1)

Gemeinhin werden aber Paragraphen nur als abschnittübergreifende oder als aus mindestens einem Abschnitt bestehende Einheiten aufgefaßt. Hünigs Erläuterungen führen daher zu Verwirrung, zumal seine Darlegungen zum Paragraphen als "Realisierung einer umfassenden kommunikativen Intention" sich kaum mit der Semantik des aus dem juristischen Sprachgebrauch entlehnten Wortes "Paragraph" vereinbaren lassen.¹⁸⁸

Damit ist aber noch nicht geklärt, ob die Absatzstruktur des Textes formaler oder inhaltlicher Art ist. Ich vermute, daß dies keine wirklichen Alternativen sind. Es erscheint plausibel, daß die vom Autor vorgenommene Absatzgliederung noch nicht mit der bestmöglichen thematischen Gliederung zusammenfallen muß, die in einer nachträglichen gründlichen Analyse u.U. leichter zu ermitteln ist, als es dem Autor in der Arbeit am Text klar wird. Dennoch ist das "Gutdünken" des Autors keine reine Willkür, sondern er setzt typographisch eben das um, was ihm als notwendige oder zumindest die Übersicht fördernde Abgrenzung erscheint. Die Gliederungs-Arbeit der Textanalyse ist damit noch nicht erledigt, aber doch mit einigen Daten darüber versehen, wie der Autor für sich und seine Leser gegliedert hat.

Wenn ich im folgenden von "Absatz" oder "Abschnitt" spreche, handelt es sich dabei um einen typographisch begrenzten Textblock, der potentiell eine thema-

¹⁸⁶ Daß ein Absatz ein "Teiltext" sein soll, erscheint mir als eine unpassende Heraufstufung zum Text, was auch durch die Gestalttheorie nicht zu begründen ist (Sachtleber 1993, 61); es handelt sich m.E. um einen Textteil.

¹⁸⁷ Eine Übersicht über die verschiedenen Bezeichnungen im Deutschen gibt Gülich (1975).

¹⁸⁸ Hünig folgt hier offenbar dem englischen Sprachgebrauch, z.B. Louis Trimbles Unterscheidung von "conceptual paragraph" und "physical paragraph" (zitiert bei Sachtleber 1993, 60 f.).

tische Einheit ist. Mit dem Wort "Paragraph" bezeichne ich ausgewiesene Teilkapitel.

Der Absatz ist Element der "Komposition" eines Textes (Moskal'skaja 1984, § 15). Da die Komposition nicht selbstzweckhaft ist, kann man untersuchen, a) in welcher Weise der Leser von der Einteilung profitiert bzw. profitieren kann, b) ob und wie Autoren in der Absatzeinteilung Rücksicht auf ihre Leser nehmen oder ob sie rein sachlichen Einteilungsgesichtspunkten folgen. Davon könnte z.B. die Frage der maximalen Quantität eines Absatzes betroffen sein.

Die Absatzeinteilung hat für den Leser in mehrerer Hinsicht Bedeutung. Der Einschnitt ist zunächst einmal eine Aufforderung, aus dem zuletzt Gelesenen, soweit es typographisch eine Einheit bildet, auch mental einen "Sinnblock" (Babajlova/Ki\aeva 1984, 106) zu bilden. Die propositionalen Gehalte müssen dafür zum Zweck des Abspeicherns als Einheit organisiert werden. Das gelingt dann leichter und besser, wenn innerhalb des Absatzes eine zusammenfassende und verallgemeinernde Formulierung vorgegeben ist. Das ist oft der Fall, und zwar an typischen Stellen des Absatzes. Die Experimente der genannten russischen Autoren weisen darauf hin, daß ein Text bei einer "deduktiven Absatzgestaltung" – d.h. daß am Absatzanfang eine Verallgemeinerung steht – am besten verstanden und am leichtesten behalten wurde (ebd., 109). Die Experimente wurden allerdings mit Sprachlernern und relativ einfachen Texten durchgeführt; wissenschaftliche Leser stellen möglicherweise andere Anforderungen.

Bereits eine erste Durchsicht der Korpustexte zeigt, daß ein sehr großer Teil der Absatzbildung aus dem Wechsel der semiotischen Qualität resultiert, der in den mathematischen und in den naturwissenschaftlichen Texten häufig notwendig ist. Chemische Symbole können zwar syntaktisch in Sätze integriert werden, auch Formeln und Gleichungen sind teilweise integriert, aber letztere sprengen die Struktur der Zeile, erfordern eine optische Absetzung vom (sprachlichen) Text.

Bezüglich der inneren Gliederung sind nicht nur der Absatzanfang und dessen Ende, sondern ebenso Anfang und Ende von größeren Einheiten, von Paragraphen, typographisch und dadurch strukturell herausgehoben. Auf Seiten des geübten Lesers gibt es eine entsprechende Erwartungsstruktur: Wichtige Mitteilungen werden besonders an solchen Stellen erwartet. Schröder (1994, 382) nennt diese Gliederung "the formal structure".

Über die Funktionalität von Überschriften im Text besteht im allgemeinen Einigkeit. Sie geben dem Leser durch die inhaltliche Klassifizierung von Textteilen nicht nur einen Überblick über den Text und seine inhaltliche Organisation, sondern auch die Möglichkeit eines selektiven Zugriffs auf ihn interessierende Subeinheiten des Artikels – unterstellt, daß dieser folgerichtig aufgebaut ist, wie es textartadäquat wäre. Überschriften sind nach Rehbein (1978, 365) *Ankündigungen*:

"Insbesondere liegt bei ihnen ein Bezug zu einem Textplan vor, in dem die einzelnen Inhalte bereits vororganisiert und auch ausgeführt sind (...) Überschriften sind also *textartspezifische* Ankündigungen."

Zwischenüberschriften sind allerdings kein notwendiges Element von wissenschaftlichen Artikeln.¹⁸⁹ Für die Texte des hier untersuchten Korpus gilt: Alle sind in Textteile gegliedert, aber nur etwa zwei Drittel der Texte enthalten Zwischenüberschriften. Die Autoren legen also ausnahmslos darauf Wert, das Textganze optisch in Teile zu zerlegen, also eine Inhaltsstruktur graphisch vorzugeben. In einigen Fällen überlassen sie es aber dem Leser, den Grund der Einteilung und die Art des Zusammenhangs der Teile herauszufinden. In jedem Fall hilft die so sichtbare "Architektur" des Textes dabei, die lineare Abfolge sprachlicher Elemente in eine zusammenhängende Wissensstruktur umzusetzen.

Außer den hierarchisch gleichgeordneten Absätzen, die den eigentlichen Text in seiner Abfolge organisieren, sind noch "funktional markierte Sonderformen" (Gallmann 1985, 201) zu unterscheiden. Bestimmte Texteinheiten wie Titel, Fußnoten, Legenden zu Tabellen und Abbildungen, die auf verschiedene Weise graphisch abgesetzt und gekennzeichnet sind, weisen zusätzliche funktionale Merkmale auf, meist durch die Position im Text, die Gestaltung der Leerräume, die Schriftgröße und -auszeichnung erkennbar. Graphik wird auch dabei zum Mittel, eine hierarchische Struktur in ein optisches Profil umzusetzen.

Strukturell besonders herausgehoben ist der graphische Bereich des Textanfangs als die Zone, in der die wenigen relevanten äußeren Daten – Titel und Name des Autors, gelegentlich durch eine Zusatzinformation ergänzt, – regelmäßig ihren Platz finden. Nach van Dijk (1980, 154) sind Titel und Name des Autors diejenigen Angaben, die eine "pragmatische Identifizierung" ermöglichen. Beide Angaben sind nicht nur deutlich vom Text abgesetzt, sondern auch durch Position, Fettdruck und Schriftgröße semiotisch aufgewertet. Wie Göpferich in bezug auf ihr Korpus deutscher und englischer Texte feststellt, kann der Name des Autors fehlen oder am Textende stehen, und zwar immer dann, wenn der Schreiber des Textes vor allem Ergebnisse anderer referiert¹⁹⁰ (Göpferich 1995, 244). Die in § 3.1.6. erörterte Frage der Verantwortung wissenschaftlicher Autoren schlägt sich offenbar sehr direkt in der Entscheidung über Angabe und Position des Namens nieder: Eine bloße Darstellungsleistung kann anonym erfolgen. In Deutschland stellten einige Zeitschriften bis in die siebziger Jahre hinein generell den Namen des Autors an das Textende.

¹⁸⁹ Schröder (1987) analysiert einen Auszug aus einem sozialwissenschaftlichen Artikel, der keine Überschriften aufweist und dennoch eine gut erkennbare Gliederung hat, vermittelt über eine "Steuerung" des Lesers durch Einheiten wie "*einerseits ... andererseits*" und z.B. durch eine "Zwischenbilanz" (Schröder 1985, 181).

¹⁹⁰ Solche Texte sind mit dem in § 1. dargestellten Begriff des Wissenschaftlichen Artikels nicht ohne weiteres kompatibel.

Zusammenfassung: Die Absatzstruktur muß vom Leser nicht allmählich im Verlauf des Lese-/Verstehensprozesses erarbeitet werden, sondern sie entsteht mit dem ersten Blick auf den Text, geht in die Wahrnehmung ein als Vorgabe für die weitere Kenntnisnahme des Textes. Die Tatsache, daß es detailliert festgelegte Anleitungen für Aufbau und Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten gibt, zeigt, in wie hohem Maße die optische Auszeichnung funktional verschiedener Textteile zum Bedürfnis und zur Gewohnheit geworden ist. Die Normierung ist möglich, weil bestimmte methodische Anforderungen an die Darstellung – die Absonderung und Zuordnung der Anmerkungen z.B. – gleich geblieben sind und in der Lehre zu einem "wissenschaftlichen Apparat" ausgebaut wurden. Das bedeutet, die Erkennung und die "Kodierung" textarttypischer Strukturen, besonders der mehr formalen, werden durch die graphischen Einteilungen unterstützt.

4.5.1.3. Andere graphisch-semiotische Mittel

Zu Beginn des Kapitels wurde schon auf das stark unterschiedliche äußere Erscheinungsbild der Texte des Korpus hingewiesen. Darin spiegeln sich zunächst einmal die verschiedenen Typen des jeweiligen Fachwissens: Ein Teil der Texte ist rein sprachlich, insofern unanschaulich. In anderen Texten wird ein Teil des Wissens mit nichtsprachlichen symbolischen Mitteln, von denen ein Teil ideographisch ist, ausgedrückt oder aber mit anschaulichen Mitteln visualisiert. Es muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß Anschaulichkeit z.T. für höchst abstrakte Wissensstrukturen hergestellt wird; sie darf also nicht mit Bildhaftigkeit und schneller Verständlichkeit verwechselt werden. In einer ersten Einteilung handelt es sich bei diesen nichtsprachlichen Elementen um:

1. Formeln und Gleichungen, die meist mathematische oder chemische Verhältnisse fachsprachlich adäquat darstellen;
2. Diagramme, die z.B. chemische, geologische oder biologische Strukturen und Sachverhalte graphisch umsetzen;
3. Tabellen, insoweit sie durch die räumliche Anordnung in Zeilen und Spalten ebenfalls bestimmte Verhältnisse von Zahlen oder Elementen graphisch umsetzen.

Vergleicht man die Korpustexte im Hinblick auf veranschaulichende Mittel miteinander, ergibt sich eine Skala, an deren negativen Ende drei Texte aus den Fächern Literaturwissenschaft (MANN), Geographie (GEOG) und Medizinethnologie (ETHN) stehen; an dem anderen Ende steht ein chemischer Text (CYCL), der eine große Menge an graphischen Darstellungen (oft Strukturformeln) enthält und einen Teil der Symbolfeldausdrücke durch Verweise auf nummerierte Abbildungen (Schemazeichnungen) 'ersetzt'. Die übrigen Texte kön-

nen bezüglich der Quantität von veranschaulichenden Präsentationen dazwischen angesiedelt werden.

Die nichtsprachlichen graphischen Mittel werden von Gallmann (1985) in Graphemklassen eingeteilt. Als selbständige Grapheme im engeren Sinn erfaßt er Buchstaben, Ziffern, Leerzeichen und Sonderzeichen (z.B. mathematische), daneben die Interpunktionszeichen.¹⁹¹ Die Zeichen sind im allgemeinen nicht ikonischer Art, abgesehen z.B. von Pfeil-Zeichen, mit denen Übergänge, Zusammenhänge o.ä. symbolisiert werden können. Das gilt auch für die große Zahl mathematischer oder chemischer Symbole, unter denen Schwanzer (1981, 214) zufolge zwei Typen zu unterscheiden sind:

- a) vereinbarte Benennungen, oft Abkürzungen oder Variablen, die in die Gemeinsprache übersetzbar sind ("x" steht beispielsweise für eine unbekannte Größe);
- b) Zeichen für erkannte objektive Zusammenhänge, wie die chemischen Strukturformeln; ein Teil von diesen scheint allerdings partiell ikonisch zu sein, wenn nämlich versucht wird, räumliche Anordnungen darzustellen oder anzudeuten.

Auch von Hahn (1983, 83) weist auf die "strukturell verschiedenen Zeichen" in Fachtexten hin. Wenig erforscht ist demnach besonders die Art der Einbeziehung solcher Elemente in Texte, was z.T. ein formal-syntaktisches Problem sei. Clyne (1987a) hat in seinen textvergleichenden Untersuchungen bezüglich der Einbettung eine andere Frage in den Vordergrund gestellt: Sind Abbildungen (Graphiken, Tabellen, Bilder) im Text explizit angekündigt und evtl. kommentiert, oder werden sie nur durch ihre räumliche Anordnung überhaupt als Textelemente erkennbar?

Es ist anzunehmen, daß wissenschaftliche Texte generell eine gute Basis für eine empirische Untersuchung der Verwendung bestimmter Sonderzeichen abgeben. Einige davon sind sogar überwiegend oder nur in solchen Texten zu erwarten, z.B. die vier Arten von Klammerzeichen: runde und eckige Klammern, Spitzklammern, geschweifte Klammern, die fachbezogen verschieden genutzt werden.¹⁹²

¹⁹¹ Allerdings benutzt Gallmann die mißverständliche Bezeichnung "Hilfszeichen" (vgl. "Hilfsverben").

¹⁹² Die Spitzklammern z.B. sind in der Sprachwissenschaft für die Wiedergabe von Graphemen eingeführt worden, in dem physikalischen Text des Korpus dienen sie dazu, Frequenzen anzugeben. Die geschweiften Klammern haben eine festgelegte Verwendung in der Mathematik gefunden.

4.5.2. Die Frage der Handlungsqualität

In 4.5.1. wurde einleitend festgestellt, daß die Autoren sich der erzielbaren Wirkungen weitgehend bewußt sind: Sie nehmen durch den Einsatz der dargestellten Mittel auf die Verarbeitung propositionaler Zusammenhänge durch die Leser Einfluß. Es fragt sich daher, ob der Einsatz nichtsprachlicher Mittel einem bestimmten Typ sprachlichen Handelns oder bestimmten Prozeduren zugerechnet werden kann. Dies könnte ein Beitrag zu einer "Typologie der Funktionen von schriftlicher Kommunikation unter dem illokutiven Gesichtspunkt" (Ehlich 1994b, 25) sein.

Über die Verbindung zwischen sprachlichem Handeln und den typographischen Gestaltungsmitteln wurde verschiedentlich nachgedacht. Schröder (1989, 22 f.) sieht als Vermittlungsglied das "innere Sprechen", das er als Begleitung auch des Schreibens unterstellt.

"... durch das "innere Sprechen" sind sowohl bei der Textproduktion als auch bei der Textrezeption prosodische Elemente immer beteiligt. Der Textproduzent setzt entsprechende Signale u.a. durch typographische Mittel (d.h. durch verschiedene Hervorhebungstechniken), durch die Interpunktion und durch die Länge der einzelnen sprachlichen Einheiten, sowie ihr Verhältnis zueinander (d.h. durch den Rhythmus)."

Auch Sachtleber (1993, 49) sieht eine Parallele zwischen diskursivem Handeln und Textorganisation, besonders im Hinblick auf prosodische Mittel (Sachtleber 1993, 53 f.). Sie bringt den Wegfall von Interjektionen in der Schriftsprache mit dem Auftreten von "Gliederungssignale(n) in Form von typographischen und alphanumerischen Markierungen" in Beziehung.

Ehlich (1994b) sieht Umsetzungen der sprachlichen Prozeduren und Felder in die schriftliche Kommunikation hinein. Hier sind vor allem zwei davon wichtig:

1) Die graphisch-semiotische Struktur eines Textes ist eine "systematische Umsetzung von Funktionen der verständigungsbezogenen Lenkfeldausdrücke in das Medium der Schrift" (Ehlich 1994b, 22). Die Mittel des Lenkfeldes haben ihren primären Ort im Diskurs: Darin ist es möglich, daß ein Hörer die Unterstellungen des Sprechers bezüglich des Hörerwissens kommunikationsbegleitend bestätigen, modifizieren oder bestreiten kann, wozu er z.B. die Interjektion "HM" einsetzen kann; ebenso kann der Sprecher sich des Gelingens der Verständigung gelegentlich vergewissern (z.B. durch: "... verstehst du?" – "... , nicht (wahr)?"), oder er kann Partikeln wie "AH" einsetzen, um die Aufmerksamkeit von H über Sprechpausen hinweg aufrechtzuhalten.¹⁹³

¹⁹³ Interjektionen waren zuerst von Gülich (1970) als "Gliederungssignale" bezeichnet worden, allerdings im Hinblick auf die gesprochene Sprache. Mit dieser Klassifizierung erfaßt Gülich zwar nur teilweise deren Funktion im Diskurs (vgl. Liedke 1994, 30 f.), hebt aber gerade diejenige Eigenschaft hervor, die auch der graphisch-semiotischen Oberfläche zukommt. Erstaunlich ist allerdings, daß weder Gülich noch z.B. Baumann (1987), der 13 Typen von

"Diese Lenkung geschieht, indem eine direktere Beziehung im Bereich der psychischen Kooperation zwischen den beiden Aktanten hergestellt wird, als sie das symbolische Handeln (in Bühlers Sinn!) ermöglichen würde." (Ehlich 1986b, 240)

Das würde bedeuten, daß dem oben (4.1.3.) angenommenen Ausfall der intonatorischen Mittel des Lenkfeldes in Texten kein Wegfall des Lenkfeldes insgesamt entspricht. Das Argument dafür ist die Verstehens erleichterung, die durch die Segmentierung in Wort- und in Texteinheiten zustandekommt. Ich frage mich jedoch, ob in diesem Sinne nicht auch eine Zuordnung zum operativen Feld sinnvoll wäre, da die Leistung der graphischen Formen weniger in der Aufrechterhaltung einer "elementare(n) interaktionale(n) Übereinstimmung" von S und H (a.a.O., 241) zu liegen scheint als in der Verbesserung der Verarbeitung propositionaler Gehalte und ihrer Zusammenhänge.

2) Die typographischen Formen sind "genuine Malfeldmittel" (Ehlich 1994b, 24). Mit ihrer Hilfe kann ein Sprecher sprachlichen Handlungen oder Teilen davon Qualifizierungen verleihen, die z.B. mit seiner Einschätzung ihrer Wichtigkeit zu tun haben. In dieser Hinsicht gibt es eine Verbindung zu den sprachlichen Mitteln des Malfeldes. Vergleichbar mit dem Einsatz intonatorischer Mittel können die graphischen Auszeichnungen nicht nur Abstufungen in der Relevanz visualisieren, also die relative Nähe oder Ferne zum Zentrum des Textes, sondern auch illokutive Modifikationen deutlich machen; z.B. kann Kursivierung der Kennzeichnung von Zitaten dienen.

Zusammenfassung: In § 4.1.3. wurde darauf hingewiesen, daß das visuelle Dasein und die Materialität der Schrift ein großes Repertoire an Gestaltungs- und Ausdrucksmöglichkeiten bieten. Dem sprachlichen Handeln werden durch die Vertextung einerseits Mittel entzogen, andererseits durch die Zweidimensionalität zusätzliche Ausdrucksmittel formaler Art geboten. Diese sind daher mehr als bloße Kompensationen für diskursiv mögliche Prozeduren, wie schon am Beispiel der Satzzeichen und der Anführungszeichen erkennbar ist. Ihre textbezogene Funktionalität rückt sie in die Nähe des Malfeldes und des Lenkfeldes.

4.5.3. Das Text-Material

Gestaltpsychologisch gesehen ist jeder Text ein Ganzes; nichtsprachliche Anteile werden integriert. Er besteht aus einer linearen Abfolge von Schriftzeichen und aus graphisch-semiotischen Bestandteilen bzw. Strukturen, die nur teilweise linear sind.

"Gliederungssignalen" fachlicher Texte auf Basis eines Korpus vorstellt, die graphisch-semiotische Struktur als Gliederungsmittel einbeziehen. Baumanns Aufsatz erhebt immerhin den Anspruch einer "ganzheitlichen" Untersuchung von Fachtexten (vgl. auch die Kritik bei Sachtleber 1993, 51).

Wie für alle schriftlichen Texte ist es auch für den Wissenschaftlichen Artikel nicht gleichgültig, auf welchem materiellen Träger er gedruckt oder gespeichert ist. Z.B. sind Qualität und Haltbarkeit des Papiers zumindest Indizien dafür, welche Funktion und Funktionsdauer für die Schriftprodukte vorgesehen ist. Ein Widerspruch zur Funktion ist die Verwendung von schlechter Papierqualität, die die Lesbarkeit schon nach wenigen Jahren beeinträchtigt; ein Widerspruch bestünde aber auch dann, wenn ein Wissenschaftlicher Artikel auf teures Hochglanzpapier gedruckt würde, zumindest in einer Marktwirtschaft, in der Hochglanzpapier überwiegend als Werbeträger gilt.

Bis mindestens 1989 war es selbstverständlich, daß wissenschaftliche Publikationen in gedruckter Form existierten.

"Relativ unstrittig war, daß wissenschaftliche Publikationen auf Papier gedruckt den höchsten Gebrauchswert hätten; lediglich für spezielle Publikationen wie Lexika oder Verzeichnisse sprach die Retrieval-Fähigkeit für ein elektronisches Endprodukt, etwa auf CD-ROM." (Brüggemann-Klein 1995, 171)

Seitdem sind immer mehr technische Voraussetzungen und Erleichterungen für vielfältige Wege des elektronischen Publizierens geschaffen worden. Als Vorteile werden hervorgehoben:

- Die Suche nach Literatur wird erleichtert, wenn große Kollektionen elektronischer Dokumente zur Verfügung stehen, die schnell aufrufbar sind;
- die Verbreitung kann kostengünstiger und schneller erfolgen;
- spezielle Informationen (etwa "Schlüsselwörter", Codes u.ä.) können helfen, Texte zu finden, die man auf anderen Wegen nicht gefunden hätte.

Elektronisch verbreitete Texte können im allgemeinen von den Rezipienten in eine gedruckte Fassung übertragen werden, womit die Differenz zum gedruckten Text sich als reversibel erweist. Eine Veränderung ist aber nicht zu übersehen: War der Veröffentlichungstag oder zumindest der Entstehungszeitraum eines Textes bisher klar, weil i.a. direkt mit dem Erscheinen des Trägermediums, der wissenschaftlichen Zeitschrift, verbunden,¹⁹⁴ so muß der Entstehungszeitpunkt von elektronischen Texten durchaus unklar sein, zumal der Autor oft nach der Einstellung des Textes in ein Netz Gelegenheit hat, den Text aufgrund von Leserhinweisen oder eigenem Korrekturbedarf noch zu ändern. Es kann für die Rezipienten damit schwer oder unmöglich werden, festzustellen, welches die Originalfassung ist. Das Wort "Original" verliert tendenziell seinen Sinn.

Ehlich (1994b, 39) spricht von einer "elektronischen Transposition", deren Konsequenzen im einzelnen aber noch nicht deutlich sind. Es scheint, daß nicht nur die Speicherungsfunktion des Textes als ein technisches Verfahren betroffen ist; auch die Art der Rezeption, der Informationsaufnahme, ändert sich, je

¹⁹⁴ Teilweise geben die Zeitschriften auch das Datum an, zu dem sie den Text vom Autor bekommen haben.

nachdem, ob das Gelesene ein Druckprodukt ist oder über den Bildschirm aufgenommen wird. Veränderungen ergeben sich gerade auch hinsichtlich der im nächsten Paragraphen behandelten graphischen Textstruktur, die im elektronischen Medium in gewissem Sinne entwertet, bestimmter Differenzierungsmöglichkeiten beraubt wird. Während es für einen Leser leicht ist, aus dem Schriftbild den Gesamtaufbau zu erkennen, die Abfolge der Überschrift(en) zu übersehen und sie sachlich auszuwerten, ist ein solcher Überblick am Bildschirm nicht mehr gewährleistet. Zwar gibt es inzwischen eine Reihe von Suchmaschinen, die die eigens aufbereiteten Textseiten des World Wide Web mit verschiedenen Suchstrategien (Algorithmen) auswerten, aber die Auswertung besteht vorwiegend darin, den Text in Stichwörter zu zerlegen, was zu vielfachen Fehlverweisen führt; eine Verschlagwortung mit komplizierteren heuristischen Verfahren erhöht die Qualität der Treffer, also der Rückmeldungen der Suchmaschinen, löst aber die auftretenden Probleme nicht prinzipiell. Die elektronische Speicherung und Auswertung wissenschaftlicher Texte bedarf noch mehr als bei anderen Texten einer sachverständigen Analyse, die von keinem Algorithmus geleistet werden kann.

Zu diesen und damit zusammenhängenden Fragen sind Forschungsarbeiten notwendig.

5. Das Textkorpus

5.1. Allgemeine Prinzipien der Textauswahl

In Kapitel 1 wurden allgemeine Bestimmungen der Textart Wissenschaftlicher Artikel herausgearbeitet, die der Auswahl wie auch der Auswertung der Korpusdaten zugrundeliegen. In diesem Kapitel gebe ich einen Überblick über einige relevante Eigenschaften und Daten des Text-Korpus sowie kurze Zusammenfassungen der Artikelinhalte.

Daß das Korpus 20 Texte umfaßt, resultiert aus der Einschätzung, daß eine solche Textmenge ungefähr dem Datenbestand entspricht, der in einem sinnvollen Zeitrahmen 'verarbeitet' werden kann. Unterstellt ist dabei, daß eine selektive Bearbeitung gemäß den in Kap. 4 festgelegten Zielen erfolgt. Schwerpunkt der Analyse sind die funktionalen Charakteristika der sprachlichen Prozeduren; ihre unterschiedlichen Häufigkeiten in den einzelnen Texten sind dabei nicht unwichtig. Eine Reduktion der Texte auf gleich große Auszüge, die für statistische Auswertungen gelegentlich vollzogen wird, kann also nicht sinnvoll sein. Es wurden allerdings auch für diese Untersuchung bestimmte Reduktionen vorgenommen (siehe dazu 4.2.).

Da bisher kaum Vorarbeiten vorliegen, wurden für die Textauswahl nur wenige Prinzipien zugrundegelegt. Verwendet werden deutschsprachige Artikel – die zu finden in einigen Fächern durchaus nicht einfach ist¹⁹⁵ –, ohne eine Beschränkung auf bestimmte Fächer vorzunehmen. Wie bereits deutlich geworden ist, soll nicht die "Fachsprache" eines oder mehrerer Fächer untersucht werden, sondern es geht um Textmerkmale, die fachunabhängig sind und grundsätzlich an jedem Wissenschaftlichen Artikel geprüft werden können, wenn auch möglicherweise mit fachbezogenen unterschiedlichen Ergebnissen. Diese Textmerkmale sind nicht sprachunabhängig.

Es wurde daher auch nicht gefordert, ein Artikel müsse für sein Fach repräsentativ sein. Abgesehen von den grundsätzlichen Problemen, die eine solche Forderung aufwerfen würde, kann das schon deshalb nicht eingelöst werden, weil gerade deutschsprachige Artikel für einige Fächer von vornherein *nicht* repräsentativ sind. Aus der mehr oder weniger weit fortgeschrittenen Verdrängung des Deutschen als Wissenschaftssprache, die auch von Wissenschaftlern, die die lingua franca als Muttersprache haben, z.T. heftig kritisiert wird,¹⁹⁶

¹⁹⁵ Zur Dominanz des Englischen und deren Gründen gibt es inzwischen eine große Zahl an Veröffentlichungen, etwa von Skudlik oder von Ammon und anderen.

¹⁹⁶ Nicht selten wird gesagt, daß statt Englisch eigentlich eine Pidgin-Sprache Wissenschaftssprache geworden sei. Chargaff (1986, 109) formuliert drastisch, daß die Bereitschaft eines Wissenschaftlers, in einer fremden Sprache zu schreiben, eine "mental castration" für ihn bedeute.

kann allerdings nicht abgeleitet werden, daß es nicht (mehr) lohnt, sich mit solchem Textmaterial zu beschäftigen. Weinrich hat (z.B. 1986, 191 ff.) darauf hingewiesen, daß auch dann, wenn die Mehrzahl der Publikationen in Englisch verfaßt werden, die Notwendigkeit besteht, das Gewußte und bereits in die Fremdsprache Übersetzte wieder in den deutschsprachigen Wissenschaftsbetrieb, besonders für die Ausbildung, zurückzutransformieren, ohne dabei sachliche und sprachliche Verluste in Kauf zu nehmen. Ein vollkommener Verzicht auf die deutsche Sprache ist nicht zu erwarten und unter verschiedenen Aspekten auch nicht wünschenswert.

Die oben angesprochene Frage der Fachzugehörigkeit wirft nun Probleme auf, da Fächer bekanntlich nicht einfach durch ihre Untersuchungsgegenstände konstituiert werden. Als Konsens hat sich weitgehend durchgesetzt, daß ein Fach

"ein relativ selbständiger Tätigkeits- und Handlungsbereich" sei, "der sich im Prozeß der zunehmenden Arbeitsteilung herauskristallisiert hat. Ein Fach ist dabei sowohl objektbestimmt als auch determiniert von den auf einem konkreten Gebiet handelnden Subjekten." (Baumann 1992, 38, im Anschluß an Möhn/Pelka 1984)

Böhme (1978, 104) hat bezüglich der Objektbestimmtheit festgestellt:

"Wichtig ist nun, daß die Einheit des wissenschaftlichen Gegenstandes theoretisch hergestellt wird, daß sie selbst nicht empirisch gegeben ist. Vielmehr ist ja die zunächst sinnlich diffus gegebene Einheit des Gegenstandes durch die Verwissenschaftlichung verlorengegangen. (...) Die Einheit des wissenschaftlichen Gegenstandes muß argumentativ begründet werden."

Die Fachsprachentheorie hat – auch mit historischer Perspektive – mehrfach gezeigt, daß es keinen feststehenden Fächerkanon gibt. Kalverkämper (1990, 92 f.) weist darauf hin, daß zwar ein Kernbestand von Fächern allgemein bekannt zu sein scheint; zudem gibt es einen Fächerkanon der Lexikographie, gewonnen aus einsprachigen Wörterbüchern, welcher als gemeinsamen Bestand 22 Fächer umfaßt. Bezieht man aber die Terminologieforschung ein, die wesentlich differenziertere Kriterien entwickelt hat, so ergeben sich weitaus mehr Fächer. Eugen Wüster spricht von ca. 300 Fachgebieten (1973, IX), was aber nach seiner eigenen Auskunft längst überholt sein dürfte, denn:

"Ständig kommen neue Fachgebiete dazu, und alte Fachgebiete werden aufgespalten." (a.a.O.)

Auch für die Texte des hier verwendeten Korpus ist es nicht immer auf einfache Weise möglich, eine Fachzugehörigkeit anzugeben; mehrere Autoren arbeiten in einem interdisziplinären Bereich wie z.B. der Autor von ETHN: Er selbst spricht von „Medizinethnologie“, wobei allerdings der Schwerpunkt mehr auf der Ethnologie zu liegen scheint; hinzu kommt die spezielle Thematik der interkulturellen Studien; beides zusammen führte dazu, daß der Artikel den Sozialwissenschaften zugeordnet wurde. Auch der Text UNIV gehört zwar nach allen äußeren Merkmalen und aufgrund seiner Thematik zur Ge-

schichtwissenschaft, weist aber eine philologische Ausrichtung auf. Es zeigt sich also, daß eine Fachzuordnung oberflächlich sein kann und über den Charakter des Textes täuschen kann. Ich habe daraus die Konsequenz gezogen, die Fachzuordnung nach Möglichkeit zu präzisieren durch die Benennung des jeweiligen Spezialgebietes, und dies zu ergänzen durch eine relativ grobe Fachrichtungszuordnung, die drei große Gruppen von Texten ergibt:

- a) naturwissenschaftlich-technologische Texte
- b) mathematisch-statistische Texte
- c) geistes- und sozialwissenschaftliche Texte

Diese Einteilung scheint für die hier zu untersuchenden Phänomene interessanter zu sein als die Fachzuordnung. Da, wie gesagt, zwischen Fach und Fachrichtung keine direkte Beziehung besteht, referiere ich kurz einige der Überlegungen, die dabei nötig waren. Für das Fach Ökonomie ist die Frage zu stellen, ob der jeweilige Text mit mathematischen Modellen arbeitet, also der Ökonometrie zuzurechnen ist; bei dem Korpustext LOHN ist das eindeutig nicht der Fall, weshalb er zu den sozialwissenschaftlichen Texten gezählt wurde. Ähnlich sieht es für psychologische Texte aus: Ihre Einordnung wird mit davon bestimmt, ob ihr Autor die Psychologie als eine naturwissenschaftliche Disziplin versteht. Nur einer der drei im weiteren Sinne psychologischen Texte des Korpus (KONT, PERS, SELB) kann als experimentell und insofern der Methodologie der Naturwissenschaften nahestehend gelten; da aber seine Thematik eine sozialpsychologische ist habe ich ihn der Gruppe der sozialwissenschaftlichen Texte zugeordnet. Schwierig und nicht ganz befriedigend gelöst ist die Einordnung des Textes KOMM: Seine Thematik – die Wirkung von Medikamenten auf den Organismus – ist einerseits medizinisch und insofern naturwissenschaftlich; das speziell untersuchte Problem – die Berechnung von mehreren gleichzeitigen Wirkungen mit Hilfe der Regressionsanalyse – führt aber m.E. dazu, daß der Text sich den mathematischen stark annähert. So wurde er hier auch eingeordnet.

Eine Eingrenzung des Korpusmaterials wurde in bezug auf den Erscheinungszeitraum vorgenommen. Die meisten der Artikel stammen aus den Jahren 1987-91, einige wenige aus den Jahren 1980-1983.

Tabelle 7 gibt einen Überblick über die Fächer sowie die Erscheinungsdaten der Artikel. Die Ordnung erfolgt gemäß den übergeordneten Fachrichtungen. Die Fach- oder Gebietsangaben stützen sich auf Angaben der Autoren und auf die Namen der Zeitschriften; bei den Fachrichtungsangaben ist auch die jeweilige Thematik mit berücksichtigt.

Vergleicht man das äußere Erscheinungsbild der Korpustexte (s. 4.5.1.3.), so sind die Gegensätze denkbar groß: In den geistes- und sozialwissenschaftlichen Artikeln ist die wissenschaftliche Darstellung fast völlig sprachlich; Graphiken und Tabellen haben gelegentlich eine unterstützende Funktion. In den mathe-

Fachrichtung	Text	Fach/Spezialgebiet	Jahr
Naturwissenschaft und Technologie	ACUS	Akustik (Physik)	1989
	CYCL	Angewandte Chemie	1980
	HEFE	Biologie	1989
	KANA	Elektrotechnik	1982
	MOLA	Geologie	1988
	OZON	Aeronomie (Physik)	1988
	SEIS	Geophysik	1981
Mathematik	APPR	Mathematische Statistik	1989
	IDEN	Mathematische Statistik	1990
	KOMM	Pharmakokinetik	1983
	MATH	Mathematische Logik	1990
Geisteswissenschaft	MANN	Literaturwissenschaft	1990
	UNIV	Geschichtswissenschaft	1991
Sozialwissenschaft	ETHN	Medizinethnologie	1991
	GEOG	Stadtgeographie	1991
	KONT	Psychotherapie	1991
	LOHN	Ökonomie	1988
	PERS	Psychologie	1991
	REFO	Ökonomie	1991
	SELB	Psychologie	1987

Tabelle 7: Fachzugehörigkeit und Erscheinungsjahr der Artikel

matisch orientierten Fachtexten tritt die sprachliche Darstellung gegenüber den mathematischen Beweisen in Form von Formeln quantitativ in den Hintergrund. Es ist zu prüfen, ob dieser reduzierte sprachliche Anteil dennoch genügend Material für die hier beabsichtigten Vergleiche bietet.

Die Texte sind aufgrund der genannten Auswahlbedingungen nicht nur thematisch, sondern auch in stilistischer Hinsicht sehr verschieden. So hat z.B. der Autor des Textes MANN offenbar Adornos Diktum befolgt, daß

"überhaupt von Ästhetischem unästhetisch, bar aller Ähnlichkeit mit der Sache kaum sich reden ließe, ohne daß man der Banausie verfiel und a priori von jener Sache abglitte." (Adorno 1984, 7)

Es ist zu erwarten, daß dieser Text Besonderheiten aufweist, die auch Auswirkungen auf die Formen der Textorganisation haben. Dieser und zwei weitere Texte sind Vorträge, die für die Veröffentlichung überarbeitet wurden. Auch diese Entstehung kann Folgen für den Text haben; besonders bei UNIV ist das zu erwarten, da der Autor selbst in einer Fußnote angibt, er habe bei der Überarbeitung auf die "Nähe zum gesprochenen Wort" geachtet.

Innerhalb der Auswertung ist außerdem zu berücksichtigen, daß das Korpus verschiedene Typen von wissenschaftlichen Artikeln enthält. Die meisten der Texte entsprechen der in Kapitel 1 ausgeführten allgemeinen Charakterisierung des Wissenschaftlichen Artikels als eines mitteilungs- und diskussionsbedürftigen eigenen wissenschaftlichen Beitrags des Autors, der neue Erkenntnisse enthält. Daneben gibt es aber auch den abgeleiteten Typus des Artikels, der anstelle eines eigenen Beitrags die Entwicklung der Disziplin zusammenfassend und wertend beschreibt (vgl. 3.2.1.); im Korpus sind das die Texte ETHN und GEOG.

Sehr unterschiedlich sind die ausgewählten Artikel auch hinsichtlich ihrer Länge. Was Länge ist, kann nun ohnehin sehr verschieden bestimmt werden; am wenigsten genau sind die bibliographischen Seitenangaben. Tabelle 8 zeigt die Variationen der Textlänge an verschiedenen Parametern auf. Der Gesamtumfang des Korpus beträgt aufgerundet 91.000 Wörter.

Für die Auswertung in Kap. 6 und 7 wird vor allem auf die Anzahl der Sätze zurückgegriffen. Mir scheint, daß diese Zahl als Vergleichsrelation dem Leser am ehesten eine realistische Vorstellung von der Häufigkeit eines deiktischen oder phorischen Elements vermittelt, ähnlich dem Eindruck, der sich auch beim Lesen eines Textes einstellen kann.

5.2. Vorbereitung für die Auswertung

Für alle Texte wurden Computerdateien erstellt, wobei bestimmte zweckmäßige Reduktionen vorgenommen wurden: Anmerkungen und Literaturverzeichnisse im Anhang der Artikel wurden nicht aufgenommen. Ein Teil der Anmerkungen wäre als Erweiterung zum Text evtl. interessant gewesen, aber der überwiegende Teil besteht vor allem aus Quellenverweisen und Zitaten aus der oder Kommentaren zur Fachliteratur. Um der Einheitlichkeit willen wurde daher völlig auf die Fußnoten verzichtet. Verzichtet wurde auch auf eine datengerechte Übernahme der mathematischen Formeln und Symbole sowie einiger chemischer Angaben, da sie erstens mit den üblichen Mitteln der Textverarbeitung nicht erfaßbar sind, zweitens für die Auswertung derzeit wenig Bedeutung be-

sitzen. An solchen Auslassungsstellen wurde als Standardsymbol *F oder **F (für eine Formel) eingesetzt. Mit aufgenommen wurden Bildunterschriften und gelegentliche längere Kommentare zu Abbildungen.

Fachrichtung	Text	Seiten	Wörter	Sätze	Zeichen
Naturwissenschaft und Technologie	ACUS	14	5.660	264	38.084
	CYCL	20	8.093	338	50.766
	HEFE	8	4.018	224	24.916
	KANA	6	2.257	95	13.919
	MOLA	19	6.182	325	42.882
	OZON	5	3.253	128	20.031
	SEIS	5	1.364	76	8.381
Mathematik	APPR	12	1.929	112	10.612
	IDEN	24	7.033	332	40.634
	KOMM	18	5.387	270	37.690
	MATH	7	1.672	80	8.624
Geisteswissenschaft	MANN	19	5.093	142	30.046
	UNIV	44	6.719	202	42.538
Sozialwissenschaft	ETHN	17	5.347	234	36.106
	GEOG	21	5.027	172	34.677
	KONT	19	6.283	347	38.870
	LOHN	25	5.568	221	36.016
	PERS	16	5.038	195	34.130
	REFO	13	3.204	135	21.534
	SELB	21	6.855	286	44.695
	gesamt	333	95.982	4178	615.151

Tabelle 8: Umfang der Korpustexte und Anzahl der Sätze

Für die Bearbeitung am Computer wurde außer einem Textverarbeitungsprogramm noch das Textanalyseprogramm "Word-Cruncher 4.4"¹⁹⁷ genutzt.

¹⁹⁷ Das Programm wurde erstellt an der Brigham Young University, Utah.

Alle Texte wurden abschnittsweise mit einer durchgehenden Zählung versehen. Die so entstehende Abschnittskennung dient als Grundlage für die Zitierweise der Korpusbelege: Zur Verkürzung und zur Unterscheidung von der Sekundärliteratur wird bei allen Zitaten aus Korpustexten nur die festgelegte Abkürzung (meist die ersten vier Buchstaben eines Titelstichworts) angegeben, zusätzlich die Absatznummer, also etwa in der folgenden Form: MOLA a15. Informationen über die Korpustexte werden in der zweiten Hälfte dieses Kapitels abgeschlossen.

5.3. Kurzbeschreibungen der Korpustexte

Die nachfolgenden Kurzbeschreibungen gehen jeweils in drei Schritten vor:

- a) allgemeine Angaben zum Artikel (äußere Daten)
- b) inhaltliche Ziele und Aufbau
- c) Gliederungsformate und semiotische Merkmale.

In Punkt c) wird auch festgehalten, ob und welche Abstracts¹⁹⁸ zu den Texten gehören, auch wenn diese Information hier nicht weiter verwertet wird.

Text: ACUS

- a) Autor ist G. Behler. Er befaßt sich mit dem Thema "Untersuchungen an mehrkanaligen Lautsprecheranlagen zur Verlängerung der Nachhallzeit in Räumen". Der Artikel erschien 1989 in der Zeitschrift "Acustica" (Jahrgang 69). In Relation zu den übrigen Korpustexten ist er ein Text von mittlerer Länge (14 Seiten, 264 Sätze, 38.084 Zeichen).
- b) Nach Auskunft des Autors selbst handelt es sich um "eine praxisbezogene Untersuchung". Diese Untersuchung erforderte akustische Tests, die mehrfach an die Grenzen des technisch Machbaren gestoßen sind, sowohl hinsichtlich der Meßbarkeit als auch der Berechenbarkeit mit Computern. Der Autor schlägt dann jeweils Kompromißlösungen vor.
Das Anliegen ist die Klärung einer noch umstrittenen Frage, nämlich nach dem Zusammenhang zwischen der Anzahl von Lautsprecherkanälen und dem Ausmaß positiver Veränderung des Klangergebnisses; es soll beurteilt werden können, mit wieviel Kanälen eine Anlage in großen Hallen ausgestattet werden sollte, um einen maximalen "Gewinn" durch Verlängerung des Nachhalls zu erzielen.
Der Artikel beginnt mit einer kurzen theoretischen Darlegung (Erläuterung, was eine "Raumübertragungsfunktion" ist; Information über Stabilität und Rückkopplung in elektroakustischen Systemen). Zur Klärung der Zielfrage

¹⁹⁸ Vgl. zu Abstracts in wissenschaftlichen Texten Gnutzmann (1991).

werden zwei Wege vorgestellt, und deren Durchführung wird in einzelnen Schritten beschrieben. Die Darstellung des ersten Weges ist deutlich länger als die des zweiten. Es handelt sich um:

- 1) den Versuch einer Berechnung des möglichen Gewinns durch Mehrkanalanlagen, wobei mit Simulationen gearbeitet werden muß;
- 2) meßtechnische Untersuchungen an einer realen Mehrkanalanlage, die einem Rundfunksender gehört.

Während der erste Weg aufgrund der Simulationen zu keinen sicheren Ergebnissen führt, weist der zweite andere Mängel auf: Modell und Realität, Berechnung und Meßergebnisse stimmen mehrfach nicht überein, wobei die Gründe nur in Umgebungsbedingungen vermutet werden können.

Die abschließende Zusammenfassung enthält eine vorsichtig formulierte positive Bewertung des erreichbaren Gewinns durch vielkanalige Anlagen.

- c) Der Artikel beginnt mit einer Zusammenfassung in 3 Sprachen. Er besteht aus 7 Teilen, die mit Überschriften versehen und mit arabischen Ziffern nummeriert sind. Diese Paragraphen sind z.T. weiter gegliedert (2. Gliederungsebene). Zum Text gehören Formeln und einige Graphiken.

Text: APPR

- a) Unter dem Titel "Approximation linearer Ungleichungsrestriktionen im linearen Regressionsmodell", verfaßt von Peter Stahlecker und Karsten Schmidt, erschien der Artikel 1989 im Allgemeinen Statistischen Archiv (Jahrgang 73). Es handelt sich um einen relativ kurzen statistischen Artikel (9 Seiten, 112 Sätze, 10.612 Zeichen).
- b) Der Artikel ist ein Beitrag zu einem der statistischen Hauptprobleme, nämlich der Fehlervarianz einer Schätzung (Approximation). Das lineare Regressionsmodell ist das übliche Verfahren zur Schätzung der Fehlervarianz. In der "Einführung" erklären die Autoren den sog. "Quasi-Minimax-Schätzer", der bei Vorliegen bestimmter Vorinformationen sehr einfach zu berechnen ist. Für den Fall, daß die entsprechenden Vorinformationen nicht vorliegen, empfehlen sie ein Verfahren, um den Schätzer auch dann einsetzen zu können, wenn die Vorinformation "in Gestalt eines konvexen und kompakten Polyeders" vorliegt, und zwar durch die Bestimmung eines volumenminimalen Ellipsoids. In Teil II und III wird die Problemlösung gezeigt und bewiesen. Teil IV enthält ein Anwendungsbeispiel.
- c) Der Text ist mit Zwischenüberschriften und römischen Ziffern untergliedert. Eine deutsche und eine englische Zusammenfassung sind vorangestellt. Das Verhältnis von Text und Formeln sieht so aus, daß die Formeln quantitativ überwiegen.

Text: CYCL

- a) Der Artikel trägt den Titel: "Die Cycloaddition von Allyl-Kationen an 1,3-Diene: Eine allgemeine Methode zur Synthese siebengliedriger Carbocyclen" und stammt von H. M. R. Hoffmann. Er erschien 1980 in der Zeitschrift "Angewandte Chemie" (Jahrgang 96) und gehört zu den langen Artikeln (20 Seiten, 338 Sätze, 50.766 Zeichen).
- b) Die Zugehörigkeit des Textes zur Angewandten Chemie ist durch den Namen der Zeitschrift bezeugt. Es geht um Kohlenstoffverbindungen, von der Chemie als 5- bis 7-gliedrige Ringe dargestellt, wobei verschiedene Formationen ("Sessel", "Boot") mit unterschiedlichen Stabilitäten und chemischen Eigenschaften existieren.
Es werden eine Reihe von Verfahren vorgestellt, wie siebengliedrige Kohlenstoffringe (Allyl-Kationen) isoliert, hergestellt (durch Addition an Diene) und verändert werden können. Dabei werden viele Details mitgeteilt über die Reaktionsabläufe, über Begleitumstände, Voraussetzungen, Formveränderungen der Ringe. Gliederungsprinzip des Artikels ist die Ordnung der Reaktionen nach Reaktionsklassen.
Z.T. berichtet der Autor über eigene Experimente, z.T. über Erfolge und Erfahrungen anderer Wissenschaftler; beides wird miteinander verknüpft. Abschließend betont der Autor die Vielseitigkeit und Subtilität der Bildungsweise der Kohlenstoffringe. Für die Zukunft werden neue Syntheseverfahren in Aussicht gestellt.
- c) Der Artikel beginnt mit einem Abstract (ohne Überschrift). Er ist numerisch gegliedert (zwei Gliederungsebenen). Der Text ist von einer großen Menge an Strukturzeichnungen, Schemata und Tabellen durchzogen. Text und Graphiken weisen eine rationale Verbindung auf: Der Autor kann sich im Text auf die Ring-Elemente anhand der jeweiligen Nummer ihrer Strukturzeichnung beziehen.

Text: ETHN

- a) Unter dem Titel "Interkulturelle Studien in der Medizinethnologie: Analyse einer schwierigen Zusammenarbeit" erschien der Artikel 1991 in der Zeitschrift "Sociologus" (Jahrgang 41). Der Autor heißt Rolf Wirsing. Der Text ist von mittlerer Länge (17 Seiten, 234 Sätze, 36.106 Zeichen).
- b) Das Fachgebiet des Autors ist wenig bekannt und vollkommen interdisziplinär: Neben Anteilen aus der Ethnologie und Medizin gibt es auch eine soziologische Orientierung. Der Autor geht den im Titel behaupteten Schwierigkeiten der Zusammenarbeit im einzelnen nach. Dazu macht er Angaben zum grundlegenden Verhältnis der Disziplinen und läßt die wich-

tigsten interkulturellen Studien chronologisch Revue passieren, um ihre teils positiven, teils ausbleibenden Folgen für die medizinethnologische Forschung zu zeigen.

Einleitend beschreibt er die Probleme der Datenbeschaffung für interkulturelle Studien, danach verfolgt er die Geschichte der Zusammenarbeit, erklärt Themen, Methoden und Ergebnisse der interkulturellen Studien. Dann erläutert er die Fortschritte der Medizinethnologie ebenso wie ihre Desiderate, zu denen er auch persönlich Stellung bezieht.

- c) Der Text ist untergliedert mit Hilfe von Überschriften zweier Schrifttypen, besitzt dadurch 2 Gliederungsebenen, aber es gibt keine numerische Gliederung. Er weist keine Tabellen, Graphiken oder Formeln auf.

Text: GEOG

- a) Der Text wurde 1989 in der Zeitschrift "Die alte Stadt" veröffentlicht, unter dem Titel: "Stadtgeographie als geographische Gesamtdarstellung und komplexe geographische Analyse einer Stadt". Autor ist Dietrich Denecke. Es handelt sich um einen Text von mittlerer Länge (21 Seiten, 172 Sätze, 34.677 Zeichen), wobei die geringe Satzmenge mit der hohen mittleren Satzlänge zu tun hat.
- b) Der Autor nennt als sein Ziel, "einen ordnenden Überblick über die bisherigen geographischen Arbeiten" im Bereich der Stadtgeographie zu geben. Die Stadtgeographie sieht er im Umfeld von Geschichtswissenschaft einerseits, Soziologie andererseits angesiedelt. Nach der Beobachtung des Autors befindet sich die früher existente "individuelle Stadtgeographie" im Prozeß der Auflösung. Er will deshalb eine Intensivierung der Arbeit und eine Reorientierung auf dieses Gebiet anregen. Zu diesem Zweck resümiert er die Entwicklung der Stadtgeographie seit den 20er Jahren des Jahrhunderts, hebt verschiedene Ansätze, deren "Perspektive" auf die Stadt und Beschreibungsmethoden hervor. Dabei wird deutlich, welche Forschungsfragen bearbeitet wurden und wo noch Desiderate bestehen. Abschließend plädiert er für eine Synthese von Arbeiten zu vereinzelt Aspekten und für die Suche nach einer wissenschaftsexternen Leserschaft.
- c) Es gibt zwei Gliederungsebenen, wobei die erste mit römischen Ziffern nummeriert und dem Artikel zusätzlich kleingedruckt in einer Übersicht vorangestellt ist. Die zweite Untergliederung erfolgt mit arabischen Ziffern. Der Text enthält fast nur sprachliche Anteile, dabei viele längere Fußnoten. In die "Schlußbetrachtung" integriert findet der Leser eine tabellarische Übersicht über die zuvor dargestellten Schwerpunkte der Stadtgeographie. Diese

Übersicht ist im Text weder angekündigt noch mit einer erklärenden Unterschrift versehen.

Text: HEFE

- a) Autor des Artikels ist Stefan Hohmann. 1989 wurde der Text unter dem Titel "Regulation der Genexpression. Molekulare Mechanismen bei Eukaryoten" in der Zeitschrift "Biologie in unserer Zeit" veröffentlicht (Jahrgang 19). Er ist von mittlerer Länge (8 Seiten, 224 Sätze, 24.916 Zeichen).
- b) Der Autor berichtet über Untersuchungen an Hefegenen und -zellen, wobei die Hefe als "Modellorganismus" für einen bestimmten Zelltyp, die "eukaryotische Zelle"¹⁹⁹ gilt. Thema ist die Initiation und der Ablauf von Transkriptionsprozessen bei Hefegenen. Dabei wird die Genstruktur kopiert, so daß DNA in RNA umgeschrieben wird. Die Transkription ist Teil der Expression von Genen, bei der gentypische Proteine gebildet werden, die verschiedene Rollen im Stoffwechsel der Zelle spielen. Für die Transkription gibt es bestimmte "Angriffsstellen" (Abschnitte in der DNA) eines Hefegens, die im Text mit Abbildungen erläutert werden. Im Artikel wird untersucht, unter welchen Bedingungen die Transkription aktiviert oder unterdrückt wird. Die Rolle bestimmter Promotoren wird genauer beschrieben. Der Autor greift dabei auf experimentelle Ergebnisse zurück, ohne die Experimente im einzelnen darzustellen. Die Befunde werden in einem allgemeinen Modell der Aktivierung der Transkription zusammengefaßt. Dann werden repressive Mechanismen bestimmt und Zusammenhänge zu Hormonrezeptoren und zur Entwicklungsbiologie hergestellt, auch zu Phänomenen der Krebsentstehung. Im "Ausblick" weist der Autor auf ein "allgemeines, auch wirtschaftliches Interesse" an der Regulation der Genexpression hin.
- c) Der Text ist dreispaltig gedruckt, entspricht damit im Druckbild einer Tageszeitung. Er ist mit Hilfe von Zwischenüberschriften gegliedert, ohne eine numerische Gliederung. Er enthält eine größere Zahl von Abbildungen (Schemazeichnungen) mit z.T. längeren Abbildungserklärungen. In der zweiten Hälfte wird dem Leser eine Liste mit "Begriffserklärungen und Abkürzungen" geboten, die einen Teil der Fachterminologie sehr kurz erklärt.

¹⁹⁹ Es handelt sich dabei um eine Zelle mit Zellkern und reicher Kompartimentierung durch Membranen.

Text: IDEN

- a) Der Autor heißt H. W. Brachinger. Der genaue Titel lautet: "Identifikation einflußreicher Daten. Ein Überblick über die Regression Diagnostics". Der Artikel erschien 1990 in der Zeitschrift "Allgemeines Statistisches Archiv", Nr. 74. Er gehört zu den relativ langen Texten des Korpus (24 Seiten, 332 Sätze, 40.634 Zeichen).
- b) Ähnlich wie der Text APPR ist IDEN im Bereich der Regressionsdiagnostik, einer statistischen Teildisziplin, angesiedelt. Der Autor stellt sechs "neue Techniken" vor, d.h. statistische Verfahren, mit denen sich abweichende Daten als im positiven oder im negativen Sinne (als verzerrend) einflußreich erkennen lassen. Der Autor setzt die Leistungen dieser Verfahren mit verschiedenen Arten von einflußreichen Daten in Beziehung. Daraus ergibt sich, daß in der statistischen Praxis zwar nicht alle gleichzeitig, aber doch immer mehrere Analyseverfahren zum Einsatz kommen sollten.
Nach einer jeweils einzelnen Darstellung der sechs Verfahren werden sie in einem neuen Paragraphen miteinander verglichen. Ihr praktischer Wert wird sehr knapp dargestellt. Ergebnis ist, daß ein angemessener Einsatz, allerdings verbunden mit "Augenmaß und Erfahrung des Ökonometrikers", eine Reihe von Vorteilen für statistische Untersuchungen verspricht.
- c) Der Text ist mit römischen Ziffern und lateinischen Großbuchstaben (2. Ebene) untergliedert. Er enthält neben längeren sprachlichen Teilen viele Formeln und einige Graphen mathematischer Art. Eine deutsche und eine englische Zusammenfassung sind vorangestellt.

Text: KANA

- a) Der Titel lautet: "Rechnerische Bestimmung der Kennlinien von Gleichstromlichtbögen mit Hilfe von Kanalmodellen". Der Autor, M. Sakulin, hat den Artikel 1982 in der Zeitschrift "Elektrowärme international" (Jahrgang 40) veröffentlicht. Der Text gehört zu den kurzen Texten des Korpus (6 Seiten, 95 Sätze, 13.919 Zeichen).
- b) Zu berechnen sind Gleichstromlichtbögen, die nicht frei brennen, sondern durch einen zylindrischen, elektrisch leitenden Kanal geführt werden. Für den Lichtbogen können verschiedene Gase verwendet werden, und der Kanal kann unterschiedliche Beschaffenheit haben. Davon hängt die Form der jeweiligen Ansatzgleichung ab. Der 1. Teil des Textes nach der Einleitung heißt "Ansatzgleichungen für das Kanalmodell". Im 2. Teil werden Verfahren zur Berechnung der Bogencharakteristik angeführt. Dann werden die Modelle miteinander verglichen (3. Teil), im Hinblick auf ver-

schiedene Parameter wie Radius des Lichtbogens, Wärmeabfuhr, Strahlung, Stromstärke und -spannung, die graphisch in Form von Kennlinien festgehalten werden. Als letztes spricht er über die Anwendbarkeit der Modelle, wobei ein Kriterium ist, welche Modelle gute Übereinstimmung mit experimentellen Meßergebnissen aufweisen.

- c) Die Textseiten sind zu ca. 50% mit Gleichungen und Tabellen sowie Graphen gefüllt. Der Text ist durch viele Überschriften in teilweise sehr kleine Einheiten unterteilt. Die Überschriften sind semiotisch dreifach unterschieden, es ist aber schwierig, ihre Hierarchie zu erkennen und durch den Text zu verfolgen, da es keine numerische Gliederung gibt. An das Textende stellt der Autor eine längere Liste mit der Überschrift "Verwendete Symbole", die 23 Symbole mit Kurzerklärungen enthält.

Text: KOMM

- a) Der Titel des Textes lautet: "Kommutativität, Zeitspiegelung und Impulsverhalten pharmakokinetischer Reaktionen". Autoren sind Horst Melcher und Ewald Gerth. Der Artikel erschien 1983 in der "Wissenschaftlichen Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule Erfurt-Mühlhausen, Mathematisch-naturwissenschaftliche Reihe (19. Jahrgang, H. 1). Mit 18 Seiten (270 Sätze, 37.690 Zeichen) gehört er zu den längeren Texten.
- b) Der Artikel ist in den größeren Bereich der physikalischen Chemie einzuordnen, steht aber auch zu anderen Disziplinen in Verbindung, nämlich zur Pharmakologie und zur Medizin. Der unmittelbare Forschungsbereich wird als "Reaktionskinetik" bezeichnet. Die Autoren übertragen nach eigener Auskunft Einsichten von dem Gebiet der Photo- und Kernphysik auf die Pharmakologie. Sie legen mathematische Modelle dar ("Matrizenkalkül"), mit denen die Folgen und Abläufe der gleichzeitigen Einwirkung verschiedener Medikamente auf den menschlichen Körper berechnet werden können. Sie unterscheiden dabei kommutative und nichtkommutative Reaktionen. Dabei ist das Kriterium, ob zwei Reaktionen im Körper bei Vertauschung ihrer Reihenfolge dieselben oder unterschiedliche Ergebnisse hervorbringen.
Die Autoren greifen nicht auf Experimente zurück, sondern bevorzugen eine "analytische Darstellung". Sie stellen dabei die Wirkungen von Pharmaka "im Bild des Impulsverhaltens" dar, also eines aus der Physik gewonnenen Modells.
- c) Der Text ist detailliert untergliedert, mit numerischer Zählung (2 Gliederungsebenen). Neben längeren sprachlichen Ausführungen enthält er auch viele Formeln und eine Reihe graphischer Darstellungen zur Veranschaulichung der Impulse.

Text: KONT

- a) Der Titel lautet: "Zur Methodik der Kontextanalyse". Der Artikel stammt von Christian Spengler und wurde 1991 in der Zeitschrift "Familiendynamik" (Jahrgang 16) veröffentlicht. Er ist der Klinischen Psychologie (Psychotherapie) wie auch der Sozialpsychologie zuzurechnen. Er gehört zu den längeren Texten (19 Seiten, 347 Sätze, 38.870 Zeichen).
- b) Der Verfasser erläutert in dem Artikel, was er unter "Kontextanalyse" als therapeutischer Analyseverfahren versteht und wie er sie praktiziert. Er geht aus von dem in der Psychologie eingeführten Begriff "Kontext" und erläutert den theoretischen Anspruch, den er mit dem Verfahren verbindet. Er berichtet dann ausführlich über ein Fallbeispiel aus der klinischen Praxis, in dem eine ungewöhnliche Therapie erfolgreich war.
Er wertet das Fallbeispiel so aus, daß er daran die "Logik der Kontextanalyse" darstellt. Dazu gehören einige eigens zu begründende Kategorisierungen, etwa die Beschreibung der beteiligten Personen als "Systeme", die "Informationsmengen" sind und zugleich Informationen austauschen. Damit versucht der Autor, die Struktur und die Probleme der Kommunikation in der psychiatrischen Klinik theoretisch zu erfassen. Im letzten Punkt bezieht er das psychoanalytische Konzept der "Gegenübertragung" mit ein.
- c) Der Text besteht aus 8 Teilen, mit Zwischenüberschriften und mit arabischen Ziffern versehen. Es gibt nur eine Gliederungsebene. Innerhalb der Teile wird aber häufig durch Wechsel der Schriftgröße intern untergliedert (vgl. 4.6.1.2.). Ein deutschsprachiges Abstract ist vorangestellt.

Text: LOHN

- a) Autoren sind Carlo Jaeger und Arno Weber. Der Text heißt "Lohndynamik und Arbeitslosigkeit" und wurde 1988 in der Zeitschrift "Kyklos" (Jahrgang 41) veröffentlicht. Mit 25 Seiten (221 Sätze, 36.016 Zeichen) ist er einer der langen Texte.
- b) Der Artikel bietet eine Auseinandersetzung mit drei Fragekomplexen hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen Lohnhöhe, Profitrate des Kapitals und Arbeitslosigkeit:
- 1) die Erklärungskraft ökonomischer Theorien bzw. "Theriefamilien" in bezug auf den genannten Zusammenhang;
 - 2) Gründe für die nicht vorhergesehene ökonomische Entwicklung seit den 60er Jahren;
 - 3) Chancen der zukünftigen Entwicklung einer modernen Arbeitsmoral.
- Die Autoren beginnen damit, Erklärungsversuche verschiedener ökonomischer Theorien darzulegen, zu vergleichen und deren Widersprüche (im-

manent und zur Empirie) herauszuarbeiten. Es geht zu Beginn um die "Lohnexplosion" der 60er Jahre und ihre Folge. Als Ergebnis halten sie fest, es gebe derzeit "eine Krise der Wirtschaftstheorie". Im 2. Punkt wird eine genauere Analyse des Verteilungskonflikts in der wirtschaftlichen Entwicklung bis zur Gegenwart vorgelegt, wobei die BRD und die USA verglichen werden. Nach Meinung der Autoren verhinderte die sog. "Ölkrise" sowohl eine erneute Lohnerrhöhung als auch einen Abbau der Arbeitslosigkeit. Dabei spielt eine Rolle, daß die Ölverteuerung den Beschäftigten wie ein "Naturereignis" dargestellt wurde.

Mit der gegenwärtigen Situation kann das Kapital in der Sicht der Autoren nicht zufrieden sein, da es an Arbeitsmotivation fehle. Die Autoren sprechen abschließend über die Möglichkeit, in Zukunft eine "moderne Arbeitsmoral" zu entwickeln, die zu einem Konsens und zu einer Produktivitätssteigerung führen könne.

- c) Der Text ist durch Zwischenüberschriften mit römischen Ziffern in 5 unterschiedlich lange Teile gegliedert. Es gibt nur eine Gliederungsebene. Am Ende steht eine deutsche und eine englische Zusammenfassung.

Text: MANN

- a) Unter dem Titel "Thomas Manns "Dr. Faustus": Reklamation der Heiterkeit" erschien der Text 1990 in der "Deutschen Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte" (Jahrgang 64). Autor ist H. Kiesel. Der Text ist relativ lang (19 Seiten, 142 Sätze²⁰⁰, 30.046 Zeichen).
- b) Der Artikel befaßt sich mit einem in der Literaturwissenschaft divergent beurteilten Roman von Thomas Mann. Im Abstract kündigt der Autor an, er wolle gegen eine verbreitete "Auffassung" reden, wonach der Roman die "Kunst doktrin der Weimarer Klassik und ihr(es) Heiterkeitspostulat" be-
wußt aufbebe; er selbst vertritt die konträre "These".
Seine sehr ausführliche Argumentation stützt sich zum einen auf die Existenz komischer Namen im Roman "Dr. Faustus", was Kiesel als "Mittel der Distanz" und als "anti-pathetisch" bewertet. Er präzisiert seine These dahingehend, Thomas Mann habe gegen einen "spezifisch deutschen Mangel an Heiterkeit" mit dem Roman selbst ein "Heiterkeitspostulat" aufgestellt. Zur Unterstützung zieht er Selbstzeugnisse und Stellungnahmen von Thomas Mann, Adorno und anderen heran. Außerdem vergleicht er den Roman mit anderer Nachkriegsliteratur, auch mit einem Roman von Peter Weiss. Abschließend bezeichnet er den von ihm dargelegten Zusammen-

²⁰⁰ Auch in diesem Text ist der Wert für die mittlere Satzlänge höher als in den meisten anderen.

hang zwischen Heiterkeit und Kunst als eine "poetische Vision" von Thomas Mann.

- c) Der Text ist in 11 mit römischen Ziffern – ohne Überschriften – überschriebene Abschnitte geteilt. Eine weitere Untergliederung gibt es nicht. Nichtsprachliche Mittel werden nicht eingesetzt.

Text: MATH

- a) Der Titel lautet: "Zusammenhang zwischen der Theorie F der Faktorenimplikation und der Theorie der Zylinderalgebren, Reduktion der Vollständigkeit der Axiome von F ". Autor ist August Plattner. Erschienen ist der Artikel in "ZML. Zeitschrift für Mathematische Logik und Grundlagen der Mathematik", Bd. 36, 1990. Mit 7 Seiten (80 Sätze, 8.624 Zeichen) ist er einer der kürzesten Texte im Korpus.

- b) Behandelt wird ein spezielles Problem der zweiwertigen Aussagenlogik. Ausgangspunkt ist das Problem, daß darin keine Implikationen für einen kausalen Zusammenhang definiert werden können. Erweiterte Möglichkeiten bietet die Prädikatenlogik, besonders die Theorie der Faktorenimplikation, für die der Autor Spezialist ist. Wie jede mathematische Theorie baut auch diese auf einem Axiomensystem auf, für das das Problem der Vollständigkeit der Axiome besteht. Der Beitrag zeigt, wie die Vollständigkeit gewährleistet werden kann durch Abbildung auf ein äquivalentes System aus der Theorie der Zylinderalgebra, mit dem die Vollständigkeit anhand einer bekannten Menge von Identitäten in einem definierten Raum zu beurteilen ist.

Zur Demonstration des Vorgehens in der zweiwertigen Aussagenlogik benutzt der Autor als Beispiel "Ausdrücke", die sich auf eine Entscheidung über eine Stellenbesetzung beziehen. Im Hauptteil beschäftigt er sich dann mit n -homogener Prädikatenlogik.

- c) Der Text ist nicht durch Zwischenüberschriften gegliedert. Er zerfällt aber in Teile, nämlich in eine Einleitung und 4 "Sätze" mit den zugehörigen Beweisen, daneben in nummerierte Reihen von mathematischen Ausdrücken.

Text: MOLA

- a) Der Titel lautet: "Das regionale Gefüge der Drucklösungsformation an Geröllen im westlichen Molassebecken". Autor ist Frank Schrader. Veröffentlicht wurde der Artikel in der "Geologischen Rundschau" (Jahrgang 77). Er umfaßt 19 Seiten (325 Sätze, 42.882 Zeichen), ist somit ein langer Text.

- b) Der Autor berichtet über seine Untersuchungen an Geröllsteinen im Alpengebiet. Ein großer Teil der Gerölle weist Oberflächenercheinungen auf, die auf frühere Verschiebungen zurückdeuten. Es handelt sich um Deformationen an den Oberflächen, die regional unterschiedlich sind. Der Autor beschreibt Verschiebungsspuren im Verhältnis zu Gesteinsschichtung, Symmetrieachsen u.a. und zeigt, wie sich daraus die "Deformations-Symmetrie" berechnen läßt. Per Abbildung werden verschiedene Deformationstypen dargestellt. Der Autor stellt auch seine Arbeitsweise bei der Gerölluntersuchung dar.
Ein wesentliches Ergebnis ist, daß die vorgefundenen Gerölldeformationen tektonische Ursachen haben müssen, da sie mit den tertiären Verschiebungen im Alpengebiet kongruent sind. Am Ende steht eine Danksagung an unterstützende Wissenschaftler und an die DFG.
- c) Der Text wird eingeleitet mit einer Zusammenfassung in 4 Sprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Russisch). Er enthält 6 Abbildungen (Schemazeichnungen), darunter drei seitenfüllende Abbildungen. Sie haben jeweils längere Abbildungstexte in zwei Sprachen (Deutsch und Englisch). Der eigentliche Text ist mit Zwischenüberschriften und numerischer Gliederung (2 Gliederungsebenen) unterteilt.

Text: OZON

- a) Peter Fabian veröffentlichte den Text unter dem Titel "Antarktisches Ozonloch: Indizien weisen auf Umweltverschmutzung" 1988 in der Zeitschrift "Physikalische Blätter" (Jahrgang 44). Mit 5 Seiten (128 Sätze, 20.031 Zeichen) ist er von mittlerer Länge.
- b) In der "Einleitung" faßt der Autor kurz die Geschichte der Entdeckung des Ozonlochs zusammen. Danach beschreibt er das Phänomen Ozonloch genauer und formuliert Anforderungen an eine erklärende Theorie. Im 3. Abschnitt stellt er verschiedene Hypothesen zur Erklärung des Phänomens vor, von denen einige das Ozonloch als natürliche Erscheinung deuten. Die Hypothesen werden bestimmten Forschergruppen zugeordnet und im einzelnen erläutert, unter Hinweis auf bestätigende oder widersprechende Untersuchungen. Im Abschnitt "Diskussion" werden diejenigen Hypothesen für unwahrscheinlich erklärt, die das Ozonloch als natürliche Erscheinung deuten. Die Plausibilität sei auf seiten der Hypothesen, nach denen "das Ozonloch primär ein von Menschen als Folge der Emission halogenisierter Kohlenwasserstoffe verursachter Effekt" ist. Der Autor macht abschließend aber darauf aufmerksam, daß einige wichtige Fragen noch nicht geklärt seien.

- c) Der Text ist nur durch Zwischenüberschriften, nicht numerisch gegliedert. Er enthält eine Reihe von Graphiken und Tabellen, auch die Hypothesen in tabellarischer Übersicht. Die Modelle davon, welche Prozesse in der Antarktis ablaufen, werden mittels Graphiken, die chemischen Reaktionen mittels Formeln dargestellt.

Text: PERS

- a) Der Artikel wurde unter dem Titel "Persönlichkeitspsychologische Grundkonzeptionen Kurt Gottschaldts als Herausforderung der modernen "Mainstream-Psychologie"" 1991 in der Zeitschrift "Gestalt Theory" (Jahrgang 13) veröffentlicht. Sein Verfasser heißt Ernst Plaum. Der Text gehört zu den längeren Korpustexten (16 Seiten, 195 Sätze, 34.130 Zeichen).
- b) Der Autor gibt als Ziel seines Beitrags an, die Arbeiten des Gestalttheoretikers Gottschaldt "der Vergessenheit" zu entreißen. Der Beitrag ist die überarbeitete Version eines Vortrags zu Ehren von Gottschaldt, zugleich Bestandteil einer Arbeitstagung der "Gesellschaft für Gestalttheorie und ihre Anwendung".
Der Artikel verfolgt zwei Grundlinien der Darstellung: Er informiert über die persönlichkeitspsychologischen Konzeptionen von Gottschaldt, seine psychologiemethodischen Überlegungen und seine Beiträge zur Diagnostik. Zugleich geht es darum, die Verdienste von Gottschaldt hervorzuheben oder ihn gegen Vorwürfe bezüglich seiner Tätigkeit während des 3. Reiches zu verteidigen. Besonders gewürdigt werden Gottschaldts Orientierung auf konkrete Problemstellungen, sein Verständnis von Ganzheitlichkeit und Dialektik, seine Vervollständigung des "Schichtenmodells der Persönlichkeit".
- c) Der Text ist mit Hilfe von arabischen Ziffern und Zwischenüberschriften gegliedert (eine Gliederungsebene). Er enthält zwei Abbildungen zur gestaltpsychologischen Diagnostik.

Text: REFO

- a) Der Text hat den Titel "Die Sequenz der Reformschritte in der UdSSR" und erschien 1991 in der Zeitschrift "Außenwirtschaft" (Jahrgang 46), verfaßt von Hans Gersbach. Der Artikel ist von mittlerer Länge (13 Seiten, 135 Sätze, 21.534 Zeichen).
- b) Der Autor setzt sich mit der politisch aktuellen Frage auseinander, welche Reformschritte in welcher Reihenfolge die UdSSR unternehmen müßte, um Wirtschaft und Gesellschaft umzustrukturieren.

In der "Einführung" konstatiert er, daß bis dahin Fortschritte fehlten, trotz mehrjähriger Reformbemühungen. Er gesteht die Schwierigkeit eines Übergangs von der Planwirtschaft zur Marktwirtschaft zu. Teil 2 enthält eine Synopse der von den osteuropäischen Staaten beabsichtigten Reformvorhaben. Ziel des Autors ist es, dafür "besonders wichtige zeitliche Abhängigkeiten" aufzudecken. Seine Vorschläge betreffen die Bereiche, die er in den folgenden Überschriften angibt: "Regulierung der Finanzströme", "Lösung des Bestandsproblems" (- wobei es um die Geldüberschüsse der sowjetischen Bürger geht -), "Preisreform", "Konvertibilität des Rubels". Im 7. Abschnitt nennt der Autor vier "Liberalisierungsdilemmas", z.B. die Tatsache, daß es "kurz- bis mittelfristig" zu einer Verschlechterung der Güterversorgung der Bevölkerung kommen kann. Darüber hinaus sieht er noch weitere mögliche politische Hindernisse. Im Schlußwort werden die Perspektiven skeptisch eingeschätzt.

- c) Der Text beginnt mit einem Abstract in Englisch, ohne Überschrift. Er ist mit 9 Zwischenüberschriften und arabischen Ziffern untergliedert (eine Gliederungsebene). Er enthält mehrere Tabellen.

Text: SEIS

- a) Unter dem Titel "Wahrscheinlichkeitstheoretische Behandlung makroseismischer Daten" erschien der Artikel 1981 in der Zeitschrift "Gerlands Beiträge zur Geophysik" (Jahrgang 90). Sein Autor ist R. Maaz. Er ist mit 5 Seiten der kürzeste (76 Sätze, 8.381 Zeichen).
- b) Der Artikel stellt ein Verfahren zur automatischen Bearbeitung makroseismischer Daten vor. Es basiert auf einer von Kövesligethy entwickelten Formel, die häufig zur Berechnung von Erschütterungen bei Erdbeben eingesetzt wird und vom Autor als "Modellfall" ausgewählt wurde. Da nicht alle in der Formel enthaltenen Parameter normalerweise bekannt sind, müssen einige Parameter geschätzt oder aus Meßdaten berechnet werden. Wege dazu werden aufgezeigt. Allgemein geht es darum, den Umgang mit Daten so zu gestalten, daß man zur "objektiven und automatischen Bearbeitung" in der Lage ist. Abschließend verweist der Autor auf ein bereits existentes Computerprogramm, mit dem Berechnungen auf Basis der Kövesligethy-Formel durchgeführt werden können.
- c) Der Artikel beginnt mit einer deutschen und einer englischen Zusammenfassung. Der Text ist nicht durch Zwischenüberschriften gegliedert, nur durch eine Numerierung von Abschnitten (jeweils am Abschnittsanfang, nicht abgesetzt) mit arabischen Ziffern (2 Gliederungsebenen). Der Text enthält eine Menge an Formeln, die etwa 15% des Raums erfordern.

Text: SELB

- a) Die Autoren sind Martina Eckert und Robert A. Wicklund. Der Titel lautet: "Selbstkenntnis als Personenwahrnehmungsphänomen – Eine vernachlässigte Annäherung an ein bevorzugtes Konzept". Der Artikel erschien 1987 in der Zeitschrift "Archiv für Psychologie" (Jahrgang 139). Er gehört zu den langen Texten des Korpus (21 Seiten, 286 Sätze, 44.695 Zeichen).
- b) Thema ist das psychologische Konzept der "Selbstkenntnis" bzw. des "Selbstkenners". Die Autoren demonstrieren, daß verschiedene theoretische Schulen gegensätzliche Aussagen darüber gemacht haben. Die Autoren äußern Vorbehalte besonders gegenüber den "klinischen Modellen". Die im Artikel dargestellten Experimente dienen der Kontrolle der fragwürdigen theoretischen Aussagen. Anlage, Durchführung und Ergebnisse der Experimente werden einzeln beschrieben und diskutiert. Das erste Experiment geht der Frage nach, ob sich die Kontrollierbarkeit einer Zielperson für den Beobachter positiv auf dessen Zuschreibung von Selbstkenntnis auswirkt. Das wird bestätigt. Das zweite und dritte Experiment dienen der Klärung der entgegengesetzten Frage, ob "das offene autonome Verhalten einer Zielperson zu höheren Selbstkenntniszuschreibungen führt". Diese Frage wird fast vollständig verneint.
Am Ende kommen die Autoren auf die allgemeine Fragestellung zurück. Sie belegen deren praktische Bedeutung. Der letzte Paragraph setzt die eigene Untersuchung ins Verhältnis zur aktuellen sozialpsychologischen Forschung.
- c) Dem Text geht eine Zusammenfassung in Deutsch und Englisch voraus. Er ist mit Zwischenüberschriften in zwei verschiedenen Schrifttypen untergliedert, ohne numerische Einteilung. Die experimentellen Ergebnisse werden mit Hilfe von Wertetabellen wiedergegeben.

Text: UNIV

- a) Autor ist J. Miethke. Der Titel lautet: "Die mittelalterlichen Universitäten und das gesprochene Wort". Erschienen ist der Artikel 1991 in der "Historischen Zeitschrift" (Jahrgang 251). Die Gesamtseitenlänge des Textes (44 Seiten) übersteigt deutlich die der anderen Korpustexte; etwa 50% davon entfallen allerdings auf Anmerkungen, die in die Auswertung nicht mit hineingenommen wurden. Die Satzmenge ist daher sogar geringer und die Zeichenmenge kaum größer als bei anderen langen Korpustexten (202 Sätze, 42.538 Zeichen).
- b) Der Autor geht der Frage nach, welche Rolle die Mündlichkeit in den Universitäten des Mittelalters gespielt hat. Er beginnt mit der Bedeutung der

Universitäten "für die "Verschriftlichung" der spätmittelalterlichen Welt", erklärt dann, welche Qualifikationen durch ein Studium erreicht wurden. Anhand von Schriftzeugnissen einzelner Gelehrter und von Berichten arbeitet er heraus, an welchen Stellen die mündliche Kommunikation einen Ort hatte. Er identifiziert besonders die Vorlesung und die Quaestio als solche Orte. Für die Quaestio stellt er heraus, daß ihr Charakter nicht einheitlich war, sondern zwischen Zeremoniell und ungeordneter "Redeschlacht" schwanken konnte. Auch die großen Gedächtnisleistungen mittelalterlicher Gelehrter werden einbezogen. Das Resümee am Ende lautet: "Das mündliche Wort erweist sich als integraler Bestandteil des mittelalterlichen Universitätslebens."

- c) Der Artikel ist in 5 große Teile gegliedert, die ohne Zwischenüberschriften nur mit römischen Ziffern überschrieben sind. Am Ende steht eine Zusammenfassung.

6. Textorganisation mit deiktischen Mitteln

6.1. Einleitung des empirischen Teils

Aufgrund der großen Vielfalt deiktischer und mit Deixis zusammengesetzter Einheiten ist es notwendig, eine Beschränkung der Untersuchung auf die zum Kernbereich gehörigen Einheiten des Zeigfeldes vorzunehmen. Das bedeutet, daß folgende Phänomene nicht oder nicht ausführlich behandelt werden können:

- die Tempora, primär das Präteritum, sekundär das Präsens, deren Gebrauch interessant ist, aber sehr aufwendig zu analysieren wäre;
- die wenigen Verben mit deiktischer Qualität, besonders das Verb *kommen*; daneben die richtungsdeiktischen Elemente *hin* und *her*, die oft als Präfixe fungieren;
- die syntaktisch eingebundenen Relativpronomina, deren deiktische Qualität durch den routinisierten Gebrauch wenig hervortritt;
- die Einheit *nun*, die als "Planungsdeixis" bezeichnet wird und keineswegs selten vorkommt (vgl. Tabelle 10); darauf kann nur am Rande eingegangen werden, z.B. in § 6.2.2.1.

Tabelle 9 gibt einen Überblick über die Häufigkeit der Deixis des Kernbereichs in den einzelnen Texten. Würde man die nicht zum Kernbereich gerechneten Elemente mitzählen (also vor allem die Kompositabildungen mit anderen Wörtern), so würde sich die Zahl um jeweils 60-100% erhöhen. Gezählt wurden hier nur die Basis-Einheiten der verschiedenen Dimensionen des Zeigfeldes: Personaldeixis, Lokaldeixis, Objektdeixis etc., auch *nun* und *hin/her* als selbständige Einheiten. Das Element *da* als paraoperatives Element (Konjunktion) wurde nicht gezählt, auch nicht *so* in der Verbindung "*so daß*".²⁰¹ Weitere Differenzierungen wurden zunächst nicht vorgenommen. In der Tabelle wird die Menge der Deixis in Beziehung zur Menge der Sätze des jeweiligen Textes gesetzt.

Die Frequenz der einfachen deiktischen Ausdrücke in den einzelnen Texten ist erkennbar verschieden: Während ihre Zahl in dem literaturwissenschaftlichen Text MANN die Zahl der Sätze übersteigt (111%), liegt sie in anderen Fällen deutlich darunter, das Minimum liegt bei 18%, interessanterweise in dem Text MOLA, der geologische Phänomene beschreibt und dabei sehr viele lokale Angaben benötigt; der Autor kann dafür nur symbolische Prozeduren – besonders die "relationierende" Prozedur (Präpositionen) – einsetzen. Bei den natur-

²⁰¹ Das Wort *so* wurde nur in der direkten Verbindung mit *daß* nicht gezählt, wohl aber als "Korrelat" von *wenn* oder von *daß* in Distanzstellung. Das beruht zunächst auf einer rein oberflächenbezogenen Differenzierung.

Fachrichtung	Text	Sätze	Deixeis	Deixeis pro 100 Sätze
Naturwissenschaft und Technologie	ACUS	264	96	36
	CYCL	338	115	34
	HEFE	219	64	29
	KANA	95	30	32
	MOLA	302	53	18
	OZON	128	51	39
	SEIS	70	41	59
Mathematik	APPR	112	85	76
	IDEN	314	175	56
	KOMM	270	92	34
	MATH	80	38	48
Geisteswissenschaft	MANN	142	158	111
	UNIV	202	154	76
Sozialwissenschaft	ETHN	234	159	68
	GEOG	172	145	84
	KONT	347	144	41
	LOHN	221	111	50
	PERS	195	150	77
	REFO	131	46	35
	SELB	286	127	45
	gesamt	4122	2034	49

Tabelle 9: Menge der deiktischen Basis-Ausdrücke in den Korpustexten ²⁰²

²⁰² Die Zahl der Sätze in Tabelle 9 stimmt nicht bei allen Texten mit der in Kap. 5 angegebenen Zahl überein, da die (oft mehrsprachigen) Abstracts und summaries nicht im Hinblick auf Deixis und Phorik ausgewertet wurden.

wissenschaftlichen Texten ist generell eine eher niedrige Frequenz zu erkennen, aber der Text mit der absolut größten Zahl von Deixeis ist kein sozialwissenschaftlicher Text, sondern ein statistischer (IDEN). Es ist zu untersuchen, welche Folgen diese Unterschiede für die Textorganisation haben

Typ	Einheit	Anzahl
personal	<i>ich</i>	55
	<i>du</i>	1
	<i>wir</i>	160
temporal	<i>jetzt</i>	8
	<i>dann</i>	129
	<i>damals</i>	3
	<i>heute</i>	45
	<i>heutig</i>	21
	<i>morgen</i>	1
lokal	<i>hier</i>	160
	<i>da</i>	120
	<i>dort</i>	27
Richtung	<i>her</i>	17
	<i>hin</i>	19
Objektdeixis	<i>dies</i>	107
	<i>dies-</i>	679
	<i>jen-</i>	25
	<i>derjenig-</i>	12
aspektuell	<i>so</i>	309
	<i>solch-</i>	98
Planung	<i>nun</i>	49

Tabelle 10: Häufigkeiten der einzelnen deiktischen Ausdrücke

Ein erster Überblick über den Deixisgebrauch soll nun zeigen, wie häufig die einzelnen Ausdrücke vorkommen. Auch dies ist nicht unproblematisch, da –

wie im Verlauf des Kapitels deutlich wird –, Form und Funktion differenziert beurteilt werden müssen. Tabelle 10 weist zunächst einmal nur eine einfache Zählung aus, und zwar für solche Elemente, die ihrer grundlegenden Aufgabe im sprachlichen System nach Deixis sind.

Folgende Fragen können durch eine korpusbezogene Analyse geklärt werden:

- Welche deiktischen Einheiten werden in den wissenschaftlichen Artikeln gebraucht, welche nicht oder wenig? Kann man von einer Vermeidung oder Bevorzugung sprechen?
- Welche Verweiskräume werden in Anspruch genommen – nur der Textraum oder auch andere Räume?
- Schwankt die Häufigkeit des Deixisgebrauchs in Abhängigkeit von Autor und/ oder Fach?
- Gibt es Besonderheiten im Vergleich mit Diskursen alltagssprachlicher Art?
- Welche mentalen Leistungen erbringen die Leser?
- Welche Rolle spielt fachliches und textuelles Vorwissen?
- Sind Ambiguität und/oder Vagheit ein Problem?

6.2. Personaldeixis

6.2.1. Gibt es ein "Ich"-Verbot?

Die Personendeixis umfaßt die sprecher- und hörerdeiktischen Ausdrücke, verweist somit auf die unmittelbar an der Sprechhandlung beteiligten Personen in ihrer aktuellen diskursiven Rolle²⁰³ oder Funktion. Anders als im Diskurs, in dem Kopräsens von Sprecher und Hörer gegeben ist, ist der Gebrauch von *ich/du* in Texten wegen deren Sprechsituationsentbindung nur unter bestimmten Bedingungen sinnvoll. In Texten, die nicht von vornherein für *einen* Leser (Brief) oder für namentlich bestimmbare und bekannte Lesergruppen geschrieben werden, kann der Autor allenfalls fiktive Adressaten mit deiktischen Mitteln ansprechen. In literarischen Texten oder in Gebrauchsanweisungen kommt das durchaus vor und ist funktional angemessen.

Für wissenschaftliche Texte hat Weinrich – "überscharf", wie er selbst sagt – ein *Verbot* formuliert:

"Erstes Verbot: *Ein Wissenschaftler sagt nicht "ich"*. Auszählungen des tschechischen Linguisten Eduard Beneš in wissenschaftlichen Fachtexten haben ergeben,

²⁰³ Der Ausdruck "Rolle" wird schon bei Bühler gebraucht. Weinrich hat ihn als Begriff in der "Textgrammatik der deutschen Sprache" aufgenommen, kommt aber zu neuen Termini wie "Rollenpronomen". Die Differenz zwischen Deixis und Phorik wird dadurch verwischt, obwohl Weinrich in seiner "Textgrammatik" gelegentlich auch Wert auf Besonderheiten von deiktischen Einheiten legt.

daß die Ichform eine außerordentlich niedrige Frequenz hat, die bei etwa 0,2% liegt. Das kann man wohl nicht anders als mit einem Ich-Verbot erklären, das allerdings so gut wie nirgendwo explizit ausgesprochen ist, sondern stillschweigend aus dem Gebot der wissenschaftlichen Objektivität abgeleitet wird." (Weinrich 1989, 132 f.)

Weinrich sieht für die niedrige Frequenz der Form "ich" durchaus Gründe im Charakter der wissenschaftlichen Tätigkeit selbst, die "überindividuelle Geltung" beansprucht, scheint aber die daraus resultierende "starke Uniformisierung" der Syntax zu beklagen²⁰⁴ (a.a.O., 133).

Kretzenbacher betrachtet, ähnlich wie Weinrich, das reduzierte Auftreten der Personendeixis offenbar als Defizit wissenschaftlicher Texte, als eine problematische Eigenschaft; er vermutet, daß die Autoren dieser Texte einem "Tabu" unterworfen seien (Kretzenbacher 1994, 26). Auch innerhalb der Fachtext-Linguistik wurde auf das Fehlen von Sprecherdeixis in Fachtexten hingewiesen, mit der Begründung, daß Anonymität und unpersönliche Darstellung für Wissenschaftstexte generell typisch seien.

"... zum "sozialen Klima" (Bausinger) des wissenschaftlichen Redens und Schreibens gehört es, die Nennung der eigenen Person zu vermeiden." (Polenz 1981, 105).

Wenn "Autoren Forderungen (meistens indirekt formuliert) an Forschungsdisziplinen, Theorien, Methoden etc. stellen, vermeiden sie die Nennung des Adressaten." (Panther 1981, 240).

In solchen Formulierungen wird unterstellt, daß es bei den Verfassern eigentlich ein *Bedürfnis* gäbe, über sich zu reden, das aus formalen oder aus unerklärlichen²⁰⁵ Gründen unterdrückt würde. Auch Weinrich (1989, 139) bleibt im diffusen Bereich psychologischer Ausdrücke, wenn er den Umgang mit der Personendeixis den "Empfindlichkeiten der Wissenschaftssprache" zurechnet.

Ausgehend vom Zweck der Weitergabe wissenschaftlichen Wissens gibt es aber keine plausible Begründung für ein Bedürfnis oder gar eine Notwendigkeit, den Sprecher und den Hörer verbal 'ins Spiel zu bringen'. Textartbezogen ist zu sagen, daß der Charakter der wissenschaftlichen Mitteilung einer Selbstthematization des Autors als Agens der Wissensgewinnung prinzipiell entgegensteht (vgl. Kap. 3): So sehr auch der Prozeß der Erarbeitung von Forschungsergebnissen an individuelle Leistungen, vielleicht auch an Ideen eines Forschers gebunden sein mag, in der Veröffentlichung ist – zumindest idealiter – unterstellt, daß ein *allgemein* gültiges und wichtiges Ergebnis erzielt wurde, das von der Individualität des Forschers unabhängig ist. Von dem Prozeß seiner Ent-

²⁰⁴ Weinrich zitiert überdies zustimmend einen amerikanischen Chemiker, der in diesem Phänomen eine Unterdrückung der "Menschlichkeit" des Wissenschaftlers sieht.

²⁰⁵ Das Reden von einer Tabuisierung scheint mir eine solche mysteriöse Qualität nahezulegen.

stehung²⁰⁶ ist also ebenso abstrahiert wie von der Person des Forschers, da beide sozusagen nur ein 'Durchgangsstadium' waren.²⁰⁷ Die geringe Quantität von Ich-Formen in wissenschaftlichen Texten ist daher nicht erstaunlich.²⁰⁸

Zu erklären ist umgekehrt, welche personaldeiktischen Einheiten dennoch auftreten, zu welchem Zweck und mit welchen Restriktionen (im Vergleich mit dem Diskurs) sie gebraucht werden. Zur Beantwortung dieser Frage ist es notwendig, das Korpus heranzuziehen. Ein wesentliches Resultat der Auswertung ist, daß der Typ der textkommentierenden Sprechhandlungen (§ 4.4.2.) eine wichtige Rolle spielt: Je mehr ein Autor explizite Orientierungshilfen wie Ankündigungen und Zusammenfassungen formuliert, also über seine eigenen Planungen und Entscheidungen informiert, desto eher und häufiger ist auch der Gebrauch von *ich* oder *wir* zu erwarten. Zwar gibt es auch für die textkommentierenden Teile keinen Zwang zur Verwendung von Deixis, wohl aber eine Veranlassung: Wenn die meisten Autoren ihre textdisponierende Tätigkeit als ihre Vermittlungsleistung gegenüber dem Leser versprachlichen, so spiegelt sich darin eine wichtige Unterscheidung, die in § 3.1.6. angesprochen wurde: An den Autor als 'Sachwalter' der Wissenserweiterung wird zugleich ein anderer Maßstab angelegt, nämlich der, einen Text so zu gestalten, daß er Mittel der Verständigung sein kann; vor dieser Aufgabe steht er als besondere Person mit seinen kommunikativen Mitteln und Fähigkeiten.

Innerhalb des Basistexts, also des Teils, der die wissenschaftliche Mitteilung des jeweiligen Artikels enthält, ist es andererseits selten erforderlich, daß der Autor sich selbst als Sprecher exothetisiert. Die Autoren, die häufig oder sogar regelmäßig Sprecherdeixis innerhalb der wissenschaftlichen Propositionen verwenden, gehen das Risiko ein, daß die Bedeutung, die intendierte Allgemeinheit ihrer Resultate, nicht erfaßt oder nicht ernstgenommen wird.²⁰⁹ Korhonen/Kusch (1989, 62) machen zwar darauf aufmerksam, daß eine Relativierung der Aussage, eine Verminderung der illokutiven Kraft der Assertion, durch die Position bzw. Autorität des Wissenschaftlers wieder ausgeglichen werden kann:

²⁰⁶ Damit sind nicht die experimentellen Tätigkeiten oder sonstige Vorarbeiten gemeint, die häufig durchaus berichtenswert sind, sondern die Entstehung des neuen Wissens im Kopf des Forschers.

²⁰⁷ Ein Beispiel für eine m.E. unnötige Personendeixis findet man bei Bazerman (1988, 8 f.), der nach einer Darstellung der Probleme, denen er sich bei seiner Untersuchung stellen mußte, resümiert: "... this first inquiry is a spotty affair. I have investigated those spots [...]. I did what I could. [...] Using the tools and texts available to me I have been seeing what kind of things could be said." Die mehrfache Thematisierung der Sprecher-Person wäre m.E. nur dann zu begründen, wenn der Leser etwas Ungewöhnliches oder Unerwartetes über den Autor erfahren würde.

²⁰⁸ Sie hat Konsequenzen für den Stil wissenschaftlichen Schreibens, auf die Weinrich und viele andere hingewiesen haben, die häufig kritisch als "Anonymisierung" bezeichnet werden. Weingarten (1994) hat sich damit genauer befaßt.

²⁰⁹ Von Myers (1989, 14) wird dies bestätigt.

"A scientist who holds the position of an authority does not necessarily relativize his claim by linking it directly to himself, rather the reference will work (...) as some sort of argument by authority."

Dies ist jedoch als Sonderfall zu betrachten, dessen Akzeptanz ständig gefährdet sein kann.

In bezug auf die zu Beginn gestellte Frage ergibt sich also eine zweigeteilte Hypothese: Für die Hörerdeiktischen Ausdrücke ist ein negativer Befund zu erwarten, sie haben keinen Ort in Wissenschaftlichen Artikeln. Die Sprecherdeiktischen Ausdrücke sind dagegen funktional in solchen Sprechhandlungen, die den Leser über die Textplanung des Autors informieren.

6.2.2. Verwendung der Personaleixeis in den Korpustexten

Geprüft wurde, ob und welche Formen von *ich*., *du*, *wir*., *ihr*, *Sie* bzw. von den jeweiligen Possessiva vorkommen.²¹⁰ Wie erwartet, zeigt sich, daß eine Anrede des Hörers in den Texten nicht stattfindet. Zwar gibt es Textpassagen, in denen dialogische Rede wörtlich wiedergegeben wird. Die relativ große Menge deiktischer Ausdrücke in den Texten KONT und MANN erklärt sich z.T. daraus. Es handelt sich dabei um in spezielle Muster eingebettete Sprecher-Hörerdeixeis (z.B. in der Wiedergabe eines Klinik-Gesprächs), die keinen systematischen Ort in Wissenschaftlichen Artikeln haben.

Der Ausdruck *wir* hat einen etwas anderen Stellenwert als *ich*. Es handelt sich nicht einfach um den Plural von *ich*, sondern *wir* ist zu verstehen als 'ich und eine oder mehrere andere Personen' und kann in bezug auf den Hörer inklusiv oder exklusiv sein (Lyons 1984⁶, 281). Das Wort ist damit grundsätzlich interpretationsbedürftig, anders als *ich*. Damit kann der Sprecher verschieden umgehen; er kann

- a) sich darauf verlassen, daß H durch Inferenz die gemeinte *wir*-Konstellation erschließt, wenn im Diskurs oder Text bereits Hinweise enthalten waren;
- b) dem Hörer Erläuterungen geben, wer mit *wir* gemeint ist.

Der Fall b) tritt im gesamten Korpus nicht auf, obwohl durchaus Unklarheit bestehen kann, wie 6.2.2.2. belegt.

Sprecherdeiktische Einheiten treten in 5 der 20 Texte gar nicht auf; diese gehören den Bereichen Statistik, Geologie und Physik an (also den mathematischen und den naturwissenschaftlichen Texten). Tabelle 11 zeigt, wieviele und welche Personendeixeis in den übrigen 15 Texten auftreten.

²¹⁰ Einbezogen wurde auch das mögliche Auftreten von "m.E."; die Abkürzung wurde aber nicht gefunden.

Fachrichtung	Text	<i>ich</i>	<i>mein</i>	<i>wir</i>	<i>unser</i>
Naturwissenschaft und Technologie	ACUS	–	–	–	–
	CYCL	4	1	21	2
	HEFE	–	–	–	2 ²¹¹
	KANA	–	–	–	–
	MOLA	1	1	–	–
	OZON	–	–	1	–
	SEIS	1	1	18	2
Mathematik	APPR	–	–	38	6
	IDEN	–	–	–	–
	KOMM	–	–	–	–
	MATH	–	–	4	–
Geisteswissenschaft	MANN	8	–	15	3
	UNIV	3	–	66	12
Sozialwissenschaft	ETHN	15	1	15	5
	GEOG	–	–	–	–
	KONT	33	1	7	1
	LOHN	–	–	13	–
	PERS	–	–	2	10
	REFO	–	–	4	–
	SELB	–	–	15	9
	gesamt	65	5	219	43

Tabelle 11: Anzahl der Personendeixis in den Texten

²¹¹ Die beiden tokens im Text HEFE stehen in einer Danksagungs-Fußnote.

6.2.2.1. Sprecherdeixis mit klarem Sprecherbezug

Sprecherdeixis im engeren Sinne liegt vor, wenn Autoren in für den Leser eindeutiger Weise auf sich selbst verweisen. Dies trifft in den Korpustexten generell für *ich* zu, – soweit das Wort nicht in zitierter Rede auftritt, wie in dem literaturwissenschaftlichen Text MANN und dem psychologischen Text "KONT". Wie bereits gesagt wurde, liegen diese Fälle außerhalb meines Interesses. Die übrigen Verwendungen von *ich* entsprechen weitgehend dem, was oben hypothetisch formuliert wurde: Sie treten typischerweise an Stellen auf, an denen die Autoren ihre Planung hinsichtlich der Anordnung der Textelemente zum Thema machen. Sie teilen z.B. mit, welche Prämissen sie gesetzt oder welche Hypothesen sie aufgestellt haben, an welcher Stelle sie einen bestimmten Teil beginnen oder abschließen, sie erinnern an frühere Ausführungen – Handlungen also, die auch von anderen Autoren schon genannt wurden (Bazerman 1988, 31). Beispiele sind die folgenden:

"**Wir** gehen im folgenden davon aus, daß die Ungleichheitsrestriktionen in Polyedergestalt vorliegen." APPR a5

"Gleichzeitig nehmen **wir** an, daß eine distanzierte Beurteilung eher unwahrscheinlich ist, da Bewertung eine gewisse Nähe zur Zielperson impliziert." SELB a32

"Wie **ich** zu zeigen versucht habe, ..." CYCL a82

"Nun möchte **ich** ein Beispiel für die Erklärung der sozialen Reaktionen auf Krankheit geben." ETHN a32

"In den Experimenten 2 und 3 haben **wir** uns die Frage gestellt, ob Kriterien wie tatsächlich entscheidende Kriterien für einen bewertenden Beobachter sind." SELB a14

In mehreren Texten ist das nur vereinzelt der Fall (CYCL, SEIS, UNIV), deutlich häufiger in den Texten APPR, ETHN und SELB. Die beiden zuerst genannten sind von je zwei Autoren verfaßt, verwenden als Deixis daher den Ausdruck "*wir*".

In einzelnen Fällen weisen Autoren auf ihren eigenen Wissensstand hin, um eine Aussage in ihrer Geltung einzuschränken:

"**Mir** sind nur wenige Studien bekannt, die ..." ETHN a3

"Es ist zwar einiges zu den Vorstellungen zu Krankheitsverursachung, aber – so weit **ich** die Literatur überblicke – so gut wie gar nichts zu den Vorstellungen zur Prävention und Krankheitsbehandlung gearbeitet worden." ETHN a38

Man könnte den Einschub im zweiten Beleg eine Bescheidenheitsformel nennen, im angelsächsischen Umfeld würde das Phänomen wohl als "hedging" eingeordnet. Das Motiv des Autors ist offensichtlich, daß eine Wissenslücke befürchtet wird und möglichem Widerspruch durch ein Eingeständnis vorgebeugt werden soll. Solche Formeln stehen aber tendenziell im Widerspruch zum wissenschaftlichen Ethos, das sich auch im Zweck der Textart niederschlägt: Wenn ein Autor mehrfach auf sein mögliches Unwissen aufmerksam macht,

liegt ein Schluß auf seine wissenschaftliche Tätigkeit nahe, und er kann sich den Vorwurf der Vernachlässigung wissenschaftlicher Pflichten zuziehen.

Noch seltener wird Personaldeixis innerhalb von narrativen Textelementen verwendet, so wie hier:

"Hingegen ist es uns erst kürzlich gelungen, zu anellieren." CYCL a79

Grundsätzlich gilt, daß eine Erzählung oder auch erzählender Stil keine sinnvollen Elemente in einem Wissenschaftlichen Artikel sind. Weinrich formuliert auch dies als ein "Verbot: Ein Wissenschaftler erzählt nicht." (Weinrich 1989, 135). Er sollte m.E. die Negation des Erzählens nicht an der Person des Wissenschaftlers, sondern an der Textart festmachen. Es gibt durchaus mündliche und schriftliche Texte von Wissenschaftlern, in denen ihre Tätigkeit zum Gegenstand einer Erzählung gemacht wird: zumeist Berichte über die Geschichte von Entdeckungen, die für ein anderes und größeres Publikum verfaßt sind als ein Wissenschaftlicher Artikel. Narrative Elemente sind bekanntlich auch in der Textart Artikel nicht durch ein explizites Verbot ausgeschlossen, gehören aber nicht zu deren Zweck und Konzept. Einzelne Sprechhandlungen des narrativen Typs²¹² werden zwar nicht als Regelverletzung beurteilt. Bei gehäuften Auftreten würde ein (in der Textart geübter) Leser aber beginnen, sich zu wundern.

Der zuerst zitierte statistische Text ist insofern interessant, als das sprecherbezogene *wir* darin in den meisten Fällen nicht in kommentierenden Propositionen steht; dennoch wird der Ausdruck in bestimmten Passagen gehäuft benutzt. 38 von 120 Sätzen, also ca. 1/3 des Textes, haben den Ausdruck *wir* als Subjekt. Diese Sätze gehören zu Textteilen, die mathematische Operationen beschreiben, welche für das statistische Thema relevant sind: Prämissen, Verfahren und Resultate werden in diesem Text nicht so sehr abstrakt-ergebnishaft, sondern operational, mit der Explizierung einzelner Schritte, vorgestellt. Diese Nutzung der *wir*-Deixis widerspricht auf den ersten Blick den oben aufgeführten Hypothesen zum Deixisgebrauch; es bedarf also einer genaueren Prüfung der Funktionalität. Im Text wird ein bestimmtes statistisches Approximationsverfahren in seinen einzelnen Schritten vorgestellt, und diese Schritte werden dem Leser jeweils als Lösung bestimmter Teilaufgaben vor Augen geführt. Dafür haben die Autoren eine Darstellungsform gewählt, mittels derer sie die Abarbeitung dieser Schritte sprachlich besonders deutlich machen können. Neben dem Agensausdruck *wir* ist ihnen dabei auch die Planungsdeixis *nun* ein geeignetes Mittel. Beides zusammen läßt den Text partiell wie einen handlungsbegleitenden Bericht erscheinen:

"In Anlehnung an die Idee von Toutenburg wollen **wir nun** eine positive definite Matrix und einen Vektor so bestimmen, daß (...). **Wir** leiten **nun** eine notwendige und eine hinreichende Bedingung ab, (...). Um zu zeigen, daß (...), setzen **wir** (...)

²¹² Vgl. die Musteranalysen von Rehbein (1984).

Folglich erhalten **wir** (...) Da (...) monoton wächst, ersetzen **wir nun** noch (...) durch (...). Somit lautet **unser** Optimierungsproblem schließlich: (...)." APPR a6-8

Für den spezifischen Zweck der sprachlichen Demonstration einzelner Vorgehensschritte erscheint die Verwendung von Personaldeixis als angemessen – sofern dem Leser der Allgemeinheitsanspruch der Darstellung deutlich wird. Ähnlich wird manchmal in Experimentbeschreibungen (z.B. in der Chemie) vorgegangen, allerdings nicht innerhalb des hier analysierten Korpus.

Diese Art der Demonstration mit *wir*-Agens ist in Mathematik und Statistik häufig. Der Korpustext IDEN (Statistik) zeigt aber, daß hinsichtlich der Sprecherdeixis auch anders verfahren wird. Die Autoren dieses Textes verwenden keinerlei Sprecherdeixis: Subjektform ist sehr häufig *man*, daneben finden sich illokutiv als Anweisungen gekennzeichnete Propositionen wie "Man beachte ..." oder, ebenfalls häufig, das Passiv. Der Text IDEN weist somit die bekannten stilistischen Eigenschaften "situationsloser" Texte (Meyer 1983) auf, während ein Teil des Textes APPR in seiner *wir*-Verwendung sprechsituativ zu sein scheint, eingebettet allerdings in andere Propositionen, die Verallgemeinerungen vornehmen und dadurch eine Ablösung von einer vorgestellten einzelnen Sprech- und Handlungssituation erreichen.

6.2.2.2. Personaldeixis mit unklarem Sprecherbezug

Während die Verwendung von *ich* in allen Fällen klar ist, trifft das für *wir* nicht zu. Insgesamt ist die Anzahl der tokens von *wir* mit 219 relativ hoch. Uneindeutigkeiten gibt es besonders in den Texten APPR (Statistik), CYCL (Chemie), SEIS (Geologie), SELB (Psychologie) und UNIV (Geschichte). Tabelle 11 zeigte bereits, daß die mathematisch-naturwissenschaftlichen Texte nicht auf Personaldeixis verzichten.

Bisher galt, daß der Leser aus seinem Wissen über die getrennten Sprechsituationen heraus ohne Schwierigkeiten die Ausdrücke *ich* und *wir* auf die Sprechsituation beziehen konnte. In manchen Texten findet man aber neben dem Sprecher-*Ich* – oder stattdessen – *wir*-Formen, die in bezug auf Art und Extension des Verweisobjekts diffus sind, ohne daß der Autor eine Erklärung dazu gibt. Das bedeutet, daß die Sprecherdeixis von der objektiven kommunikativen Funktionsverteilung von S als Textautor und H als Rezipient abgelöst ist. Es handelt sich also um eine Deixis im Vorstellungsraum. Für die Interpretation kommen dann mehrere Varianten in Frage, zusätzlich zu dem bisher besprochenen deiktischen "trivial case" (Korhonen/Kusch 1989, 62) des Sprecher-*"ich"* oder *"wir"*.

a) "Pluralis majestatis" oder Vermeidung der *ich*-Form?

Der in der Überschrift angesprochene Eindruck der Unklarheit tritt besonders in den Fällen auf, in denen ein einzelner Autor den Ausdruck *"wir"* in Sprech-

handlungen einsetzt, die mit den bisher besprochenen "*ich*"-Verwendungen funktional gleichzusetzen sind. Dazu einige Beispiele:

"**Wir** gehen im folgenden davon aus, daß.." REFO a4

"Unter den diskutierten Bedingungen analysieren **wir** im folgenden ..." REFO a5

"Auf methodische Fragen werden **wir** noch zurückkommen." PERS a5

"**Wir** beweisen, daß sowohl *F als auch *F und *F äquivalent sind." MATH a16

Es handelt sich um Sprechhandlungen, in denen Vorgehensweisen des Autors in bezug auf den Text genannt oder kommentiert werden. Die *ich*-Form wäre also naheliegend, und die Form *wir* muß zunächst irritieren. Prozedural ist das Zustandekommen einer Verweisung auf den Autor nur durch die hörerseitige Bewältigung eines Widerspruchs zwischen p und P (also zwischen sprachlichen Phänomenen und der Realität) erklärbar. Die Funktionalität der *wir*-Form ist innerhalb der Literatur Gegenstand von Vermutungen.

Der Fall, daß ein einziger Autor *wir* benutzt, gelegentlich als "Autorenplural" bezeichnet, wird unterschiedlich gewertet: von einigen als "pluralis modestiae", von anderen offenbar als das Gegenteil, als "autoritativer Gebrauch des *wir*" (Bungarten 1986, 34). Gemäß Duden ist der "Pluralis Majestatis" ein Plural, mit dem eine einzelne Person, früher gewöhnlich ein Herrscher, bezeichnet wird und sich auch selbst bezeichnet. Darin enthalten ist der Anspruch, für andere zu sprechen. Kann man annehmen, daß der Verfasser eines Artikels mit *wir* seine Autorität durch ein Sprechen-für-andere unterstreichen will? Panther (1981, 235 f.) formuliert eine wohl allgemeine Unsicherheit in der Beurteilung des Falls:

"Es ist nicht ganz klar, ob *wir* in diesen Sätzen einfach synonym mit *ich* verwendet wird, oder ob hier schon die Tendenz von Wissenschaftsautoren zu Tage tritt, die eigene Aussage als die eines Kollektivs (im Prinzip austauschbarer Individuen) hinzustellen."

Der Möglichkeit einer synonymen Verwendung kann ich nicht zustimmen, da *ich/wir* bei all ihren Gemeinsamkeiten als Deixis doch mit dem Singular/ Plural eine ebenso klare funktionelle Opposition aufweisen. Ich halte es aber für möglich, daß das *wir* eine reine Ersatzform ist.

Ein Vergleich mit französischen Wissenschaftstexten ist hier interessant: In Frankreich ist das sog. "nous académique" immer noch in fast allen Fächern gebräuchlich; "die erste Person singular wird systematisch vermieden, wie dies dem traditionellen akademischen Gebrauch entspricht" (Wüest 1988, 126). Auch im Rahmen der oben angesprochenen sprachlichen Handlungen, die im Deutschen ein "Ich" erlauben, ist das in französischen Texten nicht der Fall²¹³. Nach Zählungen von Löffler-Laurien (1980) weisen wissenschaftliche Artikel

²¹³ Für textdisponierende Sprechhandlungen steht im Französischen eine Konstruktion mit "On" + Aktiv anstelle des unpersönlichen Passiv im Deutschen zur Verfügung.

im Französischen wesentlich weniger Sprecherdeixis auf als deutsche. Der Autor führt das darauf zurück, daß französische Schüler frühzeitig und nachhaltig mit dem Lehrsatz: "Le moi est haïssable." vertraut gemacht werden.²¹⁴ Das mag empirisch zutreffen. Dahinter steckt, wie ich vermute, ein Konzept des wissenschaftlichen Textes, dessen Allgemeingültigkeit durch jedes sprachliche 'Relikt' der Bindung an eine Sprechsituation in Frage gestellt werden könnte. Es ist anzunehmen, daß eine europäische Tradition zugrundeliegt, keine isolierte französische. Für einen Teil der *wir*-Verwendungen im Korpus kann daher ebenfalls ein Wille zur Vermeidung des Sprecher-*Ich* verantwortlich sein.

Schriftlich tun die betreffenden Autoren etwas, was sie in einem Vortrag wohl nicht tun würden: Sie informieren über ihre Textplanung so, als wäre diese nicht ihre individuelle Leistung. Die Annahme, jedes sprachliche Zeugnis der Sprechsituationsgebundenheit verletze eine Textart-Regel, ist bei deutschen Autoren aber offenbar nicht verallgemeinert, sondern das Korpus offenbart eine differenziertere Handhabung der Sprecherdeixis.

b) Verweis auf ein Forschungskollektiv

Der Autor kann mit *wir* auf eine ihn umgebende Forschergruppe, einen Arbeitszusammenhang, verweisen, in dem schon früher und kontinuierlich weiter zum gleichen Thema oder zu ähnlichen Themen geforscht wird. Als Vorteil solcher Forschungsorganisation gilt meist eine höhere Produktivität. Durch die Zusammenarbeit entsteht auch eine kollektive Verantwortung der Gruppe.

Der Text CYCL (Chemie) bietet besonders gute Beispiele für das Gemeinte. Der Autor wechselt nach einer textbezogenen Ankündigung mit dem Subjekt *ich* unvermittelt und ohne Erklärung zur *wir*-Form.

"Wie **wir** zeigen konnten, addiert sich ..." CYCL a3

"**Wir** halten es für vorteilhaft, die Reaktionen von (...) in drei Klassen einzuteilen."
CYCL a4

Ähnlich wie hier wird auch im weiteren Text mehrfach über die Tätigkeiten, Erkenntnisse und Beurteilungen dieser *wir*-Gruppe gesprochen. Erst in der abschließenden Danksagungs-Fußnote spricht er von "meinen Mitarbeitern, deren Namen in den Fußnoten erscheinen". Daraus, daß dieser Information so wenig Stellenwert zugebilligt wird, ist zu erschließen, daß in der Disziplin Chemie sehr viele Arbeiten aus einem kollektiven Arbeitszusammenhang heraus entstehen, so daß eine explizite Erwähnung oder gar Beschreibung der jeweiligen Personengruppe offenbar kaum für notwendig gehalten wird. Man kann vermuten, daß diese soziale und sprachliche Praxis überall dort üblich ist, wo langfristig in Laboren und Teams zusammengearbeitet wird.

²¹⁴ Wenn das von Weinrich angenommene "Ich-Verbot" existieren sollte, dann wohl eher im Französischen als im Deutschen.

c) Die Disziplin als *wir*-Gruppe

Dieser Gebrauch von *wir* kommt im eigentlich wissenschaftlichen Text vor, häufig in der Form, daß ein Autor über "unsere Disziplin" spricht. Mit diesen sprachlichen Handlungen sind nicht selten Qualifizierungen von Wissen und Lage der Disziplin verbunden:

"Wir benötigen dringend gute Studien über ..." ETHN a39

"Interkulturelle Studien sind uns seit ... bekannt." ETHN a3

Leser des Textes können sich einbezogen fühlen, soweit sie sich als Mitglieder dieses Kollektivs identifizieren.

Die Verwendung von *wir* als Verweis auf die Disziplin ist allerdings nicht immer ausreichend klar, besonders wenn es um terminologische Fragen geht, die bekanntlich oft unterhalb der Stufe der Gesamtdisziplin unterschiedlich gehandhabt werden.

"Es sei *F ein beliebiger Ausdruck von F. Mit *F bezeichnen wir den n-Ausdruck der Prädikatenlogik mit den Variablen $x_1, x_2, \dots, x_n, \dots$." MATH a7

Der Leser könnte annehmen, daß mit *wir* die Mathematiker gemeint sind. Es ist aber ebenso möglich, daß nur ein Teil der Mathematiker die angesprochene Bezeichnung mit dem hier symbolisierten Ausdruck (*F) so vornimmt. Hier besteht eine Vagheit, die nicht nur für den Fachfremden eine Unsicherheit bedeutet, da die Allgemeinheit der beschriebenen Benennungs-Praxis von der Ausdehnung der *wir*-Gruppe abhängt.

d) Leser und Autor als *wir*-Gruppe

Der Ausdruck *wir* kann deutlich hörerkklusiv sein. Er verweist dann sprech-situationsübergreifend auf alle mit dem Text befaßten Personen, schließt also die potentiellen Leser in ein gedachtes Kollektiv mit ein. Besonders zwei Autoren in meinem Korpus zeigen geradezu eine Vorliebe für diese Kollektivbildung. Es handelt sich dabei zum einen um den Psychologen Plaum (PERS), der mit seinem Artikel einen früheren Psychologen vor dem Vergessen bewahren will. Für diesen Rehabilitationsversuch bedient er sich mehrfach der auffälligen Formulierung: "*unser Autor*":

"**Unser** Autor hat keine zusammenhängende, umfassende Persönlichkeitstheorie, etwa in Form eines einschlägigen Lehrbuchs, vorgelegt ..." PERS a6

Stilistisch hebt sich diese Formulierung von den üblichen sprachlichen Formen der Textart ab: Sie suggeriert Nähe und Vertrautheit, sowohl von S und H miteinander als auch von S und H mit dem vorgestellten Autor. Diese stilistische Besonderheit ist auf eine für Wissenschaftliche Artikel ungewöhnliche Zwecksetzung zurückzuführen: Plaum versucht, für den seiner Meinung nach zu Unrecht wenig geachteten Autor Gottschaldt *Sympathien* zu gewinnen, weil dessen wissenschaftliche Verdienste offenbar nicht die gewünschte Überzeugungskraft besitzen.

Die meisten Beispiele für die Interpretation d) liefern die Texte SEIS (Geophysik) und UNIV (Geschichtswissenschaft). Der zuletzt genannte Text hat im Korpus einen Sonderstatus, da es sich um einen unverändert abgedruckten Vortrag handelt. Darauf kann man die sehr große Häufigkeit von sprecherdeiktischen Elementen (81 tokens, davon 66 *wir*) zurückführen. Der größte Teil davon ist Hörerinklusiv zu verstehen. Das Phänomen als solches ist aber nicht der Rede zuzuweisen, wie ein Vergleich mit anderen Texten beweist. Eine Reihe von Autoren legen offenbar Wert darauf, ihren Lesern Engagement für das Thema und die Argumentation zu unterstellen, wenn auch mit deutlichen stilistischen Unterschieden:

"Mit **unserer** Frage nach dem Ort des gesprochenen Worts an den mittelalterlichen Universitäten greifen wir, wie es scheint, nach einem Randphänomen der mündlichen Kommunikation." UNIV a3

"Gehen **wir** zunächst davon aus, daß die Daten durch das Zeichnen von Linien gleicher seismischer Intensität Ik verdichtet worden sind" SEIS a4

"**Wir** wollen diesen Zusammenhang etwas näher betrachten, indem ..." LOHN a14

Die Einbeziehung des Lesers ist allerdings nicht als "Trick" zu beurteilen. Der Sprecher exothetisiert aus seiner Antizipation der Hörerverarbeitung und -reaktion heraus eine zwar nicht erfahrene, aber aus der Erfahrung heraus vorstellbare und erwünschte Gemeinsamkeit in der Organisation der verstehenden Verarbeitung. Sofern der Leser die Lektüre zu Ende führt, stellt er sich tatsächlich denselben Fragen und Problemen wie der Autor. Die Antizipation dieses Mitvollzugs läßt sich Formulierungen wie "Wir sehen ..." entnehmen, nicht aber den sogenannten "anonymen" Formulierungen wie "Aus X ist abzuleiten, daß ...". Man kann darin ein didaktisches Verhältnis der Autors zum Leser sehen. Damit ist allerdings nicht gemeint, daß Formen der Schulkommunikation übernommen würden, in der das "*wir*" oft in Anweisungen auftritt, also keine wirkliche Gemeinsamkeit von Lehrern und Schülern ausdrückt. Vorbild ist das Hörerinklusive *wir*, das in der Diskursart Vortrag häufig im oben beschriebenen Sinn genutzt wird. Die Gemeinsamkeit mit dem Leser, der 'durch die Rede geführt' wird, ist im Normalfall kein bloßer Anspruch des Redners an seine Hörer, sondern existiert praktisch in deren mentalem Mit-Handeln. Wenn solche Formulierungen fast wortgleich in der Kommunikation von Lehrern mit Schülern auftreten, so handelt es sich vermutlich um eine Übernahme einer Musterrealisierung, die allerdings unter den institutionellen Bedingungen der Schule widersprüchlich wird (Ehlich/Rehbein 1986).

6.2.2.3. Der "Konsens-Effekt"

Die zuletzt beschriebenen Verwendungen von *wir* haben einen sehr unmittelbaren Effekt auf den propositionalen Gehalt, der damit als Konsens, als geprüft und abgesichert, gelten kann. Eine Distanzierung des Sprechers ist nicht zu erwarten. Dies kann an einem Beispiel verdeutlicht werden:

"Die Feldforschung ist nur schwer systematisier- und replizierbar; **wir** verlassen uns deshalb auf das Wort und die Integrität des Feldforschers. Beim interkulturellen Vergleich verlassen **wir** uns auf anerkannte Logik und explizite und replizierbare Methoden." ETHN a2

Wollte der Sprecher hierzu kritische Bemerkungen machen, müßte er den Konsens-Effekt des *wir* durch Adverbien wie "normalerweise", "gemeinhin" o.ä. neutralisieren.

Weingarten (1994) ist ebenso wie Panther (1981, 236) der Auffassung, daß ein Sprecher durch *wir* oder *man* in eine (häufig imaginäre) Gruppe eingeschmolzen werden kann. In bezug auf *wir* kann das bejaht werden. Das Wort *man*. hat dagegen einen anderen Status: Es hat weder diskursive Qualität, noch stellt es eine Gruppenzuordnung her; allenfalls wird eine solche, sofern sie schon vorher für S und H mental etabliert ist, als Verstehensgrundlage aufrechterhalten. Nach Brinkmann (1971, 746) überläßt der Sprecher, der *man* benutzt, es dem Partner, "den Repräsentanten der Rolle zu wählen"; eine Aktualisierung in der Situation wird – anders als bei *wir* – vermieden.

Die Einbeziehung des Lesers läuft in beiden Texten über zusätzliche sprachliche Formen, besonders Modalverben:

"**Wir** wollen sie als zufällig ansehen und ihnen eine Wahrscheinlichkeitsdichte zubilligen,..." SEIS a4

"**Wir** wollen uns weiterhin eine ausreichende Datenmenge vorstellen, ..." SEIS a6

"**Wir** wollen uns nicht auf eine genauere Erörterung (...) einlassen. **Wir** können aber festhalten, ..." UNIV a7

"... – das dürfen **wir** sogar vor der Immatrikulation als Regelfall voraussetzen – ..." UNIV a7

Wenn Weingarten ein 'Einschmelzen' des Lesers vermutet, so kann diese Verwendung von Modalverben ein weiteres Argument dafür sein, weil dadurch eine tatsächlich bereits erfolgte Entscheidung des Autors in den Prä-Handlungsbereich verlegt wird (Zielsetzung, Planungsbedingungen, Handlungserlaubnis) (vgl. Brüner/Redder 1983). Der Leser wird also sprachlich so behandelt, als habe er an den Entscheidungen des Autors bereits im Vorfeld teil.

6.2.2.4. Umgehung von Hörerdeixis

Bisher wurde über Vorkommen von Sprecherdeixis berichtet, während keine²¹⁵ deiktischen Einheiten gefunden wurden, die sich auf den Hörer beziehen. Aus systematischen Gründen ist es einerseits naheliegend, daß Leser wissenschaftlicher Texte nicht angesprochen werden. Andererseits gibt es spezifische Teilzwecke, die den Leser ins Blickfeld bringen. Die zu Formeln des "wis-

²¹⁵ Nur im Text MANN steht eine formelhafte Verwendung: "eine Kunst mit der Menschheit auf du und du".

senschaftlichen Apparats" geronnenen Imperative wie "*siehe ...*" oder "*vergleiche ...*" sind gelegentlich thematisiert worden. Neben diesen expeditiven Prozeduren findet manchmal antizipatorische Reflexion auf Reaktionen von Lesern einen sprachlichen Ausdruck, ohne daß der Autor auf die Mittel z.B. des Frage-Antwort-Musters zurückgreifen könnte.

Im letzten Paragraphen wurde bereits deutlich, daß die Deixis *wir* als Mittel fungieren kann, um trotz der Trennung der Sprechsituationen eine sprachliche Verbindung zum Hörer bzw. Leser herzustellen. Zudem gibt es eine verschlüsselte Art, den Leser zwar nicht anzusprechen, aber als sachkundigen Beurteiler zu thematisieren:

"Diese formallogischen Untersuchungen **mögen**, **manchem Leser** trivial erscheinen oder nur Altbekanntes in komplizierter Sprache aufbereiten." KONT a32

Das Modalverb *mögen* scheint in eben solchen antizipatorischen Überlegungen einen festen Ort zu haben. In CYCL wird es zweimal in aufeinanderfolgenden Sätzen verwendet:

"Obwohl beide Methoden mechanistisch sehr ähnlich erscheinen **mögen**, ... Auf den ersten Blick **mag** dieser Unterschied überraschen; man bedenke aber, daß ..." CYCL a41

Brinkmann (1971, 393) weist darauf hin, daß "bei *mögen* das Bestehen einer abweichenden Richtung in Rechnung gestellt ist". Für den hier darzustellenden Typ von Sprechhandlung ist zusätzlich wichtig, daß mit *mögen* die teilweise Berechtigung eines antizipierten Einwands oder Bedenkens zugestanden wird, den der Autor aber gleichwohl nicht gelten lassen will. Der Textbeleg realisiert damit eine zweischrittige Sprechhandlungsfolge, die nach meiner Erfahrung auch im mündlichen Diskurs vorkommen kann, aber in alltäglicher Kommunikation eher selten auftreten dürfte, da sie einen besonderen, an Argumentation gebundenen Zweck realisiert: Aufrufen/Vergegenwärtigen eines denkbaren Einwandes, um ihm im zweiten Schritt eine Widerlegungspotenz abzusprechen. Das nachfolgende Zurückweisen legt dabei in noch stärkerem Maße eine Anrede des Hörers nahe, die hier aber umgangen wird mit Hilfe von "man" und dem Konjunktiv 1. In den Artikeln des Korpus kommt eine mit *mögen* eingeleitete Sprechhandlungsfolge dieses Typs häufig vor. Der oben zitierte Text CYCL greift mehrfach auf dieses Mittel zurück, aber auch andere:

"Eine ähnliche Interpretation **mag** bei der Verwendung des Begriffes "dialektisch" möglich erscheinen, doch solche Deutungen würden der Biographie Gottschaldts kaum gerecht werden." PERS a22

Das Dilemma der Sprechsituationszerdehnung bei einem Text, der eine rein monologische Bearbeitung nicht immer gestattet, wird mit derartigen Mustern offenbar nicht gelöst, aber bearbeitet.

6.2.3. Bewertung der Ergebnisse

In der Rezension einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung äußert die Rezensentin Rosemarie Gläser sich auch zum Personaldeixisgebrauch des Autors. Nachdem sie ihm einen klaren Aufbau und einen flüssigen, gut lesbaren Stil attestiert hat, schreibt sie:

"Dabei verwendet der Verfasser durchgehend die Ich-Form, eine Darstellungsweise, die sich in geistes- und neuerdings auch in naturwissenschaftlichen Abhandlungen in der jüngsten Zeit herausgebildet hat und üblich zu werden scheint."²¹⁶

Ein deutlicher Trend²¹⁷ kann durch das hier analysierte Korpus kaum bestätigt werden. Die Einheit *ich* kommt zwar mit insgesamt 55 Tokens vor, aber nur in 5 der 20 Texte und z.T. innerhalb von textartfremden Bestandteilen dieser Artikel. Die für die Textart relevante Verwendung der Sprecherdeixis *ich* ist offenbar die in "textdisponierenden" Sprechhandlungen. Darin ist die Form adäquat, und das scheint auch didaktisch wichtig zu sein; noch allzu oft trifft man vor allem bei fortgeschrittenen Sprachlernern auf eine ängstliche Vermeidung der *ich*-Form in jedem wissenschaftlichen Zusammenhang.

Bezüglich der Deixis *wir* zeichnete sich eine deutlich höhere Frequenz ab, andererseits wurde aber auch eine Unklarheit deutlich. Die einfache deiktische Beziehung '*wir* = die Autoren' ist keineswegs der normale oder der häufigste Fall. Das bedeutet, daß Leser von Wissenschaftlichen Artikeln die mit *wir* gemeinte Personengruppe häufig mit Hilfe inferentieller, also nicht-deiktischer Operationen identifizieren müssen. Das zeigt, daß das Verständnis der *wir*-Deixis nicht anhand der isolierten sprachlichen Form möglich ist, sondern eine Auswertung propositionaler und illokutiver Merkmale erfordert. Der Leser muß sich für eines unter mehreren möglichen Verweisobjekten entscheiden, die sich im einzelnen auf die Besonderheiten wissenschaftlicher Kommunikation systematisch zurückführen lassen, wie in diesem Paragraphen deutlich geworden ist. Dabei konnte nicht unbedingt Vollständigkeit erzielt werden. Bezieht man andere Veröffentlichungen mit ein, so fehlt in der obigen Aufzählung ein Gebrauch von *wir*, bei dem auf alle Menschen ("all rational beings") angespielt wird (Korhonen/Kusch 1989, 62 f.) Dies ist zwar nicht auszuschließen, tritt aber im Korpus nicht auf. Die Tabelle 12 zeigt die vom Korpus her in Betracht zu ziehenden Verweisobjekte.

Die kurz beschriebenen *wir*-Gruppen schließen sich nicht wechselseitig aus, sondern besitzen verschiedene Allgemeinheits- und damit auch Extensionsgra-

²¹⁶ Die Rezension steht in der Zeitschrift "Fachsprache", Bd. 16, 1994, S. 57-59.

²¹⁷ Die Vermutung, daß es gerade in bezug auf den Gebrauch von *ich* Trends, Stilentwicklungen gibt, wird aber auch von anderen Autoren geäußert, so von Wüest (1988, 135) für das Französische: In den historisch-philologischen Wissenschaften werde die Ich-Form nach wie vor vermieden, aber in den "jüngeren Sozialwissenschaften" sei eine deutliche Steigerung zu beobachten.

de. Die Gefahr von Mißverständnissen ist dadurch reduziert auf die Gefahr für den Leser, die gemeinte Gruppe zu eng oder zu weit zu fassen.

Element	Verweisobjekt	Wissenstyp
<i>ich</i>	der Autor	sprechsituativ
<i>wir</i>	die Autoren	
	Autor(en) und Leser	
<i>wir</i>	Arbeitszusammenhang des Autors bzw. der Autoren	inferentiell erschließbar
	Fach, Disziplin	

Tabelle 12: Personaldeixis und Verweisobjekte

Zusammenfassung: Die Form *wir* erwies sich in vielen Fällen als vage. Ist diese Vagheit eine Behinderung des Verstehensprozesses. Wenn einfache Sprecherdeixis ausgeschlossen ist, dient der Ausdruck offenbar dazu, den Autor in ein (extensional unterschiedlich) gedachtes Kollektiv einzubetten. Ob dieses *wir* hörerinklusiv gemeint ist, muß H im Einzelfall herausfinden, bzw. es bleibt ihm überlassen, ob er sich dem gemeinten Kollektiv zuordnet. Verschiedene Effekte können dadurch erzielt werden:

- S kann auf eine implizite, daher vorsichtige Art allgemeine Übereinstimmung unterstellen ("Konsens-Effekt"); diese wird als so selbstverständlich behandelt, daß sie nicht mit üblichen wissenschaftlichen Verfahren nachgewiesen werden muß.
- Die Form *wir* kann in didaktischer Absicht gebraucht werden, mit dem Duktus einer Führung des Hörers (Vorbild: Vorträge); der Autor unterstellt dabei Kooperationsbereitschaft der Hörer, ihre Bereitschaft zu einem mentalen Mithandeln; mit der Pluralform verbalisiert er die Unterstellung als eine schon praktisch wirksame.²¹⁸

Zugleich ist die mit dem Ausdruck *wir* verbundene Vagheit nicht unproblematisch, besonders wenn von der Art der gedachten Gruppe etwas abhängt, etwa die terminologische Geltung.

²¹⁸ Ein Vergleich mit der Schulkommunikation ist hier möglich, die Sprecher-Hörer-Konstellation ist jedoch eine andere.

Bungarten und von Polenz (1981) sprechen von einer "Unterdrückung des personalen *ich*" (Bungarten 1986, 34), die Teil einer Jargonisierung der Wissenschaftssprache sei und "der Stabilisierung des Gruppenprestiges" diene (von Polenz 1981, 92). Im Gebrauch der personaldeiktischen Mittel spiegelt sich aber ein allgemeineres Merkmal der wissenschaftlichen Kommunikation, das nicht auf Unterdrückung des Ich hinausläuft, sondern die Leistung und Verantwortlichkeit des Autors durchaus als die seine wahrnimmt und auch honoriert. Dafür ist es ausreichend, Artikel (und Bücher) zu schreiben; man muß im Text keineswegs seine persönliche Verantwortung für sämtliche Tätigkeiten oder Entscheidungen durch die Ich-Form verbalisieren.

Wie in Kap. 3 gezeigt wurde, ist die Ablösung des Wissens von der Person des Wissenschaftlers eine wichtige historische Bedingung der Systematisierung und der allgemeinen Verfügbarkeit dieses Wissens.

6.3. Objektdeixis ²¹⁹

Um innerhalb der Sprechsituation auf Objekte im Wahrnehmungsraum zu verweisen – wobei zwischen Personen und Objekten zunächst nicht zu unterscheiden ist –, kann ein Sprecher im Deutschen vor allem zwei Paradigmen nutzen, die häufig als "Demonstrativpronomen" bezeichnet werden, nämlich die Formen von *der* und von *dieser* bzw. *dies-*. Zum klassischen Bestand der Objektdeixis gehören auch die Formen von *jen-*. Es scheint allerdings, daß das Wort im heutigen Sprachgebrauch eine deutlich geringere Rolle spielt und häufiger als unselbständiges Element in adjektivischen Zusammensetzungen mit *der* auftritt. Es ist aber möglich, daß die Verhältnisse in wissenschaftlichen Artikeln anders sind als in nichtwissenschaftlichen Texten oder Diskursen. Der in diesem Kapitel genauer zu untersuchende Wortbestand ist in Tabelle 13 aufgeführt, zusammen mit den jeweiligen Auftretenshäufigkeiten.

Die Tabelle 13 vermittelt den Eindruck, daß das deiktische System des Deutschen im Bereich der Objektdeixis besonders gut ausgebaut ist. Man kann sich sogar fragen, ob die genannten Ausdrücke sich nicht gegenseitig Konkurrenz machen, was bedeuten würde, daß die gute Ausstattung mit sprachlichen Mitteln tendenziell dysfunktional wäre und die Sprecher im Gebrauch der Mittel unsicher wären. Hier kann nur geprüft werden, ob die betreffenden Mittel der Aufmerksamkeitslenkung in wissenschaftlichen Texten unterschiedliche Funktionen wahrnehmen, und wenn ja, welche das sind. Generell gilt, daß innerhalb von Texten Objektdeixis nicht für das Zeigen auf Objekte im Wahrnehmungs-

²¹⁹ Die Bezeichnung ist, wie oben angedeutet, nicht befriedigend. Das Ausdruck "Objekt" meint weder einfach Dinge, noch ist an syntaktische Kategorien zu denken. Mit den Mitteln dieser Dimension können außer Dinglichem auch Handlungen, Ereignisse, Sachverhalte, ebenso Personen, soweit sie nicht die Aktanten der sprachlichen Handlung sind, in den Fokus genommen werden.

Dimensionalität	substantivisch		substantivisch / adjektivisch	
	Element	Anzahl	Element	Anzahl
Nähe	<i>dies</i>	107	<i>dies-</i>	679
Ferne			<i>jen-</i>	25
Nähe und Ferne	<i>der</i>	3		
	<i>die</i>	0		
	<i>das</i>	55		
vermittelte Ferne			<i>der-/die-/ dasjenig-</i>	12

Tabelle 13: Sprachliche Mittel der Objektdeixis

feld genutzt werden kann, sondern für Verweise entweder auf den Text selbst als Objekt oder aber auf Textelemente und -teile als versprachlichte π -Elemente. Die Verweise richten sich also nicht auf materielle, drucktechnisch abgegrenzte Textelemente, sondern auf den vom Leser bereits aufgebauten (oder noch aufzubauenden) Wissensraum. Für die Darstellung hier benutze ich um der Vereinfachung willen die Formulierung 'Textelement'. Anders als Braummüller (1977, 117) möchte ich aber festhalten, daß in Wirklichkeit nicht "auf Textstücke" referiert wird, sondern daß "Textstücke" die sprachliche Basis von zu fokussierenden Wissensselementen sind. Ich beginne mit dem Ausdruck, der bereits bei oberflächlicher Sichtung deutlich als der häufigste hervortritt, nämlich *dies-*.

6.3.1. *dies-*

Rechnet man alle im Korpus vorkommenden Formen von *dies-* zusammen, so ergibt sich die Zahl von 798 tokens, womit der Ausdruck mit Abstand die häufigste Deixis ist. Es ist erkennbar, daß in allen Texten etwa gleich häufig mit der Objektdeixis gearbeitet wird. Adjektivischer Gebrauch überwiegt dabei den substantivischen etwa im Verhältnis 4:1.

6.3.1.1. Sprechsituativer Gebrauch

Der Ausdruck *dies-* wird ganz überwiegend auf den Verweisraum Text bezogen. Eine Inanspruchnahme des Verweisraums Sprechsituation ist nur innerhalb

der textkommentierenden Sprechhandlungen – meist an exponierten Stellen (Anfang, Ende, Kapitelanfang) – zu beobachten:

"Ziel **dieses** Beitrags ist es nun, approximative Minimax-Schätzer auch dann zu bestimmen, wenn ..." APPR a5

Bei solchen Hinweisen auf den dem Leser vorliegenden Text besteht durchaus das Risiko von Mißverständnissen, denn mit derselben Formulierung könnte der Autor auch über wissenschaftliche Beiträge anderer sprechen; Leser könnten sich also veranlaßt sehen, im vorangehenden Text zu prüfen, ob solche Beiträge erwähnt wurden. Bei dem oben genannten Beleg ist das tatsächlich der Fall, denn zwei Sätze vorher hieß es: "Eine Idee hierzu hat Toutenburg (1982, S. 80-82) geliefert ..." Um zu verhindern, daß der Leser den zitierten Satz auf diesen Wissenschaftler bezieht, nutzt der Autor zwei Möglichkeiten: 1. die Planungsdeixis *nun*, die den Leser auf die Planung des Autors orientiert und ihm einen Einschnitt und Neubeginn signalisiert. 2. Er beansprucht das Gedächtnis des Lesers, dem schon zu Artikelbeginn parallele Hinweise auf das Ziel gegeben worden sind.

Der Wechsel zwischen Textraum und Sprechzeitraum ist also nicht unproblematisch, für Leser wie für Autoren. Es ist daher nicht erstaunlich, daß *dies*-Deixis im Sprechzeitraum nur sehr eingeschränkt auf bestimmte Formulierungen im Korpus auftritt. Als Symbolfeldausdrücke treten dabei auf: *dieser Beitrag*, *diese Arbeit*, *diese Untersuchung*. Hinzu kommt eine Sprechhandlung mit Katadeixis: "Dies ist nicht der Ort ...". Darauf wird unten (6.3.2.1.) noch eingegangen.

Auch im Bewußtsein der Autoren scheinen solche deiktischen Verweise auf den Text als etwas im Sprechzeitraum für S und H Gegenwärtiges risikoreich zu sein; das geht daraus hervor, daß häufig eine nicht-deiktische Wendung bevorzugt wird, wie z.B. "die vorliegende Untersuchung". Im Vorgriff auf § 6.7. ist aber schon hier festzustellen, daß zwar darin keine deiktische Einheit vorkommt, auf einem 'Umweg' aber doch eine deixisähnliche Prozedur durchgeführt werden muß, denn es handelt sich um die Untersuchung, die *dem Leser* als Adressat der Sprechhandlung vorliegt.

6.3.1.2. *dies*- (adjektivisch gebraucht)

Während im Diskurs *dies*- auch katadeiktisch verwendet werden kann, geschieht das nicht in den Wissenschaftlichen Artikeln des Korpus, soweit im Textraum verwiesen wird. *Dies*- ist grundsätzlich anadeiktisch. Diese Tatsache trägt sehr dazu bei, daß der Ausdruck routinisiert und zweckmäßig eingesetzt werden kann.

Was sind nun die möglichen Verweisobjekte im Text? Das adjektivisch gebrauchte *dies*- wird genutzt, um den Leser zum Zweck des Verständnisses des

nachfolgenden Substantivs auf den vorangehenden Textbereich, d.h. meist: bestimmte propositionale Elemente oder Gehalte darin, zu verweisen. Dazu lassen sich zwei Hauptfälle unterscheiden.

1. Die Identifikation des mit dem Substantiv Gemeinten gelingt durch Neufokussierung eines mit demselben Symbolwort zuvor eingeführten Wissenselements.

"Die hier untersuchten **Anlagen** gehören zum letztgenannten Typ und gehen auf einen Vorschlag von Franssen zurück. **Diese Anlagen**, die mit vielen (...) Kanälen arbeiten, wurden in der Vergangenheit ..." ACUS a18

Sehr ähnlich wie die exakte Wiederholung ist die verkürzte Wiederholung meist eines Kompositums, wie in dem Fall: "Leistungsverstärkung → diese Verstärkung". Von Hahn bezeichnet die "direkte Wiederaufnahme ... als strengstes Mittel der Eindeutigkeitsicherung" in Fachtexten (1983, 120). Nur ein Teil der Fachtextautoren im Korpus bevorzugen dieses Mittel, nämlich die mathematischer und technisch orientierter Texte (ACUS, APPR, IDEN). In dem statistischen Text IDEN sind von 84 Verwendungen von adjektivischem *dies-* sogar 67 mit einer (Teil-)Wiederholung des Nomens verbunden, das zur Versprachlichung des Verweisobjekts gehört. In den sozial- und geisteswissenschaftlichen Artikeln ist das deutlich wesentlich weniger der Fall.

2. Der Leser wird zur Neufokussierung eines mental bereits verarbeiteten propositionalen Gehalts aufgefordert, der aber anders formuliert ist; es besteht keine wörtliche Übereinstimmung.

"Franssen nimmt an, daß die resultierende Schleifenverstärkung ****F**²²⁰ der Beschallungsanlage unabhängig von der Anzahl der betriebenen Kanäle nach wie vor maximal -17 dB betragen darf. **Diese Überlegung** wird damit begründet, daß ..." ACUS a23

Einem Leser dürfte es auch ohne fachliche Bildung problemlos möglich sein zu erkennen, daß das, was Franssen annimmt, die Überlegung ist, die dann das Thema des Fortsetzungssatzes ist. Das wird ermöglicht durch die nominale Fassung des zuvor mit der Prädikation formulierten Sachverhalts, der dadurch fähig wird, selbst Gegenstand einer weiterführenden Prädikation zu werden.²²¹ Besonders der literaturwissenschaftliche Text MANN vermeidet Wiederholungen, um nach Möglichkeit jeden Symbolfeldausdruck für eine weitergehende, differenzierende Bestimmung des zu fokussierenden Verweisobjekts zu nutzen.

²²⁰ Mathematische Sonderzeichen und vor allem Gleichungen und Formeln werden in den Zitaten generell durch ****F** repräsentiert.

²²¹ Koepfels Untersuchung (1994) ist für meine insofern wenig hilfreich, als er unter die "Verweisformen" auch und besonders die nominalen Elemente rechnet; letztere will er klassifizieren, die Leistung der Deixis wird dabei nicht genauer betrachtet.

Die beiden hier unterschiedenen Verweismöglichkeiten haben bestimmte Vor- und Nachteile für den wissenschaftlichen Autor.

Verweisart 1 gewährleistet schnelles und sicheres Erkennen des Verweisobjekts, da der Leser sich durch die äußere Form der Wörter leiten lassen kann. Die enge Verknüpfung der symbolischen und der deiktischen Prozedur ermöglicht dem Leser, ein Textelement ohne längere Suche wieder zu fokussieren, wenn der Autor es in eine neue Proposition einbindet.

Verweisart 2 mutet dem Leser einen höheren Verarbeitungsaufwand, insofern auch ein Mehr an Kooperativität zu. Sie hat aber vom Standpunkt des Autors andere Vorteile: Sie ermöglicht ihm, zusammen mit der Deixis abstrahierende oder klassifizierende Substantive sowie Termini einzuführen und dadurch einen argumentativen oder aber einen sachbezogen explikativen Fortschritt zu machen. Mit Hilfe eines bestimmten Symbolfeldausdrucks oder mit zusätzlichen Adjektiven kann z.B. eine Qualifizierung des besprochenen Sachverhalts schon im Subjekt- oder Objektausdruck thematisch werden:

"Vergleichen wir nun ... mit ... , so sehen wir, daß $b_0=b^*$ ist, falls alle Lagrange-Multiplikatoren $**F$ den gleichen Wert annehmen. **Diesen einfachen Fall**, in welchem ..." APPR a16

Ein ganz wesentlicher Vorteil der weiterführenden Verweisart ist, daß mit ihrer Hilfe kleinere und auch größere Teile des Textes noch einmal thematisch werden können, vermittelt über eine Operation der Zusammenfassung, der Kondensierung. Ein Satz, der mit "Diese Versuchsergebnisse ..." beginnt, kann z.B. umfangreiche berichtende Textpassagen komprimieren; der Sprecher beginnt so ein neues Handlungsmuster mit dem Zweck der Bewertung oder der Diskussion der Versuchsergebnisse.

6.3.1.3. Die Form *dies* (substantivisch gebraucht)

Anders als bei der Verwendung von *dies*- als Adjektiv findet keine symbolische Unterstützung der Fokussierung statt, wenn *dies* selbständig auftritt. Die Autoren verlassen sich dann auf die deiktische Prozedur selbst. Ein Verweis im Sprechzeitraum ist dann ausgeschlossen, d.h. nur der Textraum kommt als Verweisraum in Frage.

Der Ausdruck *dies* ist eine Kurzform der Neutrum-Form *dieses*, die als Adjektiv veraltet, als Substantiv dagegen die normale Form ist (Engel 1988, 536). Brinkmann (1971, 649) hält *dies* für die "stärkste hinweisende Gebärde". Der Eindruck von Stärke kann mit seiner Kraft zur Zusammenfassung erklärt werden, die bei der selbständigen Form noch mehr als bei dem adjektivischen *dieser* hervortritt (Paek 1993, 57). Koeppel (1994, 106) spricht sogar von "beliebig langen Folgen von Sätzen", die mit der "Verweisform" *dies* zum Verweisobjekt werden könnten. Auf der Grundlage der Korpusdaten kann ich dieser Behauptung nicht zustimmen. Es ist richtig, daß es z.B. im Anschluß an eine

längere Erzählung sehr gut möglich ist, die gesamte Musterrealisierung als Einheit mit *dies* noch einmal neu zu fokussieren und darüber z.B. eine Beurteilung abzugeben; innerhalb von wissenschaftlichen Artikeln ist das offenbar nicht ohne weiteres möglich. Im Korpus gibt es zwar einige (relativ wenige) Fälle, in denen *dies* zu Beginn eines Absatzes steht. Das bedeutet aber nicht, daß dann der gesamte vorhergehende Absatz oder gar größere Textteile zu fokussieren sind, sondern meist ergibt sich ein Anschluß an die abschließende Proposition des letzten Absatzes, in einigen Fällen scheint der Fokus auch mehr zu umfassen, niemals aber über den Inhalt eines Absatzes hinauszugehen.

Dies kann sowohl auf ein einzelnes Wissensselement verweisen, das zuvor mit einem Substantiv des Genus Neutrum verbalisiert wurde, als auch auf die Prädikation oder einen anderen Teil des Vorgängersatzes, wobei kein direkter Anschluß an das zu fokussierende Element bestehen muß:

"Was Mann mit der Einschaltung der nicht umsonst Serenus geheißenen Biographenfigur in das Erzählwerk bezweckte, hat er in seinem Bericht "Die Entstehung des Doktor Faustus " mit einem Satz angedeutet: Es sei *dies* eine "Maßnahme" gewesen, heißt es da, "die bitter notwendig" war ...". MANN a12

Das als "Maßnahme" bezeichnete Vortext-Element ist die "Einschaltung" der Figur S. in den Roman. Obwohl "Einschaltung" ein feminines Substantiv ist, kann hier nicht *diese* folgen, schon aufgrund des abstrakteren Charakters des Verbalsubstantivs. Fokussiert werden soll eine Substantiv-Wortgruppe, die einen Sachverhalt in nominaler Form verbalisiert. Woher weiß nun der Leser, auf welches Textelement er seine Aufmerksamkeit richten soll? Der Beleg zeigt, daß auch eine präpositionale Ergänzung mit *dies* aufgegriffen werden kann. Es scheint daher, daß Position und syntaktischer Status des Verweisobjekts kaum mit einer einfachen Regel angegeben werden können. Es fragt sich also, ob und welche Hilfen die Leser bei der Suchprozedur bekommen, welche Sicherheit sie gewinnen können, daß sie das Verweisobjekt richtig identifiziert haben. Dafür scheinen zwei Bedingungen wichtig zu sein: einmal die deiktische Qualität von *dies*, zum anderen der propositionale Gehalt des zweiten Satzes. Ähnlich wie bei der oben zitierten Textstelle ist es mehrfach so, daß der sprachliche Kern eines Verweisobjekts ein Substantiv ist, welches der Autor auch mit *dieser* oder *diese* refokussieren könnte. Die Einheit *dies* steuert die Leseraufmerksamkeit aber in doppelter Weise:

- a) Der Leser rechnet mit einem sprachlich umfangreicheren Verweiselement, jenseits der Möglichkeit einer Genusspezifizierung.
- b) Deshalb rechnet er auch mit einem abstrakteren Wissensselement, das den Charakter eines Sachverhalts hat oder (einen) Sachverhalt(e) beinhaltet.

Dies wäre noch deutlicher, wenn die Funktion der deiktischen Refokussierung eines Neutrum-Substantivs nicht von *dies*, sondern von *dieses* wahrgenommen würde. Sprachgeschichtlich sind aber die beiden Aufgaben mit der Form *dies*

verknüpft worden. Wie gut die funktionale Scheidung verfestigt ist, zeigt ein anderer Beleg des Korpus:

"Derartige Befunde sind aber erst nach der Identifikation einflußreicher Daten möglich, und **diese** setzt wiederum voraus, daß geklärt wird ..." IDEN a18

Zu erwarten ist an der Stelle von *diese* eher der Ausdruck *dies*; mit dem ersten kann der Autor sehr präzise steuern, daß der Leser nicht den gesamten propositionalen Gehalt, sondern nur das Teilelement "Identifikation ..." refokussiert.

Ein Vergleich der Textbelege ergibt, daß *dies* in der überwiegenden Zahl der Fälle entweder auf ganze Propositionen oder auf satzförmige propositionale Teile verweist. Der Textraum, den der Leser dafür in Betracht zieht, ist syntaktisch im allgemeinen mit dem vorangehenden Satz identisch. In ca. 60% der Belege bildet "*Dies*" den Satzanfang. Dadurch entsteht eine klare Struktur: Die zu fokussierende (Teil-)Proposition bildet das Thema und wird mittels *dies* zu einer einfachen Größe, die als Satz-Subjekt der nachfolgenden eingesetzt werden kann. Die Struktur eignet sich besonders dazu, im zweiten Schritt eine Qualifizierung, Ableitung oder Begründung der ersten Proposition anzuschließen. Nachfolgend werden drei Beispiele vorgestellt und jeweils kurz im Hinblick auf die oben gestellte Frage nach der Leserorientierung diskutiert.

"Er kann zeigen, daß die Vorstellung von der schädlichen Wirkung der Hexerei ... nur innerhalb des Kontextes relativ komplexer Kulturen auftritt. Er belegt **dies** durch Korrelationen zwischen dieser Vorstellung und dem Vorhandensein von z.B. Geld und sozialen Klassen." ETHN a30

Die Steuerung des Suchprozesses des Lesers erfolgt hierbei stark durch den parallelen Satzbau: "Er kann zeigen" und "Er belegt". Die jeweils folgenden grammatischen Objekte – einmal der *daß*-Satz, dann *dies* – können so leichter aufeinander bezogen werden. Würde dagegen der zweite Satz mit *dies* eingeleitet, so müßte der Leser zwei Möglichkeiten prüfen: Der Inhalt des *daß*-Satzes könnte ebensogut Thema von Satz 2 sein wie die Aussage des gesamten Satzgefüges, also die Tatsache, daß "er" etwas Bestimmtes zeigen konnte.

"In erster Linie wollte Thomas Mann, wie er 1950 sagte, Humorist sein. **Dies** gilt auch für den "Faustus",..." MANN a14

Wenn die Fortsetzung nach Satz 1 lautete: "Dies wollte er aber zwei Jahre später nicht mehr.", so wäre das Verweisobjekt "Humorist sein". Das Verstehen des Lesers wird aber frühzeitig auf die Proposition als ganze gelenkt, und zwar durch das finite Verb, denn nur eine Proposition kann "gelten". Durch *auch* wird dann noch eine Parallelisierung zu Satz 1 hergestellt, wodurch die Geltung auf den Roman "Dr. Faustus" übertragen wird. – Der dritte Beleg lautet:

"Nach Multiplikation der reziproken Matrix in Gl. (46) mit ihrer Konjugiert-Komplexen erhält man den Leistungsübertragungsfaktor des gesamten Reaktionssystems, welcher angibt, wie stark die Leistung einer aufgeprägten Schwingung

gemäß ihren Frequenzanteilen in den einzelnen Komponenten des Systems in Erscheinung tritt. **Dies** ist eine Lorentzsche Frequenzfilterfunktion in Matrixendarstellung." KOMM a86

Bei diesem Beleg läßt sich keine Unterstützung des Verstehens finden: Nur das Fachwissen des Lesers erlaubt einen Rückschluß auf das mit *dies* Gemeinte, nämlich die zu Beginn genannte Matrix in Gleichung 46. Ohne solches Fachwissen wäre der Gedanke naheliegend, daß nicht die Gleichung 46, sondern der später genannte "Leistungsübertragungsfaktor" mit seinen Eigenschaften als Frequenzfilterfunktion aufzufassen ist.

Zusammenfassung: Zwischen den adjektivischen Formen und dem substantivischen *dies* zeigten sich einige Unterschiede. Bei Verwendung der adjektivischen Formen wird die deiktische Prozedur mit einer symbolischen verbunden, so daß die deiktische Prozedur risikoarm ablaufen kann. Auf diese Weise können einzelne Textelemente ebensogut neu fokussiert werden wie Abschnitte, Textteile, Kapitel und der gesamte Text. Die Festlegung des Umfangs hängt dabei vollkommen von den verwendeten Symbolfeldausdrücken ab. Die Leistung des deiktischen Ausdrucks besteht darin, dem Leser zu bedeuten, daß er das mit dem Substantiv Gemeinte nur dann richtig erfaßt, wenn er die dazu gehörigen Ausführungen im vorangehenden Text mental präsent hat.

Mit der Deixis *dies*, die eine rein deiktische Prozedur realisiert, gehen die Autoren gerade deswegen eher vorsichtig um. Einerseits nutzen sie die zusammenfassende Kraft des Ausdrucks, um eine Sachverhaltsdarstellung im nächsten Satz prädikationsfähig zu machen, sie also thematisch zu beanspruchen, meist durch Initialstellung von *dies* in der Subjektposition. Die Verweisobjekte sind aber nicht beliebig und weniger umfangreich, als das in Diskursen oder anderen Textarten möglich ist. Sie befinden sich ganz überwiegend im Bereich der jeweils letzten Vorgängerproposition, die allerdings komplex sein kann. Die Frage, ob die gesamte Proposition oder ein bestimmter Teil davon zu fokussieren ist, ist dabei – trotz der genannten Beschränkung der Fokussierungsmöglichkeiten – nicht trivial, denn wie die Belege zeigten, gibt es keine Oberflächenstrukturen, welche das Auffinden des Verweisobjekts zuverlässig steuern. Der Leser muß alle ihm zur Verfügung gestellten semantischen und grammatisch-syntaktischen Anhaltspunkte nutzen, um die deiktische Prozedur erfolgreich zu Ende zu führen. Deshalb ist die Eingrenzung auf den Textraum ebenso hilfreich wie der praktizierte Verzicht auf 'großräumige' Zusammenfassungen; letztere werden nur mit adjektivischer Deixis und Symbolfeldausdruck realisiert.

6.3.2. *der* und *derjenig-*

Sprachhistorisch gehören beide Ausdrücke nach Brugmann (1904, 20 ff.) zur "dér-Deixis", aus der auch der Artikel im Deutschen entstanden ist. Die "dér-

Deixis" ist die erste und allgemeinste von Brugmanns vier "Demonstrationsarten".²²² In der Alltagssprachlichen Interaktion spielt die *dér*-Deixis eine große Rolle. Das hängt damit zusammen, daß durch die Kopräsenz von S und H zwei wesentliche Bedingungen für diese Deixis gegeben sind: a) das gemeinsame Wahrnehmungsumfeld, innerhalb dessen auch Zeigegesten primär eingesetzt werden können; b) die Tatsache, daß im vorhergehenden (sprachlichen) Handeln häufig schon eine bestimmte Aufmerksamkeitsausrichtung von S und H entstanden ist, so daß mit "*der*" eine deiktische Auswahl innerhalb eines kleineren Kreises von Objekten getroffen werden kann. Liegt eine solche Vor-Fokussierung nicht vor, kann objektdeiktisches *der* nur in Verbindung mit lokal-deiktischen Ausdrücken (*der da / der hier / er dort*) oder symbolischen Mitteln (*der in der Ecke*) und/oder mit Zeigegesten eine hinreichende Orientierung für den Hörer bieten.

Der Einsatz von *der* ist also an bestimmte Vorbedingungen gebunden, weshalb diese Deixis nicht gleichermaßen auf andere Verweisräume angewendet werden kann. Das könnte mit ihren formalen Eigenschaften zusammenhängen. Äußerlich dem Artikel gleich – was möglicherweise dazu beigetragen hat, daß Artikel gelegentlich dem deiktischen System zugerechnet wurden –, muß die Einheit als deiktische erkannt werden können, wofür eine Bedingung ihre intonatorische Abhebung vom verbalen Umfeld ist. Im Textraum gibt es außer der Positionsveränderung keine adäquaten Mittel (z.B. graphischer Art), um diese intonatorische Auszeichnung durch etwas anderes zu ersetzen. Die Unterstreichung erfüllt eine scheinbar ähnliche Aufgabe, aber nur in bezug auf Symbolfeldausdrücke; es ist unüblich, Funktionswörter im Text zu unterstreichen. Bellmann (1990 205) weist darauf hin, daß die "grammatische" Polysemie von *der/die* als bestimmter Artikel, als Relativpronomen und als "korrelatives Pronomen" in gesprochener Sprache keine Unterscheidungsprobleme bereitet und sogar ein Vorteil ist, während sich schriftsprachlich "die Konkurrenten mit markanterer Ausdrucksseite (DIES-, JEN-, WELCH-, DERJENIGE) stärker entfalten konnten".

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich eine relativ enge Bindung von *dér* an die Sprechsituation. Daher ist es nicht erstaunlich, daß sich in den Korpustexten nur eine Form aus dem *dér*-Paradigma häufig finden läßt, nämlich *das*. Die einzigen drei maskulinen Formen stehen vor Relativsätzen. Für wissenschaftliche Texte haben aber bestimmte Komposita mit *dér*-Formen eine große Bedeutung, weil die gesamte Einheit für operative Prozeduren genutzt werden kann und durch Lexikalisierung verfestigt worden ist. Das ist vor allem ein Teil

²²² Bühler (1934, 83 ff. und 101) hat bereits darauf hingewiesen, daß Brugmann mit diesen Zeigarten dem Modell der Aktionsarten des Verbs folgte und dadurch der Konzeption des Zeigfeldes nur nahekam; dessen dimensionale Einteilung, von Bühler auch einmal als "symbolische" Qualität der Zeigwörter bezeichnet (1934, 90), blieb Brugmann verschlossen.

der sog. Adverbien auf Satzebene: *demnach*, *dementsprechend*, *außerdem*, *demgegenüber*, *demzufolge*, *derart*, *trotzdem*, *des(sen)ungeachtet*. Durch die Kombination von Deixis und präpositionalem Wortbestandteil wird die Suche nach dem Verweisobjekt in bestimmter Weise gesteuert, nämlich auf abstraktere Elemente gelenkt. Ein propositionaler Gehalt oder eine Makroproposition kommen in Frage, nicht aber ein substantivisches Textelement. So können diese meist als Adverbien klassifizierten Einheiten mit Hilfe einer sozusagen standardisierten deiktischen Prozedur operative Aufgaben erfüllen.

6.3.2.1. *das*

Daß mit der Einheit *das* komplexe Refokussierungen vollzogen werden können, wurde bereits in Kap. 4 gesagt. Ehlich (1989) hat an einem Textbeispiel aus einer Tageszeitung deiktische Prozeduren analysiert, darunter besonders eine Verwendung von *das*. Er führt zunächst eine "anatomische" Zergliederung des unmittelbaren textuellen Vorfeldes der Einheit durch. Die Komplexität des Verweises resultiert daraus, daß dieses Vorfeld mehrere Propositionen und eine Reihe von operativen Prozeduren und illokutiven Akten umfaßt. Innerhalb des so zergliederten Bereichs findet sich keine einzelne Proposition oder kein einzelnes Wort, das Verweisobjekt von *das* sein kann:

"The deictic expression points to none of them in particular; it points to them in their inner interrelationship." (Ehlich 1989, 46)

Die Form *das* kann also ebenso wie *dies* ein Mittel der deiktischen Neufokussierung komplexer sprachlicher Gehalte sein. In dieser Funktion scheint zwischen beiden Elementen eine große Nähe zu bestehen. In der Tabelle 9 wurde *dies* dem deiktischen Nähe-Bereich zugeordnet, das Wort *das* wurde als neutral gekennzeichnet. Das Argument dafür ist: Will ein Sprecher ein mit "*das*" fokussiertes Objekt als nah oder fern kennzeichnen, so muß er zusätzliche sprachliche Mittel einsetzen wie "*das hier*", "*das da vorne/hinten*" o.ä. Eine funktionale Gleichheit kann von daher schon nicht bestehen. Der Gebrauch in den Korpus-texten kann Aufschluß darüber geben, ob die beiden deiktischen Einheiten dennoch in 'Konkurrenz' miteinander stehen.

In den meisten Korpus-texten findet man nur die Einheit *dies*. In einigen Texten tritt *das* daneben auf, aber nur in eher formelhaften Ausdrücken wie: "das bedeutet ...", "das heißt ...", "das würde heißen ...". Ein einziger Text enthält konsequent *das* an Stellen, an denen die anderen Texte *dies* benutzen, nämlich der Text LOHN. Es kann sich dabei um eine schweizerdeutsche Besonderheit handeln; die Autoren haben den Artikel für eine Schweizer Zeitschrift geschrieben und praktizieren entsprechende orthographische Konventionen. Vier Autoren benutzen *das* und *dies* nebeneinander, ohne erkennbare Kriterien der Unterscheidung. Besonderheiten ergeben sich auch in diesem Punkt wieder für die nicht-wissenschaftlichen Anteile von KONT: Vor allem in den Gesprächs-

wiedergaben wird nur *das* eingesetzt. Diese Tatsache bestätigt die Vermutung, daß *dies* vor allem der Schriftsprache angehört.²²³ Quantitativ stellt sich das Verhältnis, auf das gesamte Korpus bezogen, so dar, daß *dies* etwa doppelt so häufig wie *das* (55 tokens) gebraucht wird. Das Bild ist damit uneinheitlich, deutet jedoch auf eine geringere Relevanz und möglicherweise auch Funktionalität der 'einfachen' Deixis *das* hin.

Die oben erwähnte Neutralität von *das* in Bezug auf die Nah-Fern-Unterscheidung führt dazu, daß *dies* in bezug auf den Text selbst, also als Deixis im Sprechzeitraum, nicht durch *das* ersetzt werden kann:

"**Dies** ist nicht der Ort, die monetaristische Geldpolitik im einzelnen zu erörtern."
LOHN a30

Auf eine Kennzeichnung der Nähe kann hier nicht verzichtet werden, d.h. die Bezugnahme auf den Text selbst als das dem Autor wie dem Leser direkt präsente Objekt erfordert die *dies(er)*-Deixis.

In bezug auf die Deixis im Textraum kann *das* aber durchaus die Stelle von *dies* einnehmen. Die Ursache für die Bevorzugung von *dies* in den wissenschaftlichen Artikeln ist aber nicht in der primären deiktischen Funktion der Ausdrücke begründet. Der Vorteil von *dies* ist nach Bellmann seine deutliche klangliche und graphische Abhebung einerseits von der Neutrum-Form des Artikels, andererseits aber auch von der hypotaktischen Konjunktion *daß* zu sein. Letzteres scheint mir sogar eine wichtigere Rolle zu spielen, weil die mit den Deixis *dies* und *das* beginnenden Sätze sehr oft Matrixsätze sind, denen ein *daß*-Nebensatz folgt. Besonders in einer Rede wird auf die phonetische Differenz Wert gelegt. Man stelle sich das nachfolgende Zitat als Bestandteil eines Vortrags vor. Ein Redner, der auf Einzelheiten achtet, würde nach meiner Auffassung die Einleitung mit *das* für eine schlechtere Möglichkeit halten:

"**Dies** ist ein deutlicher Hinweis dafür, daß die Verstärkung unzulässig hoch ist, ...".
ACUS a49

Zusammenfassung: Der relativ ausführliche Vergleich zwischen *dies* und *das* resultiert aus dem zu Beginn geäußerten Verdacht, die verschiedenen Mittel im Bereich der Objektdeixis könnten im Gebrauch miteinander 'konkurrieren', also funktional nicht deutlich gegeneinander abgegrenzt sein. Dieser Verdacht scheint sich in bezug auf die genannten Einheiten zu bestätigen, denn beide Einheiten können anadeiktisch auf komplexe Objekte verweisen. Tatsächlich ist für den Textraum keine klare Funktionsunterscheidung zu beobachten, wohl

²²³ Das ist anders in der englischen Sprache, in der die Elemente *this* und *that* auch alltags-sprachlich nebeneinander benutzt werden. Robin Lakoff (1974, 35) vermutet in bezug auf *this* und *that*, daß ersteres beim Hörer den Eindruck entstehen lasse, daß der Sprecher "remains involved in his subject", während *that* den Eindruck einer Distanzierung des Sprechers vermittele und damit auch die Erwartung, daß das Thema bald wieder abgeschlossen sein werde.

aber eine Bevorzugung des Elements *dies*. Es gibt Hinweise darauf, daß die weitere Entwicklung der Schriftsprache diese Tendenz verstärkt, und zwar aufgrund der klanglichen Abhebung von *dies*.

6.3.2.2. *derjenig-*

Die Formen von *derjenig-* sind auch außerhalb wissenschaftlicher Texte restringiert auf zwei Funktionsbereiche: Sie stehen sehr oft mit katadeiktischer Verweisrichtung vor restriktiven Relativsätzen (Engel 1988, 537). Eine semantische Differenz von *der* und *derjenige* sieht Engel darin, daß letzteres "die Exklusivität der Teilmenge, die durch den Relativsatz charakterisiert wird", betont (ebd.). Außerdem wird der Ausdruck noch für Vergleiche genutzt (in ähnlicher Weise wie manchmal *jener*), d.h. seine deiktische Qualität wird auch hier für eine operative Aufgabe genutzt, nämlich für die Parallelisierung der zu vergleichenden Wissens Elemente. Als Beispiel der folgende Beleg:

"Hingegen existiert **F, dessen Methylenbrücke stärker gespannt ist als **diejenige** in **F, als stabile Bootform ..." CYCL a12

Auch für das Auftreten der Wortverbindung vor Relativsätzen läßt sich annehmen, daß damit eine operative Aufgabe realisiert wird, nämlich die der Anbinde eines Relativsatzes in Distanzstellung zum Bezugsubstantiv.

6.3.3. *jen-*

Die Auffassung, daß *jener* ein Zeigwort sei, geht auf Brugmann zurück. Bühler formuliert in seiner Kritik an dessen Zeigarten deutliche Zweifel an Brugmanns Vermutung, daß "die *Jener*-Deixis eine eigene, besondere Zeigart sei im lebendigen Sprachgefühl der Gegenwart" (Bühler 1934, 101). Zumindest die Opposition *dies-* – *jen-*, die parallel zu *hier* – *dort* gedeutet wird, scheint aber noch im allgemeinsten Sprachgefühl präsent zu sein, auch wenn die Form empirisch wenig festzustellen ist und in Texten oft als stilistisch unschön ("steif", "altertümlich") empfunden wird. Für Texte ließ Bühler das Mittel *jen-* als akzeptabel gelten (1934, 112).

Im Korpus gehört der Ausdruck mit 25 tokens erwartungsgemäß zu den selteneren Deixis. An vielen Stellen scheint *jen-* durch *der* verdrängt zu werden:

"... belegt durch seine interkulturelle Studie, daß diese Vorstellungen im Gegensatz zu **denen** übernatürlicher Krankheitsverursachung eher selten auftreten ..." ETHN a27

Mit dem Oppositionspaar *dies-/jen-* werden in der Sprechsituation zwei Objekte aus der Vielzahl der umgebenden Objekte hervorgehoben, von denen das eine als das entferntere gekennzeichnet wird. Es fragt sich, wie das Merkmal "Entferntsein" innerhalb des Textraums zu verstehen ist. Als ein Resultat kann vorab festgehalten werden, daß die sprachliche Opposition *dieser-jener* in den

Korpustexten gar nicht auftaucht: Wenn *jener* verwendet wird, dann selbständig.

Bei einer Durchsicht der Belege ist man versucht, einen sachlichen von einem emphatischen Gebrauch dieses sprachlichen Mittels unterscheiden. Der Eindruck von Sachlichkeit entsteht an Textstellen wie den folgenden:

"Für **jene Modelle**, bei denen die Strahlung berücksichtigt wird, ergeben sich ..."
KANA a16

"Eine einfache Regression der gleitenden Durchschnitte der Wachstumsraten in Abhängigkeit von **jenen** der Investitionszuwächse ..." LOHN a14

In diesen Belegen hätten die Autoren durchaus auch "*diejenigen*" bzw. "*denen*" verwenden können, um die notwendige Fokussierung zu erreichen. Es scheint aber eine größere Klarheit und Geordnetheit durch *jener* zu entstehen. Der Grund ist m.E., daß eine Zweiteilung des Wissensraums in Nahliegendes und Fernliegendes vorgenommen wird, auch ohne daß der Kontrastausdruck *dieser* explizit auftritt. Dies praktiziert der erste Autor in bezug auf verschiedene Typen von Modellen. Die im zweiten Beleg vorgenommene Einteilung ist sozusagen kleinräumiger: Um zwei Arten von Durchschnitten aufeinander beziehen zu können, erreicht der Autor eine Neufokussierung des Symbolfeldausdrucks "Durchschnitt" mit *jener*, wodurch die Nicht-Identität schon im Zeigwort deutlich wird; zugleich wird dieser andere Durchschnitt mit Hilfe eines neuen Genitiv-Attributes auch inhaltlich als ein anderer gekennzeichnet. Insofern erfolgt auch im zweiten Zitat innerhalb eines syntaktisch geordneten Rahmens eine Gegenüberstellung zweier Typen.

Der Eindruck einer emphatischen Verwendung ist damit verknüpft, daß z.T. dem mit *jener* fokussierten Element eine besondere Bedeutsamkeit verliehen zu werden scheint.

"Eine solche undogmatische Offenheit könnte der gegenwärtigen Psychologie, die zumeist in sehr eingegrenzter Weise als Naturwissenschaft verstanden wird, wieder zu **jener** Weite des Horizonts verhelfen, die ihr früher einmal eigen war." PERS a20

Eine verbale oder ideelle Entgegensetzung zu einem *dieser* ist nicht erkennbar, so daß der Ausdruck *jener* unerwartet ist. Eine Ordnung im Wissensraum kann aber trotzdem hergestellt werden, da es einen deutlichen inhaltlichen Kontrast zwischen "gegenwärtige Psychologie" und "früher" gibt. Wesentlich nüchterner klänge es, wenn der Autor von "der Weite des Horizonts" gesprochen hätte, wobei der Determinator mit dem Relativsatz eine Bestimmung erhalten würde. Mit "*jener*" kommt der Eindruck von Emphase zustande. Der Grund kann sein, daß der Autor an dieser Stelle ein ihm wichtiges Anliegen formuliert: Wissensbestände eines ehemals weiten "Horizonts" sollen nicht in einem vorgestellten Jenseitigen verloren gehen, sondern sollen für die gegenwärtige Wissenschaft 'gerettet', reaktualisiert werden.

Man kann den Gebrauch von *jener* im Beleg PERS a20 als untypisch für wissenschaftliche Artikel einschätzen, weil darin emotionale Qualitäten anklagen.²²⁴ Aber immerhin setzen zwei weitere Artikel, der literatur- und der geschichtswissenschaftliche, das Mittel in ähnlicher Weise ein:

"Der theoretische Prophet dieser Kunstreligion ist – im "Faustus"-Roman – Adrian Leverkühn selbst, der gerade in **jennem 31. Kapitel**, in dem er seine untergangsfixierte "Apokalypse" skizziert, ..." MANN a8

"Angesichts unserer Erfahrungen im gleitenden Übergang am empfundenen "Ende" einer Epoche haben die Phasen des Anfangs, **jene Zeiten des Übergangs** zur Schriftlichkeit die besondere Aufmerksamkeit der Betrachter gefunden." UNIV a2

Der Ausdruck *jener* dient in beiden Zitaten dazu, eine spezifische Leistung zu vollbringen: Der Leser wird an etwas erinnert, was ihm aus anderen Quellen (nicht aus dem aktuellen Textzusammenhang) bekannt ist. Der Autor versucht, seine Aussagen über das 31. Kapitel des Thomas-Mann-Romans an Konturen des Leserwissens anzubinden. Das Wissen ist also kein textuell erworbenes, das Merkmal 'Entfertheit' kommt ihm nicht im Textraum zu. Der Autor verweist damit, so ist zu folgern, innerhalb eines angenommenen gemeinsamen Vorstellungsrums. Dem Leser wird unterstellt, daß "jenes" Kapitel ihm zwar bekannt sei, nicht aber das, was ihm durch den Autor "gerade" darüber mitgeteilt wird. Der Autor von UNIV versucht ebenfalls eine Anbindung an Leserwissen, setzt dabei aber eine Art Brücke ein: Die Einleitung "Angesichts unserer Erfahrungen ... am empfundenen "Ende" einer Epoche" steckt das relevante, mit Sicherheit vorhandene gemeinsame Wissen ab, um es zu kontrastieren mit einem anderen Wissen über "Phasen des Anfangs, jene Zeiten des Übergangs ...". Selbst wenn also beim Leser kein ausdrückliches Wissen über den entfernten Übergang vorhanden sein sollte, so kann er – vermittelt über seine Erfahrung des "Endes" – den Übergang rekonstruieren. Dies legt ihm der Autor zumindest nahe.

6.4. Lokale Deixis

Die lokale Deixis wird in der Literatur oft auch konkretistisch als Raumdeixis oder Ortsdeixis bezeichnet. Besonders geht es um die lokalen "Demonstrativadverbien" (Ehrich 1983) bzw. die "positionale Situationsdeixis" (Ehrich 1992) oder die lokalen "Anaphern" (Engelen 1986, 120), um nur einige Beispiele für die möglichen Bezeichnungen zu bringen.

²²⁴ Über die Frage einer "emotional deixis" hat Lakoff (1974) spekuliert, bezogen auf den Gebrauch von *this/that* v.a. im amerikanischen Englisch. Sowohl Lakoffs Beispiele als auch die hier zitierten Textauszüge mit *jener* sollten aber nicht als Beleg für eine emotionale Qualität der Deixis als solcher gewertet werden. Eher schon erkenne ich eine Instrumentalisierung der Einheiten für spezifische kommunikative Zwecke, bei denen auch Emotionen eine Rolle spielen.

6.4.1. *da, dort und hier*

Das Wort *hier* ist als deiktisches Element in seinem Bezug auf die Sprechsituation durchsichtig: Es bezeichnet, kurz gesagt, den Ort des Sprechers. *Da* verweist, so scheint es, auf einen vom Standort des Sprechers unterschiedenen Ort²²⁵, *dort* auf einen von der Sprecher-Origo entfernten Ort. Diese grobe Unterscheidung ist noch nicht ausreichend. Das Verhältnis der drei Wörter zueinander ist jedoch nicht einfach zu bestimmen. Das zeigt sich schon an den unterschiedlichen Vorschlägen innerhalb der Literatur zum Thema.

Moilanen (1973) bestimmt *dort* zunächst als 'Nicht-Hier', als grenzüberschreitende Ferne-Deixis, wobei die Grenze durch den Aktionsbereich von S gebildet wird; das Wort *da* verweist zwar auch auf ein 'Nicht-Hier', jedoch innerhalb des Aktionsbereichs. Dabei kann er sich auf Bühler stützen, der vorsichtigerweise mit seinem Sprachgefühl argumentiert. Bühler meint, ein Sprecher verwende *da*

"mit Vorliebe für das sofort Erreichbare, sei es mit der Hand oder mit ein paar Schritten oder unter Überwindung von Ortsentfernungen, die man für nichts rechnet" (Bühler 1934, 100).

Zusätzlich macht er darauf aufmerksam, daß *da* und *dort* "sehr relativ und okkasionell" in Opposition gesetzt werden können (ebd.).

Eisenberg (1986) vergleicht die drei Einheiten mit Hilfe der Unterscheidung von drei Bereichen: Sprecherort, Bezugsbereich und Verweisbereich. Beispielsätze des Typs "Hier in meiner Küche sitzt eine Maus auf dem Tisch." (Eisenberg 1986, 202), den auch Ehrich (1983) verwendet hatte, zeigen aber m.E. nur, daß ein Sprecher sich nicht immer auf den deiktischen Ausdruck verläßt, sondern zusätzliche Lokalangaben machen kann, die aber keinen systematischen Stellenwert in bezug auf die Deixis haben. Interessant ist Eisenbergs Beobachtung über *hier*, das er für mehr als ein "lokales Adverb" hält, weil es auch psychische Nähe ausdrücken könne (a.a.O., 202). Das Verhältnis der drei Ausdrücke bestimmt er so:

"Von den drei Adverbien hat **da** die allgemeinste Bedeutung. Es kann immer an die Stelle von **dort** und häufig an die Stelle von **hier** treten." (Eisenberg 1986, 203)

Diewald (1991, 92) äußert sich ähnlich, wenn sie *da* als "das entfernungsindifferente Archideiktikon" einstuft.

Ehrich (1983, 208 f.) kontrastiert *da* sowohl mit *hier* als auch *dort*. Sie sieht die Begründung der Unterschiede in der Frage, ob Sprechort und Verweisort sich überschneiden oder nicht. In Ehrich (1992) legt sie eine noch weiter ausgearbeitete topologische Beschreibung vor. Ihr Interesse ist auf die formalsemantische Beschreibung der Ausdrücke gerichtet. Für *hier* und *dort* sieht sie festge-

²²⁵ Im Bayerischen ist das allerdings nicht der Fall; *da* wird meist wie *hier* gebraucht. Außerdem ist oft nicht klar, ob ein Unterschied zwischen "*hier sein*" und "*da sein*" besteht.

legte Regionen, für *da* einen "variablen Verweisbereich". Diese Bereiche versucht sie mit der Analyse von Beispielsätzen genauer zu beschreiben. Ausgehend davon, daß

"Lokaladverbien auf Raumregionen Bezug nehmen, die wir als topologisch zerlegbar begreifen" (Ehrich 1992, 42)

kommt sie so zu interessanten Einzelfragen und befaßt sich auch damit, wie Alltagswissen in das Verstehen eingeht (a.a.O., 44). Die Formalisierung durch die Beschreibungssprache erscheint mir jedoch als wenig hilfreich.

Für Weinrich (1993) handelt es sich bei allen dreien um "einfache Positionsadverbien"; allerdings wird *da* zugleich als "Situationsadverb" klassifiziert (1993, 557) und *hier* und *dort* werden zusätzlich durch die semantischen Merkmale (SPRECHER) und (REFERENZ) unterschieden. "Position" erscheint bei ihm auch als Oberbegriff für "Position" und "Situation", ohne weitere Erklärung.

Allgemein akzeptiert ist, daß *dort* in Opposition zu *hier* steht. Es lassen sich aber allenfalls situationsbezogenen Regionen angeben, in denen diese Ausdrücke jeweils 'gelten', denn ein Sprecher nimmt gemäß seinem kommunikativen Zweck in der Situation die Unterscheidung von ortonahen und ortofernen Objekten vor.

In bezug auf den Ausdruck *da* in Unterscheidung zu *dort* kann man auch von Moilanen (1973) lernen. Er hat für eine Reihe von Sprecher-Hörer-Konstellationen Verwendungsweisen von *da/dort* beschrieben. Als Grundlage der Orientierungsfähigkeit nimmt Moilanen abstrakte Perzeptionsmodelle an, zwischen denen S und H situationsentsprechend wählen können. Für die Auswahl von *da* oder *dort* spielen verschiedene Bedingungen und ihre Bewertung durch S eine Rolle, etwa die Überblickbarkeit des vom Sprecher gemeinten Raums bzw. der Distanz, oder die Polarität, die mit *hier/dort* in der Vorstellung etabliert wird, daneben die Frage, wie weit symbolische Prozeduren die Orientierung lenken. Moilanens detaillierte Analyse kann hier nicht im einzelnen nachvollzogen werden. Für *da* – anders als für *hier* und *dort* – ist sekundär auch ein temporaldeiktischer Gebrauch zu verzeichnen. Diese Zweidimensionalität spricht für eine bedingte Freisetzung von *da* im Hinblick auf die Nah-Fern-Unterscheidung. Der fokussierte Punkt kann ein räumlicher sein, aber auch ein in einer zeitlichen Abfolge lokalisierter.

Welche Funktion(en) können diese drei Wörter in wissenschaftlichen Artikeln erfüllen? Aufgrund der Zerdehnung der Sprechsituation und der fehlenden außerinstitutionellen Beziehung der Interaktanten ist eine sprechsituationsbezogene Verwendung (die z.B. in einem Brief möglich wäre), weitgehend ausgeschlossen, da ohne Wissen über die Situation des je anderen keine Verständigung zustandekäme. Aufgrund dessen wäre es denkbar, daß lokaldeiktische Ausdrücke in Wissenschaftlichen Artikeln nicht vorkommen. Die Realität sieht aber anders aus. Alle drei Ausdrücke treten vielfach auf, *hier* sogar sehr häufig.

Die Ausdrücke werden im folgenden einzeln behandelt. Leitfragen sind dabei:

- Kann in wissenschaftlichen Artikeln mit *da/hier/dort* eine Deixis in der Sprechsituation durchgeführt werden?
- In welcher Weise werden die lokaldeiktischen Ausdrücke auf den Textraum bezogen?
- Behalten sie dabei ihre dimensional Spezifika?
- Ist die konstatierte Variabilität und Funktionsdifferenzierung des Ausdrucks *da* von Bedeutung?

6.4.1.1. Der Ausdruck *da*

Anders als Weinrich, der *da* immer auf eine Situation bezogen sieht, und zwar auf "die ganze Gesprächssituation in ihrer leiblich-räumlichen Konfiguration" (1993, 557), möchte ich von der lokaldeiktischen Grundbedeutung ausgehen: Mit dem Zeigwort *da* kann ein Sprecher im Wahrnehmungsraum, meist begleitet von einer Zeiggeste, die Aufmerksamkeit eines Hörers sehr direkt auf ein Objekt oder einen Ort im Wahrnehmungsfeld der Sprechsituation lenken. Zur Aufklärung der in 6.4.1. angesprochenen genauen Funktion von *da* im Unterschied zu *hier/dort* kann die Korpusuntersuchung wenig beitragen, da die Korpusartikel nur wenige lokaldeiktische *da*-tokens und keine sprechsituationsbezogenen enthalten.

Ausgeklammert habe ich bei dieser Untersuchung die wesentlich größere Menge der paraoperativen Einheiten von *da*. Dieser Ausdruck, meist als "kausale Konjunktion" eingestuft, wird bei Redder (1990, 247 ff.) folgendermaßen charakterisiert:

"Durch den Vollzug der paraoperativen Prozedur erfolgt eine spezifische Wissensbearbeitung. Das katadeiktische Verweisobjekt, nämlich der propositionale Gehalt der Sub-Prädikation, wird als Gewußtes in Anspruch genommen und so als gemeinsamer Ausgangspunkt für neues Wissen – kommuniziert im propositionalen Gehalt der Prädikation – genutzt." (Redder 1990, 249)

Außer diesem nebensatzeinleitenden *da*, das 120mal vorkommt, gibt es nur 16 Belege (verteilt auf nur vier der Artikel), die einzeln auf ihre deiktische Qualität geprüft werden müssen. Ich beginne mit den einfacheren Fällen. In nur einem Beleg kann *da* als temporaldeiktischer²²⁶ Verweis auf ein Element in einer Reihe von Ereignissen verstanden werden, für den Leser erkennbar durch die Einbettung in einen zeitlich-präpositionalen Rahmen, "von ... an"²²⁷:

²²⁶ Es handelt sich dabei um eine Übertragung, die im Deutschen routinisiert vollzogen wird, offenbar vermittelt über die Analogisierung einer Ereignis-Chronologie mit einer Reihe von Orten. Dieser Vorgang ist nicht erstaunlich, man vergleiche nur mit den Bedeutungen der Präpositionen.

²²⁷ P. G. Meyer (1983, 97): "fast sämtliche Ausdrücke für zeitliche Relationen lassen sich historisch als *Metaphern* aus räumlichen Relationen erklären".

"Von **da** an findet sich eine ganze Reihe von Briefen und Notizen, die ..." MANN a14

Zwei andere Fälle sind Beispiele für eine Deixis ins Leere, beide aus dem stadteographischen Text, von denen eins vorgestellt wird:

"... die erhaltende Sanierung, in deren Zusammenhang sich **hier und da** eigenständige Altstadtquartiere mit Freizeitfunktionen entwickeln." GEOG a18

Die Kombination "*hier und da*" ist auch alltagssprachlich bekannt. Es handelt sich bei ihr um eine lexikalisierte Deixiskombination ohne Verweisobjekt bzw. mit beliebigen Verweisobjekten. Sie wird normalerweise als Anzeichen der Gleichgültigkeit des Sprechers gegenüber den tatsächlichen Orten verstanden. Eine solche Gleichgültigkeit gegenüber einzelnen Momenten des Gegenstandes ist für Wissenschaftler nicht grundsätzlich abträglich, sondern ist sogar ein notwendiges Komplement der von ihnen geforderten Konzentration auf die wesentlichen Eigenschaften des Gegenstandes (vgl. Krafft 1987, 24). Die Gleichgültigkeit sprachlich auszudrücken, ist allerdings in einem Wissenschaftlichen Artikel im Hinblick auf die allgemeinen Anforderungen der Sachlichkeit und Ökonomie eher dysfunktional. Ich betrachte die genannte Deixis ins Leere daher für die Korpustexte als ein Randphänomen.

Von einer lokalen Deixis im Textraum, also einem Verweis auf ein π -Element mit lokaler Qualität, kann man bei dem folgenden Beleg sprechen; die lokale Angabe *bei Hofe* ist textuelles Verweisobjekt:

"... wir wissen daher im einzelnen nur unvollkommen über die Meinungskämpfe bei Hofe Bescheid, die **da** offenbar auch unter Verwendung des vollen Arsenal gelehrter Argumente, aber mit steter Rücksicht auf ein ungelehrtes Publikum ausgefochten werden mußten." UNIV a44

Die Verwendung von "*da*" ist, wie mir scheint, für die Textart ungewöhnlich. Ähnliche Belege finden sich sonst nur bei *dort* (s.u.). Nur in zwei weiteren Fällen, die beide aus dem Text MANN stammen und parallel gewertet werden können, finden wir ebenfalls einen lokaldeiktischen Verweis: Der Ausdruck *da* kann paraphrasiert werden mit "in diesem Bericht". Gemeint ist ein Bericht von Thomas Mann über die Entstehung des Romans "Doktor Faustus". Bei genauere Prüfung ist die lokaldeiktische Qualität nicht ganz selbstverständlich, da ein Bericht in einem anderen Sinne ein Ort ist als die in der Sprechsituation sinnlich gegebenen Orte. Allgemein werden solche Angaben aber schon deshalb als lokal aufgefaßt, weil wir – vermittelt über das System der Basis-Präpositionen – eine Unterscheidung der Adverbiale in temporale und lokale vornehmen. Die semantischen Verhältnisse, die die Präpositionen ausdrücken, funktionieren offenbar auch in bezug auf nur bedingt räumliche Dinge oder nicht-räumliche Abstrakta, ohne daß deshalb der Eindruck des lokalen Verhältnisses völlig verschwindet. Hier wird also eine Abstraktion vorgenommen.

Gab es in den drei bisher besprochenen Belegen noch ein textuell aufzufindendes Verweisobjekt, so ist das in den übrigen Vorkommen nicht der Fall, oder es ist nur mit Schwierigkeiten anzugeben. Die Frage, was im einzelnen durch *da* neufokussiert wird, ist nicht schnell zu beantworten. Es erweist sich als unbedingt erforderlich, das Konzept der oben kurz vorgestellten Verweiräume wieder aufzugreifen. Die Konstituierung dieser Räume beruht auf den verschiedenen Abstraktionsprozessen, die mittels Sprache möglich sind (Redder 1990, 141). Insbesondere drei Räume kommen für die Bestimmung in Frage: der Textraum, der Vorstellungsraum und – als Sonderfall – die Deixis ins Leere; Sprechzeitraum und Rederaum kommen nur in besonderen Fällen und mit spezifischen Merkmalen aufgrund der zerdehnten Sprechsituation in Betracht.²²⁸ Da nun allerdings, wie gesagt, die noch zu diskutierenden Belege nicht in klarer Weise auf den Textraum verweisen, kann es sich um Deixis im Vorstellungsraum handeln. Insbesondere der schon zitierte literaturwissenschaftliche Text MANN nutzt den Ausdruck *da* mehrfach für eine besondere Art der Steuerung der Wissensverarbeitung des Lesers. Ein Beispiel kann das verdeutlichen. Innerhalb des einleitenden Teils des Artikels, der die zentrale These des Autors einführt, werden zunächst eine Reihe von Indizien dafür aufgezählt, nämlich eine Liste von 'komischen' Namen von Figuren im Werk von Thomas Mann. Die beabsichtigte Wirkung auf den Leser wird dann so formuliert:

"Fast fühlt man sich **da**, obwohl man es doch mit einem bitteren "Schmerzensbuch" und traurigen "Endwerk" zu tun haben soll, in eine Komödie versetzt ..." MANN a6

Auch wenn das *da* nicht in initialer Position ist und damit nicht im Sinne von Brinkmann als "Anschlußwort" fungieren kann, hat es doch eindeutig die Aufgabe, die vorangegangene Aufzählung als ganze zur Basis einer (mit dem Wort *fast* eingeschränkten) Aussage über ein notwendig resultierendes Gefühl zu machen. Insofern wird mit *da* der abgeschlossene propositionale Gehalt (die Indizienkette) so wie ein räumlich-zeitlich lokalisierbares Ereignis behandelt, auf das S und H reagieren müssen. Hier bietet sich ein Vergleich mit dem Einsatz von *da* in mündlichen Erzählungen an. Darin bildet der Ausdruck oft eine Scharnierstelle (Redder 1990, 176 f.), die einen Szenenwechsel, ein schlagartiges Versetzen des Hörers in eine andere Szene, markiert. Der Autor von MANN baut zwar keine Szene, aber doch einen Vorstellungsraum beim Leser auf, den er zunächst mit zusammengehörigen Informationen anfüllt; an der Scharnierstelle kann der Autor die vor dem 'inneren Auge' des Lesers versammelten Informationen mit Hilfe von *da* neu fokussieren. Gegenüber einer objektdeiktischen Neufokussierung mit "das (alles)" ergibt sich der Unterschied,

²²⁸ So ist der Rederaum nur innerhalb von zitierter Rede relevant, und beim Sprechzeitraum ist der gemeinsame Wahrnehmungsraum fast völlig reduziert, nämlich auf den Text als einzige Verbindung der zusammengehörigen Sprechsituationen.

daß der Autor das Gefühl des Komödienhaften wie eine spontan-unmittelbare Reaktion auf die Gesamtansicht seiner Indizien einführen kann. Würde er eine Schlußfolgerung formulieren, wäre das weitaus distanzierter (z.B.: "Das zeigt/ beweist, daß dem Buch der Charakter einer Komödie zukommt."). Dieser Gebrauch von *da* hat eine besondere stilistische Ausprägung. Das liegt vor allem an der Inanspruchnahme des Vorstellungsraums zu dem Zweck, besondere Überzeugungskraft für die zentrale These zu erzeugen. Die Leser werden in spezifischer Weise als Literatuerfahrene angesprochen: Sie sollen sich in den Romanleser hineinversetzen und die emotionale Wirkung bestimmter Textelemente (hier: der Namen) nachvollziehen.

Diese Deutung des Belegs MANN a6 erscheint möglicherweise weitgehend, sie wird aber durch einige andere Belege aus MANN unterstützt. Dreimal verschafft der Autor sich ein quasi-lokales Verweisobjekt im Vorstellungsraum mit Hilfe eines durch "*wo*" eingeleiteten Relativsatzes. Dessen Gehalt wird dann als "lokalisiertes Gewußtes" in Anspruch genommen (Redder 1990, 226). Als Beispiel:

Wo die geschichtliche Erfahrung niederdrückend wirkt und die "Politisierung des Geistes" gefordert wird, **da** freut sich Thomas Mann über ein Werk wie das "Glasperlenspiel", ... MANN a16

Drei Schritte sind zu unterscheiden: Zuerst wird dem Leser mit "*wo*" ein Ort angekündigt; dessen Beschreibung gibt aber das Bild einer Situation; das anschließende *da* greift die Situation wieder als einen vor dem Auge des Lesers präsenten Ort oder Anblick auf und synchronisiert dadurch den propositionalen Gehalt des Satzes über Thomas Mann mit der genannten Situation. Insgesamt hat dies für die Verarbeitung des propositionalen Gehaltes den Effekt, daß Thomas Manns Freude als eine zu diesem Ort gehörige, insofern adäquate Reaktion verstanden wird. Auf Modifikationen, die sich durch die beiden anderen ähnlichen Belege ergäben, verzichte ich, da bereits deutlich geworden ist, wie komplex der mentale Ablauf ist, d.h. wie eng die mentalen Tätigkeiten von S und H koordiniert werden müssen. Es bestätigt sich die Einsicht von Ehlich (1992c, 15):

"Im Vorstellungsraum ist die gemeinsame konstruktive mentale Tätigkeit der Interaktanten für jede gelingende Verwendung deiktischer Ausdrücke immer schon vorausgesetzt."

Es soll nun noch kurz ein Beleg aus einem anderen Text kurz diskutiert werden, mit dem die Abstraktion noch einen Schritt weitergetrieben wird. Der Ausdruck *da* leitet hier einen neuen Absatz (//) ein. Zuvor ging es um die Bewertung einer psychologischen Theorie.

"Bei genauerem Zusehen erkennt man aber noch weitere, recht interessante Komponenten. // **Da** wären zunächst einmal wichtige Aspekte der Gefühlslehre der Leipziger Schule hervorzuheben." PERS a18-19

Dieses absatzeinleitende *da* scheint ein geeignetes Beispiel für Brinkmanns Kategorie "Anschlußwörter" zu sein: "Sie versetzen den Satz, den sie eröffnen, in Situation oder Zusammenhang." (Brinkmann 1971, 504) Das ist auch hier zutreffend, aber nicht ausreichend. Die deiktische Qualität von *da* fordert vom Leser eine Neufokussierung. Das Problem ist, daß nicht zuvor ein Vorstellungsraum aufgebaut wurde, der im folgenden Abschnitt in den Mittelpunkt gestellt werden könnte. Stattdessen wird mit dem Symbolausdruck "Komponenten" und den adjektivischen Qualifizierungen ein zunächst noch leerer Vorstellungsraum eröffnet, der dann erst in längeren Sequenzen des nachfolgenden Texts allmählich ausgefüllt wird. In alltäglichen Gesprächen kommt eine solche Verwendung von *da* in Verbindung mit einer Ankündigung durchaus häufig vor. Z.B. kann ein Sprecher sich mit der Behauptung, über ein Objekt Bescheid zu wissen, den Turn verschaffen, um dann aus dem in seiner Vorstellung Befindlichen heraus etwas aufzugreifen ("Da gibt es z.B. ...") oder dessen Einzelelemente aufzuzählen ("Da ist einmal ... , dann ist da ..."). Eine solche Aufzählung findet man im Korpus nur einmal (UNIV a31). In einem Wissenschaftlichen Artikel gibt es, systematisch gesehen, keine Notwendigkeit, sich auf diese Weise das Zuhören der Interaktanten zu sichern. Zudem hat eine derartige Aufzählung den Charakter des eher oberflächlichen Überblicks. Es scheint daher eine Imitation einer im Diskurs verbreiteten, eher informellen Redeweise vorzuliegen.

Interessant ist, daß alle diskutierten Belege aus Texten sozial- und geisteswissenschaftlicher Disziplinen stammen. Die mathematisch/technisch/naturwissenschaftlichen Texte verwenden *da* ausschließlich paraoperativ, als subordinierende Konjunktion.²²⁹ Hieraus erklärt sich möglicherweise auch, warum lokaldeiktisches *da* (im Unterschied zu *hier* und *dort*) als Deixis im Textraum oder im Vorstellungsraum so selten vorkommt. Um sowohl die gelegentliche Präsenz als auch die Nichtpräsenz von deiktischem *da* in bestimmten Textgruppen zu erklären, sehe ich zwei Argumente:

- a) Die hohe Frequenz von paraoperativem *da* scheint ein Hindernis für den deiktischen Gebrauch von *da* zu sein. Letzteres muß zwar nicht, kann aber ebenso wie die Konjunktion an initialer Stelle im Satz stehen; einer Verwechslung würde dann nur durch die unterschiedliche Position des finiten Verbs vorgebeugt. Ohne Zweifel erleichtern die Autoren, die *da* nur in einer Variante verwenden, ihren Lesern den routinierten Umgang mit dem paraoperativen Mittel. Als Tendenz zur Vermeidung scheint mir dies auch in den anderen Texten feststellbar.

²²⁹ Diese Wortarten-Einordnung ist nicht zufriedenstellend. Redder (1990) zeigt im einzelnen, wie paraoperatives *da* aus dem deiktischen Ausdruck abgeleitet werden kann.

- b) Diejenigen Texte, die dennoch deiktisches *da* enthalten, weisen eine größere Nähe zur Alltags- und gehobenen nichtwissenschaftlichen Sprache auf. Die Autoren nutzen den Ausdruck für eine Art der komplexen Aufmerksamkeitssteuerung, die, wie ich vermute, mit dem Handlungsmuster des Erzählens in Verbindung gebracht werden kann.

Zusammenfassung: Der Ausdruck *da* wird in den Wissenschaftlichen Artikeln ganz überwiegend als paraoperatives sprachliches Mittel genutzt. Deiktisch gebrauchtes *da* ist ein Ausnahmefall. Die Rolle des Ausdrucks in den Wissenschaftlichen Artikeln ist damit konträr zu der in Diskursen vieler Art, in denen von *da* häufig und variabel Gebrauch gemacht wird, auch in der temporalen Dimension. Nur wenige Autoren von sozial- und geisteswissenschaftlichen Texten nutzen den Ausdruck analog zu außerwissenschaftlichen Verwendungen. Der Grund für die geringe Präsenz von lokal- oder temporaldeiktischem *da* im Korpus liegt nach meiner Auffassung vor allem darin, daß die Autoren Verwechslungen mit dem paraoperativen Ausdruck vorbeugen wollen.

Möglicherweise ist *da* als alltagssprachlich hochfrequentes Mittel einigen Autoren suspekt. Die genauere Analyse einiger Vorkommen im Korpus zeigte aber, daß dennoch komplexe Verweise innerhalb des Wissensraums zustandekommen können.

6.4.1.2. Der Ausdruck *dort*

Die Verhältnisse bei dem Ausdruck *dort* sind etwas einfacher. Er kommt in 9 Texten insgesamt 27mal vor, besonders häufig in dem Text MANN. Eine fachspezifische Verteilung wie bei *da* ist ansonsten nicht erkennbar. Ein Teil der Vorkommen in MANN wird hier ausgeklammert, da es sich um wörtlich wiedergegebene Rede handelt.²³⁰

Dort wird grundsätzlich anadeiktisch gebraucht und auf Objekte im Textraum bezogen. Das bedeutet, daß die Abstraktionsstufe zwar über der der sprech-situativen Verwendung liegt, aber weniger abstrakt ist als die – wenn auch seltene – Nutzung von *da* im Vorstellungsraum. Für die genauere Analyse sei wieder an die oben aufgeführten Fragen erinnert, die die Verweisräume einerseits, die Nah-Fern-Unterscheidung andererseits betreffen.

Eine Anadeixis im Textraum liegt vor, wenn mit *dort* auf im Text zuvor genannte Lokalitäten verwiesen wird: ein Krankenhaus (KONT) oder auch das Epizentrum eines Erdbebens (SEIS). Daneben und sogar häufiger findet man andere Arten von Verweisobjekten, z.B.:

²³⁰ Dabei wird sprachliches Handeln von Aktanten aus einem Roman von Peter Weiss wiedergegeben. Diese Handlungs-Einblendung mit ihren situativen Komponenten dient zwar dazu, einen Beleg für die Argumentation zu gewinnen, ist aber kein Teil des wissenschaftlichen Texts.

- eine mittelalterliche Fakultät
- eine Rede im Rundfunk
- ein Arzt, an den man sich wendet
- die Geisteswissenschaften.

Mit Ehrich (1992, 13) kann man von einer quasi-lokalen Strukturierung sprechen:

"Wendungen wie *in diesem Gedicht, an diesem Punkt meiner Ausführungen, auf dieser These aufbauend, in dieser Verhandlung, bei dieser Tagung, auf dieser Konferenz*, in denen mittels topologischer Raumbegriffe propositionale oder soziale Strukturen als räumliche behandelt werden, liegt ... die Verwendung eines abstrakten bzw. metaphorischen Raumbegriffs zugrunde."

Die lokale Strukturierung entsteht m.E. durch die Verwendung von Präpositionen. Hinzu kommt, daß in Ehrichs Beispielen das Verb "aufbauen" oder das Substantiv "Punkt" tatsächlich metaphorischen Charakter besitzen. Entscheidend scheint mir aber der Zusammenhang zwischen der Deixis und dem System der deutschen Präpositionen, die sowohl konkret-lokale als auch abstrakte Relationen ausdrücken können. Für den anadeiktischen Verweis im Textraum ist erforderlich, daß das p-Element ein Adverbial ist, das von einer Präposition mit lokaler Grundbedeutung eingeleitet wird; außerdem muß das Substantiv ein quasi-lokales Verständnis ermöglichen. Im nachfolgenden Beleg trifft beides zu:

"**In der medizinischen Ökologie** ist jedoch mit der zunehmenden Bereitstellung relevanter Daten absehbar, daß das **dort** typische Interesse an kulturübergreifenden Aussagen die Durchführung interkultureller Studien motivieren wird." ETHN a41

Wäre "Medizinische Ökologie" grammatisches Subjekt des Satzes, so würde sich eine andere Art der Neufokussierung anbieten, etwa: "deren typisches Interesse" oder "das dafür typische Interesse". Durch das Adverbial wird aber eine *Situierung* der Prädikation vorgenommen, auf die mit *dort* verwiesen werden kann. Das bedeutet allerdings nicht, daß der Ausdruck *dort* nur Verweisobjekte haben kann, die die syntaktische Form eines Adverbials haben. Im nachfolgenden Beleg würde man irregeleitet:

"... daß das oft als "pauschales Betroffenheitsgebot" verstandene **Buch** von der deutschen "Unfähigkeit zu trauern" der Heiterkeit eine wichtige Funktion im Prozeß der Trauer zuschreibt. So heißt es **dort** einmal: ..." MANN a31

Der Leser könnte hier auf das Adverbial "im Prozeß der Trauer" stoßen, kann aber damit kein konsistentes Verständnis erreichen. Nur die Verbform "es heißt" führt ihn auf den richtigen Weg, indem sie ihm das Verweisobjekt Buch nahelegt. Der Bezug wird letztlich also auf semantischem Wege hergestellt: Das Buch ist der Ort des Zitats. Ein Verweis mit *darin* wäre in diesem Textauszug naheliegend, weil eindeutiger als *dort*.

Im nachfolgenden Beleg ist zumindest umstritten, ob das Bezugsselement, syntaktisch gesehen, eine Direktionalergänzung oder ein Präpositionalobjekt ist, das keine lokale Qualität hat. Das Verständnis von *dort* setzt daher eine komplexere mentale Leistung von H voraus:

"Es kommt immer wieder vor, daß Schwestern Patienten einen Wunsch abschlagen. Manche wenden sich dann an den Arzt und hoffen **dort** weiterzukommen." KONT a33

Wenn man die lokaldeiktische Basisunterscheidung von *hier* und *dort* im Kopf hat, muß man eigentlich erstaunt sein, ist doch "der Arzt", der mit *dort* neufokussiert wird, der generische Ausdruck für diejenige Gruppe, der der Autor selbst angehört. Wir sehen hier, daß die Origobezogenheit der Deixis in anderer Weise als in der Sprechsituation funktioniert. In welcher Beziehung kann überhaupt der Arzt als Adressat als 'entfernterer Ort' aufgefaßt werden? Das ist nur aus der Perspektive der Patienten sinnvoll: Die Schwestern sind für sie eine naheliegende Möglichkeit der Wunscherfüllung; wenn dies nicht klappt, wird als zweiter (und wohl auch schwierigerer) Schritt die Bitte an den Arzt ins Auge gefaßt. Der Ausdruck *dort* ist also nicht auf die Sprecher-Origo bezogen, sondern H muß auf das vermutete Wahrnehmungs- und Handlungssystem der thematischen Figur des Patienten rekurrieren. Durch die Wendung an den Arzt entsteht eine neue Handlungskonstellation, die als alternativer Ort sprachlichen Handelns eingestuft wird.

Wie das letzte Zitat zeigte, ist die besondere Qualität von *dort*, einen Ort zum Zweck der Fokussierung als origofern auszuweisen. Im Textraum sind die Kriterien dafür, was als 'fern' gilt, andere als in der Sprechsituation, unter der Bedingung eines gemeinsamen Wahrnehmungsbereichs. Mehrere Belege verdeutlichen, was damit gemeint ist.

"... Probleme auf dem Gebiet der Photo- oder Kernphysik behandelt, die vorteilhaft auch auf das Gebiet der Pharmakokinetik übertragen und **dort** angewendet werden können." KOMM a3

Es werden zwei Gebiete angeführt, von denen das zweite das des Autors und insofern eigentlich das nähere von beiden ist. Warum wird trotzdem *dort* gebraucht? Hier liegt offenbar ebenfalls eine Origo-Verschiebung vor. Der gewählte Ausgangspunkt sind nämlich die Probleme, die die Photo- oder Kernphysik behandelt; mit dem Verb "übertragen" wird die Perspektive der zuerst genannten Disziplin beibehalten, um dann erst die Pharmakokinetik als deren Anwendungsgebiet symbolisch einzuführen. Für die Verarbeitung des Lesers spielt die persönliche Beziehung des Autors zu den Gebieten keine Rolle. Stattdessen findet die Neufokussierung ihr Objekt im Textraum.

In drei weiteren Fällen kann man die Deixis *dort* als einen für wissenschaftliche Texte standardisierten Verweis auffassen. Das Verweisobjekt ist eine frühere Arbeit des Autors oder eine Arbeit anderer Autoren, die textuell oft nur

angedeutet bzw. durch Fußnotenzeichen symbolisiert wird. Im nachfolgenden Beispiel ist es das Symbol [8], das auf den Anmerkungsteil des Artikels verweist:

"Ein solches ist beim Durchgang von Elektronen durch Stoffschichten behandelt worden [8]. Die **dort** auftretenden Koeffizienten, die noch von der Eindringtiefe abhängen können, ..." KOMM a3

Nur für den geübten Leser wissenschaftlicher Texte ist sofort klar, daß das Prädikat "ist behandelt worden" auf eine schriftliche Behandlung des Themas in einer im Anmerkungsteil verzeichneten wissenschaftlichen Arbeit hinweist, in der die fraglichen Koeffizienten ermittelt wurden. Es handelt sich also um einen Verweis im Textraum, d.h. daß der Text als ganzer, als semiotisch und funktional gegliedertes Objekt, fokussiert werden muß. Weil für solche Verweise eine routinisierte Handhabung des wissenschaftlichen "Apparates" unterstellt ist, hat der Verweis einen technischen Charakter.

An einem letzten Beleg kann verdeutlicht werden, daß die lokaldeiktische Qualität von *dort* auch für eine Orientierung bei der Auswahl von Textelementen genutzt wird.

"Dieser begriffliche Unterschied (zwischen Zauberei und Hexerei) stammt aus der afrikanischen Kultur der Azande. Zauberei bezieht sich **dort** auf die von den Menschen in schädigender Absicht verwandten erlernten Techniken ..." ETHN a25

Der Leser dieser Textstelle könnte meinen, *dort* sei damit zu erklären, daß die afrikanische Kultur weit von "uns" (den europäischen Ländern) entfernt ist. Das wäre aber nur eine oberflächliche Assoziation, denn die Text-Deixis funktioniert anders. Mir scheint, daß für das Verständnis von *dort* eher das Verb *stammen aus* relevant ist, denn damit wird ein Unterschied zwischen dem Geltungsbereich und dem Herkunftsbereich der beiden Begriffe angesprochen. Mit ersterem wird im Text begonnen, weshalb die Herkunftskultur als 'entfernt' gelten muß. Vergleichbar ist der Einsatz von *dort* im Text OZON: Wenn der Ozonwert bis zu einem Maximum zunimmt und "*von dort*" wieder abnimmt, so muß das Maximum als fernerliegendes Ergebnis des Prozesses "Zunehmen" verstanden werden.

Insgesamt zeigt sich, daß das Reden von "Entfernung" einen partiell metaphorischen Charakter hat. Zum einen deshalb, weil die Orte nicht wirklich Orte sind; zum anderen deshalb, weil die Entfernungen, um die es geht, sich auf das Verhältnis propositionaler Gehalte beziehen können, auf Relationen zwischen Wissensseinheiten. Der textuelle Verweisraum wird dabei von den Autoren eng konzipiert, wie das auch bei den bisher behandelten deiktischen Einheiten der Fall war.

Als Verweiselemente kommen solche in Frage, die

- a) semantisch die Qualität haben, daß sich etwas anderes durch sie lokalisieren läßt (z.B. eine Aussage durch die Auskunft, wo sie steht);

- b) durch eine präpositionale Einleitung zu erkennen geben, daß der Autor sie wie einen Ort behandelt (syntaktisch: Adverbiale). Dabei spielen bestimmte Verben eine Rolle, die – wenn auch abstrakte – Bewegungsrichtungen ausdrücken und dadurch eine Vorstellung von einem *Hier* und einem *Dort* evozieren (*stammen, übertragen, zunehmen* etc.).

Zusammenfassung: Wenn Ehrich (1992, 32) angibt, "daß hier und dort nicht im strengen Sinne anaphorisch gebraucht werden können" (wobei sie "anaphorisch" im Sinne von anadeiktisch meint) und stets "situativ verankert bleiben", ist dem zu widersprechen. Die Auswertung der hier aufgeführten Belege zeigt, daß *dort* in diesem Korpus ausschließlich anadeiktisch auftritt. Dies führt zu erheblichen Veränderungen gegenüber dem sprechsituativen, auf die Sprecher-Origo bezogenen *dort*: Welche Art von Entfernung jeweils gemeint ist, kann der Leser nur aus symbolischen, besonders aus den relationierenden Prozeduren, erschließen. Der Ausdruck *dort* tritt offenbar im Textraum nicht in Opposition zu *hier* auf.

6.4.1.3. Der Ausdruck *hier*

Der Ausdruck *hier* ist ein sprachliches Mittel, mit dem ein Sprecher den jeweiligen Ort seiner Sprechhandlung in den Fokus von H bringen kann. Der Zusammenhang mit dem Ort des Sprechers wird in unterschiedlichen Formulierungen in der Literatur immer wieder deutlich (z.B. Kubczak 1987, 74 f.). Im gesamten Korpus tritt der Ausdruck *hier* 160mal auf. Er ist damit der am häufigsten verwendete lokaldeiktische Ausdruck. Um seine Verwendung in wissenschaftlichen Artikeln zu klären, kann wieder von der deiktischen Basisfunktion ausgegangen werden. Die Belege lassen sich in zwei große Gruppen teilen: Mehr als die Hälfte sind sprechsituationsbezogen (soweit das in Texten möglich ist), der Rest der Belege ist anadeiktisch²³¹ und wird an zweiter Stelle behandelt.

Schon zu Beginn des Kapitels wurde darauf hingewiesen, daß der 'Ort des Sprechers' nicht objektivistisch als ein abgegrenzter Raum oder ein Gebiet um den Sprecher herum beschreibbar ist, dessen Maximalgröße sich angeben ließe.²³² Ein Sprecher hat die Möglichkeit, sehr unterschiedliche Bereiche abzustecken. Dies hatte bereits Bühler deutlich gemacht:

"Umgekehrt kann zum Hier-Bereich die ganze Erde gerechnet werden, wenn irgendein Jenseits mit 'dort' angedeutet wird." (Bühler 1934, 100)

Ein so großräumig angelegter Vergleich übersteigt den Wahrnehmungsraum von S und H. Das ist auch bei dem folgenden Korpusbeleg der Fall:

²³¹ Der einzige katadeiktische ist zu vernachlässigen.

²³² Versuche dazu machen z.B. Sennholz (1985) und Klein (1978).

"Als nächstes betrachten wir die Entwicklung im wirtschaftlich führenden Land Westeuropas, der Bundesrepublik Deutschland. Figur 4 zeigt, daß die Lohnexplosion **hier** um einiges zögernder zur Geltung kam als in den USA ..." LOHN a15

Daß die Deixis vom Wahrnehmungsraum abgelöst werden kann, bedeutet, daß die Erfassung der Extension von *hier* ein größeres Abstraktionsvermögen erfordert. Im letzten Beleg wird z.B. der Vorstellungsraum der Hörer hinsichtlich der geographisch-politischen Landkarte mit in Anspruch genommen. Auf den ersten Blick vermutet man eine Deixis im Sprechzeitraum, da die Autoren Deutsche sind und sich an deutsche Leser wenden, also die BRD als gemeinsamen Handlungsort beanspruchen können. Ich glaube jedoch, daß ein zweiter Blick notwendig ist. Zu bedenken ist, daß bei vergleichbaren Lokalangaben wie "im nördlichen Allgäu und am westlichen Bodensee" (MOLA) auch mit *hier* refokussiert wird, ohne daß eine sprechsituative Deutung erfolgt. Dagegen spricht auch, daß die Verfasser von LOHN kein rein deutschsprachiges Publikum vor Augen haben konnten; Konsequenz wäre der Ausschluß eines internationalen Leserkreises.

Ich nehme an, daß in beiden Fällen der Ausdruck *hier* im Textraum verstanden wird.

Die zunächst zu beschreibende Verwendung von *hier* ist eine besondere Variante einer Deixis im Sprechzeitraum. Sie ist vermutlich textarttypisch, d.h. ich nehme an, daß sie für andere wissenschaftliche Schriften geringere Bedeutung hat als für den Wissenschaftlichen Artikel. Verweisobjekt ist dabei der Text selbst als das Substrat der autorseitigen Sprechhandlung, das den zeitlich-räumlich getrennten anderen Interaktanten materiell vorliegt und zugleich kognitiv zugänglich ist, weil es ein sprachliches Produkt ist. Nur in diesem Text ist – wenn überhaupt – der Autor für seine Leser 'präsent' (Ehlich 1989, 39). Insofern kann der Autor *hier* als Verweis auf den Text im Sprechzeitraum benutzen, genauer gesagt als Verweis auf das einzige in beiden Hälften der zerdehnten Sprechsituation vorhandene Objekt, konzeptualisiert als Ort, an dem sich H und S aufhalten. Das bedeutet, daß der Ausdruck sehr häufig in Textkommentaren zu finden ist, also dort, wo Autoren die getroffenen Text-Dispositionen erläutern und begründen. Zwei Belege können das illustrieren:

"Es soll **hier** versucht werden, einen ordnenden Überblick über die bisherigen stadtgeographischen Arbeiten zu geben, ..." GEOG a2

"Das Selbstbild einer Person wird **hier** als Produkt direkter sozialer Interaktion verstanden." SELB a4

Der Ausdruck *hier* kommt offenbar einem regelmäßigen auftretenden Bedarf in der Formulierungsarbeit an einem Wissenschaftlichen Artikel entgegen: Der Sprecher kann, wenn er dem Hörer orientierende Mitteilungen gibt, kurz und unmißverständlich auf den besprochenen Text selbst verweisen. 18 der 20 Autoren benutzen *hier* mindestens einmal, sieben davon zwischen 10 und 20mal, einer sogar 25fach (UNIV). Fast die Hälfte der Korpusbelege von *hier* kann mit

"in dieser Arbeit" paraphrasiert werden. Daher eignet sich *hier* auch für die Lokalisierung von sog. "advance organizers" und steht mehrfach am Absatzanfang.

Es ist vorstellbar, daß *hier* in dieser Funktion mit der Formulierung "in dieser Arbeit" konkurriert. Im gesamten Korpus wird diese Formulierung aber nur zweimal benutzt. Die Einheit *hier* scheint für diese Aufgabe besser geeignet zu sein. Erklärbar ist das dadurch, daß die objektdeiktische Umschreibung weniger klar ist als *hier*: Der Leser des Hinweises "in dieser Arbeit" muß immer zunächst den Textraum überprüfen, bevor er eine Deutung im Sprechzeitraum für möglich hält, denn der allergrößte Teil der Kombinationen von *dieser*-Deixis mit Symbolwörtern ist im Textraum zu interpretieren, so daß eine entsprechende Gewohnheit bei den Lesern zu vermuten ist. Der Ausdruck *hier* scheint demgegenüber noch mehr von seiner Bindung an die Sprechsituation erhalten zu haben, als das bei *dieser* der Fall ist, so daß mit ihm eine schnellere und sicherere Orientierung des Lesers gelingen kann.

Hier wird auch im Zusammenhang von Planungs- oder Überblicksinformationen eingesetzt, die nicht den ganzen Text betreffen, sondern z.B. die Ausführlichkeit der Darstellung in einer Argumentation oder einem Abschnitt. Die Paraphrasierung von *hier* könnte dann lauten: "an dieser Stelle" oder "in diesem Zusammenhang". Schon den obigen Beleg aus GEOG (a2) konnte man auch so verstehen. Die beiden nächsten Belege machen die Einschränkung des *hier*-Bereichs noch etwas deutlicher.

"Das lac-Operon von E.coli ist das klassische Beispiel der Regulation der Transkription in Prokaryoten und dient uns **hier** zur Erläuterung einiger Grundbegriffe (Abbildung 1)." HEFE a2

"Die Übergangsfunktion jeder Komponente läßt sich bei linearen Differentialgleichungen stets als Summe von Exponentialfunktionen darstellen, (...). Auf die Behandlung des Eigenwertproblems kann **hier** verzichtet werden, ..." KOMM a65

Man kann dies als eine Fokus-Einengung betrachten. Es liegt dann keine echte Alternative zu der textbezogenen Verwendung vor, sondern nur eine präzisere Steuerung der Fokusbildung beim Leser im Sinne einer Verengung des Fokus. Veränderungen der Fokus-Weite können die Leser anhand der jeweiligen textuellen Einbettung von *hier* herausfinden. Dabei ist wichtig festzuhalten, daß die Alternativen nicht solche eines mehr oder weniger großen räumlichen Textbereiches sind, sondern daß es um die Sprechhandlungsverkettung geht; die gesamte Kommunikationseinheit Text mit ihrem Zweck und ihrer sprachlichen Gestalt einerseits, kleinere Ausschnitte aus dieser Verkettung mit spezielleren Teilzwecken andererseits – das sind die zu entscheidenden Alternativen für das Verweisobjekt von *hier*. Es besteht also kein großes Risiko eines Mißverständnisses, denn eine Veränderung der Fokusweite ist leicht möglich, schon weil alles, was für einen Textteil gilt, auch den Text betrifft.

Außer den bisher beschriebenen Fällen gibt es eine ebenfalls große Zahl von anadeiktischen Verwendungen, auf den Textraum bezogen. Das anadeiktische *hier* scheint aus dem sprechsituativen ableitbar zu sein, mit drei Ableitungsschritten:

1. Der Text als zugleich materielles und ideelles Verbindungsstück der getrennten Hälften der Sprechsituation kann vom Autor als origospezifischer Ort in Anspruch genommen werden.
2. Ebenso wie der Gesamttext Verweisobjekt von *hier* sein kann, gilt das für einzelne Textteile, auf die die Aufmerksamkeit von H aktuell gerichtet ist.
3. Sehr spezifische p-Elemente mit lokaler Bedeutung können Verweisobjekt sein. Der Fokus ist dann maximal eingengt.

Für dieses anadeiktische *hier* werden im weiteren noch Belege vorgestellt und diskutiert, die für die Textorganisation interessante Einsichten nahelegen.

"Anders ist die Situation bei den Reaktionen höherer als 1. Ordnung. **Hier** treten die Komponenten des Dosisvektors mit denen der Grundreaktion in Wechselwirkung, ..." KOMM a61

Es sind die "Reaktionen höherer als 1. Ordnung", die in der zweiten Proposition als origonaher Bereich für die Wechselwirkung von Komponenten auftreten. Innerhalb dieser propositionalen Abfolge kann *hier* eine spezifische Funktion erfüllen, nämlich die, den Leser zur Fokussierung seines Wissens über die Reaktionen höherer Ordnung aufzufordern. Würde dieses Wissen nicht einbezogen, müßte der Autor evtl. zusätzliche Ausführungen einschieben, um seine nachfolgenden Gedanken verstehbar zu machen oder zu begründen. So wird die Komplexität der deiktischen Prozedur, die bereits in Kap. 4 angesprochen wurde, sehr deutlich: Das Verweisobjekt muß mit allen beim Leser schon vorhandenen und im Text bis dahin aufgebauten Wissensstrukturen refokussiert werden.

In der Analyse des nachfolgenden Belegs zeigt sich ebenfalls, daß ein besonderer Umgang des Lesers mit seinem Wissen gefordert ist:

"Erinnern wir uns an das Fallbeispiel: Herr S. ging offenbar von der Prämisse (1) aus, die als krankheitsfördernde Idee gelten darf, daß er sich dem Willen seiner Eltern total widersetzen müsse. Von dieser Prämisse leitete er u.a. die Vorstellung (2) ab, sich auch der Psychiatrie verweigern zu müssen, da er sie als Erfüllungsgehilfin der Eltern definierte.

Hier ist erkennbar, wie krankheitsfördernde Ideen sich einschließen oder überschneiden können, wie sie" KONT a49-50

Zunächst wird der Leser aufgefordert, sich das zu Textbeginn schon ausführlich dargestellte Fallbeispiel noch einmal vor Augen zu führen, und zwar so, wie der Autor es ausgewertet hat. Um sicher zu sein, daß der Leser eben dies memoriert, liefert der Autor ihm eine Zusammenfassung in zwei Sätzen. Der erste Satz des nachfolgenden Abschnitts enthält dann eine Schlußfolgerung daraus, eingeleitet mit: "Hier ist erkennbar,...". Der Autor hätte auch z.B. mit

daran oder mit Symbolfeldausdrücken beginnen können. Die Wahl von *hier* bietet aber bestimmte Vorteile. Mit *hier* wird nämlich das Fallbeispiel zusammenfassend fokussiert als diejenige Stelle, an der Autor und Leser sich mental aktuell befinden, eine Art Zwischenstation. Die Etablierung eines solchen Fokus hat die Wirkung, die betreffende Stelle zu kennzeichnen als eine, an der inzuhalten ist, um zu reflektieren. Welchen Zweck dieses Innehalten im Einzelfall hat, muß der Autor deutlich werden lassen. Der Leser ist auf den Nachvollzug dessen verwiesen, was der Autor ihm zu dem eingenommenen Standort bzw. der gemeinsamen Situation erläutert. *Hier* – das ist also der geeignete Ort für eine Schlußfolgerung oder Beurteilung und damit eine Art 'Meilenstein' in der linearen Abfolge des Textes, der für die Textorganisation von Bedeutung ist.²³³ Die deiktische Origo wird auf "den im wissenschaftlichen Text sich niederschlagenden Erkenntnisprozeß" bezogen (Ehlich 1993, 27).

Die textdeiktische Verwendung von *hier* kann durch einen Symbolfeldausdruck präzisiert werden:

"**Hier** aber, im "Doktor Faustus"..." MANN a9

Sie kann aber auch eine umfassende und tendenziell vage Refokussierung erfordern, wie oben in KONT, wobei der Leser manchmal eine rekonstruktive Leistung erbringen muß. Was gemeint ist, zeigen zwei Beispiele. In dem literaturwissenschaftlichen Text steht ein längeres Zitat von Thomas Mann. Danach heißt es:

"**Hier** wird der Kunst qua Heiterkeit eine geradezu religiös dimensionierte Erlösungskraft zugeschrieben ..." MANN a28

Der Leser wird vermutlich rekonstruieren: "mit dieser Aussage". Der Ausdruck "*hiermit*" wäre daher klarer. Ähnliches kann über eine Textstelle in OZON gesagt werden. Nachdem der Autor zwei ungeklärte Fragen aufgeführt hat, fährt er fort:

"Die von Labitzke vorgeschlagene Vulkanhypothese bietet **hier** den Ansatz einer Erklärung." OZON a30

Auch diese Deixis ist relativ vage; der Leser muß rekonstruieren, daß es um die ungeklärten Fragen geht. Eine mögliche Paraphrasierung wäre: "in Bezug auf diese Fragen". Ein Kompositum von *hier* + Präposition wäre deutlicher, nämlich *hierzu* (s.u.).

Klein (1978) stellt richtig fest, daß *hier* "in einen höchst abstrakten Raum" verweisen kann, wobei von der Sprechsituation "so gut wie nichts geblieben" sei

²³³ In einem Text von Schiller ("Anmut und Würde") findet man einen ähnlichen Gebrauch von *hier* fast noch expliziter: Schiller leitet eine Reflexion über einen theoretischen Widerspruch ein: "**Hier** ist es **nun**, wo die große Schwierigkeit eintritt." (Schiller, Erzählungen und theoretische Schriften, Sämtliche Werke Bd. 5, hg. von G. Fricke und H. G. Göpfert, Hanser-Verlag 1975 S. 459)

(1978, 24). Der Ausdruck *hier* eignet sich dazu, einen bestimmten mentalen Ort im 'Durchgang' durch die Sprechhandlungsverkettung als aktuell relevanten zu fixieren. Die Abstraktheit besteht darin, daß der jeweils gemeinte 'Aufenthaltsort' nicht wahrnehmbar gegeben ist, sondern nur im Wissensraum entdeckt werden kann. Wissensraum und Textraum sind eng miteinander verbunden.

"Wissen hat eine innere Struktur und wird beim Verstehen bearbeitet, entwickelt, verändert. Ein deiktisches Verweisen im Wissensraum kann unter der Perspektive des Verstehens sinnvoll in einer räumlichen oder auch zeitlichen Dimension ausgeführt werden. Das Verweisobjekt ist dann ein Ort oder ein Zeitpunkt bei der verstehenden Prozessierung von Wissen." (Redder 1990, 182).

Zusammenfassung: Die Deixis *hier* ist (außer *jetzt*) das einzige deiktische Element, bei dem eine sprechsituativ zu nennende Verwendung – wobei die oben genannten Einschränkungen gelten – in den Korpustexten dominiert. Während der Leser bei *dies-* und den anderen objektdeiktischen Einheiten immer als erstes der Textraum zu prüfen hat, könnte das bei *hier* umgekehrt sein: Ein Verweis innerhalb des zerdehnten Sprechzeitraums ist mindestens ebenso erwartbar wie innerhalb des Textraums. Verweisobjekt ist dann der Text in seiner Doppelnatur als für den Leser wahrnehmbares Objekt und als Sprechhandlungsverkettung, als Ganzes oder Teile davon. Anadeiktisches *hier* dient zur Refokussierung einzelner lokaler oder nicht-lokaler π -Elemente. Dabei wird der Ausdruck oft zum stark wissensbezogenen Verweismittel: Ein mit *hier* fokussierter Sachverhalt oder eine Argumentation erhält den Status eines vorübergehenden 'Aufenthaltsortes' von S und H; die Aufmerksamkeit und das aktuell relevante Wissen des Lesers werden kurzfristig an dieser Stelle fixiert. Mit *hier* können also innerhalb des sprachlich-gedanklichen procedere Schwerpunkte gesetzt werden. Das Element *hier* leistet damit etwas, was Ehlich (1992a, 220) als Makroorganisation der Aufmerksamkeit von H bezeichnet hat. Da das nicht beliebig oft möglich ist, gibt es keine Häufungen von *hier*.

Insgesamt wird deutlich, daß ein deiktisches Element wie *da/dort/hier* nicht gewohnheitsmäßig, in Anlehnung an die Alltagssprache etwa, in wissenschaftlichen Texten eingesetzt wird. Bei *da* und *dort* zeigt sich das schon an der stark verminderten Quantität der tokens. Diejenigen deiktischen Ausdrücke haben eine hohe Frequenz, deren Potenzen für die spezifischen Zwecke der komplexen Wissensverarbeitung genutzt werden können, wie das besonders bei *hier* der Fall ist, bei *da* und *dort* nur eingeschränkt.

6.4.2. *da* und *hier* in "zusammengesetzten Verweiswörtern"

Bühler spricht im Hinblick auf Komposita wie *hierbei* und *damit* von einer "Wortehe", mit deren Hilfe "Zeigen und Nennen zugleich ... vollbracht" werde (1934, 107). Brinkmann klassifiziert diese Einheiten als "Anschlußwörter". Rehbein (1995) setzt sich kritisch mit Brinkmann auseinander und bestimmt die

Verwendung solcher Einheiten, besonders in argumentierenden Texten, genauer²³⁴ (vgl. 4.2.5.). Er macht deutlich, daß es – wie für die Deixis generell, so auch für diese Einheiten – nicht sinnvoll ist, sie direkt auf sprachliche Ausdrücke oder Sätze zu beziehen. Das Wissen, das mit ihnen refokussiert wird, ist zwar leicht in eine sprachliche Struktur transferierbar, fällt damit aber nicht zusammen. Das Verweisobjekt ist also komplexer Natur; dazu paßt, daß auch die Präpositionen, die den anderen Teil des Kompositums bilden, von ihren ursprünglich konkret lokalen Bedeutungen abgelöst sind; sie repräsentieren einen nicht mehr lokalen (oder spatialen) Typ von Relationen, nämlich "eine abstrakte Bewegung am bzw. mit Wissen" (Rehbein 1995, 179). Was Brinkmann als "Anschluß" bezeichnet, ist offenbar die Leistung der Refokussierung.

Wie gut die Kombinatorik solcher Wörter im Deutschen entwickelt ist, wird aus Ehlich (1992a, 224) deutlich. Seine Auflistung soll hier nicht im einzelnen abgedruckt werden, aber die Vielfalt kann schon an den Wortbildungstypen verdeutlicht werden. Man findet u.a. Wortverbindungen von:

- a) Deixis und Präposition: *dabei* etc.
- b) Deixis und Deixis: *dahin, daher*
- c) Präposition und Deixis: *überdies*
- d) Deixis und Präposition und Deixis: *daraufhin*
- e) Deixis und Partikel: *sowieso, sogar*
- f) Deixis und Substantiv: *derart*

Wollte man die Analyse auf den Gebrauch dieser Wörter im Korpus ausweiten, so müßte man vor allem danach fragen, ob der erste Teil der Prozedur, die Refokussierung – in den Worten von Rehbein eine retrograde Projektion in die Vorstellung von H – hinreichend klar auf die Wissensbestandteile zu beziehen ist, die für den Fortgang gebraucht werden. In den von ihm untersuchten Rede- und Textbeispielen ist das mehrfach nicht der Fall. Es wäre also zu prüfen, ob Autoren wissenschaftlicher Artikel die Möglichkeit eines "Globalverweises" (Rehbein 1995, 195) in distinkter Weise oder (- gelegentlich oder häufig –) vage einsetzen. Die Behandlung dieser Frage kann hier nicht anhand des Korpus durchgeführt werden.

Durchaus zu Recht gelten Satzverbindungen mit *damit ... daß* u.ä. als Stilmerkmal wissenschaftlicher Texte. Rehbein (1981, 22 f.) beschreibt Stil als Realisierungsverfahren von sozialen Formen, die den jeweiligen (musterbedingten) Konstellationen des Handelns angepaßt werden, mit Hilfe "kommunikativer Apparate". Insoweit als die auftretenden Konstellationen standardisiert sind, können Individuen ihr sprachliches Handeln diesen stilistisch, d.h. durch den Gebrauch dafür ausgewählter sprachlicher Mittel, anpassen. Die Textart Wis-

²³⁴ Rehbein hat dort auch die gängigen Bezeichnungen wie "Pronominaladverb" oder "Konjunkionaladverb" einer Kritik unterzogen.

senschaftlicher Artikel ist mit einer solchen Konstellation verbunden, da S und H zwar nicht über eine gemeinsame Sprechsituation, wohl aber als Teilnehmer an wissenschaftlicher Kommunikation über den gemeinsamen Zweck der effektiven, d.h. gezielten und konzentrierten Wissensweitergabe miteinander verbunden sind. Es ist also die Zweckmäßigkeit der behandelten syntaktischen Konstruktion, welche sie zu einem adäquaten sprachlichen, daher zu einem Stilmittel hat werden lassen.

6.5. Temporale Deixis

Die temporaldeiktischen Einheiten bieten ein ähnlich differenziertes Bild wie die lokaldeiktischen. Auch sie werden in den meisten Beschreibungen als Adverbien erfaßt. Eisenberg weist auf Probleme dieser Klassifizierung hin (1986, 195 ff.).

So wie *hier* ist auch *jetzt* direkt auf die Sprecher-Origo bezogen, und zwar in einem temporalen Sinn. Mit diesem Ausdruck kann der Sprecher den Inhalt seiner Rede als gegenwärtig, darüber hinaus als aktuell und relevant kennzeichnen. Die Einheit steht in Opposition zu zwei anderen temporaldeiktischen Elementen, nämlich *dann* (auf eine Ereignisreihe bezogen) und *damals* (Ferne von der Sprechergegenwart, in die Vergangenheit projiziert).

Ehrich (1992, 65 ff.) nimmt für die Temporaldeixis an, daß es einen "vorgegebenen Referenzrahmen" gibt, in dem die Ausdrücke verschiedene "Regionen" besetzen. Sie befaßt sich mit deiktischen (und symbolischen) Einheiten unter dem Gesichtspunkt, wie das Verhältnis zwischen Sprechzeit und Ereigniszeit ausgedrückt wird, wobei Tempora und Aktionsarten einbezogen werden. Fragen dieser Art können hier nicht behandelt werden.

Die Analyse des Korpus kann nicht die gesamte Vielfalt der Funktionsweisen dieser Wörter verdeutlichen. Nach Möglichkeit ist aber zu klären, ob die Verwendung der Einheiten in den Korpustexten von ihrem sonstigen Gebrauch abweicht. Da hierzu nicht auf Untersuchungen zurückgegriffen werden kann, können die entsprechenden Überlegungen vorerst nur mit der eigenen sprachlichen Erfahrung begründet werden.

6.5.1. *jetzt*

Es scheint auf den ersten Blick, als könne der Verweis auf die temporale Situierung und Aktualität der Sprechsituation dem Sprecher von *jetzt* nur innerhalb des Diskurses, auf die unmittelbare Zeiterfahrung von S und H bezogen, gelingen. Bühler hat jedoch für die Opposition *jetzt-dann* darauf aufmerksam gemacht, daß – ähnlich wie bei *hier* – sehr kurze wie auch sehr lange Zeiträume gemeint sein können (Bühler 1934, 132). Ohne eine Verschiebung der Origo ist also eine Herauslösung aus der Sprechsituation möglich.

Da der Ausdruck *jetzt* mit 8 tokens zu den seltenen Deixeis gehört, ist das folgende Resultat der Korpusuntersuchung mit Vorsicht zu bewerten: Eine Sichtung der Korpusbelege läßt den Verdacht aufkommen, daß dieses deiktische Element nicht dafür geeignet ist, den Verweisraum Text zu nutzen, weil es keine Origoverschiebung²³⁵ gestattet, wie sie bei den lokaldeiktischen Elementen zu beobachten war. Die Einheit *jetzt* ist außer der Sprecherdeixis *ich* der einzige deiktische Ausdruck, der in den Wissenschaftlichen Artikeln nur sprechsituativ genutzt wird, auf die Situation des Autors bezogen. Dieser macht mit *jetzt* einen Verweis zwar nicht auf den genauen Zeitpunkt des Schreibaktes, wohl aber auf den Zeitraum, innerhalb dessen sich die Konzeption und Niederschrift des Artikels vollzieht. Die Origo befindet sich also innerhalb der zerdehnten Sprechsituation, in deren erster Hälfte. Einige Korpusbelege verdeutlichen das Gemeinte:

"Dieser Ansatz hätte eigentlich weit intensiver fortgesetzt und vor allem **jetzt** wieder von der historischen Stadtgeographie erneut aufgegriffen werden müssen." GEOG a15

"Es standen jedoch maximal nur 100-200m obermiozänpliozäner (**jetzt** abgetragener) Deckschichten zur Verfügung." MOLA a48

In beiden Belegen bezieht der Autor den thematischen Sachverhalt mit dem deiktischen Ausdruck auf seine Situation. Die Darstellung wird vorübergehend in eine andere Dimension gehoben, nämlich in die der zeitlichen Gegenwart des Autors, der bis dahin gegenstandsbezogen schrieb und von sich selbst und seiner Situation abstrahierte. Dieser Wechsel ist für den Leser meist unerwartet.

Untersucht man die wenigen Verwendungen genauer, scheint es einen spezifischen Grund für diesen Wechsel zu geben. Der propositionale Gehalt wird durch *jetzt* an die so eingebrachte Sprechergegenwart gebunden, es wird also keine allgemeine, überzeitliche Geltung beansprucht. Damit wird eine Begrenztheit des Autor-Wissens ins Spiel gebracht: Bezogen auf (mögliche oder anstehende) gesellschaftliche und wissenschaftliche Veränderungen ist die Verwendung von *jetzt* eine Art Vorsichtsmaßnahme. Es ist daher nicht überraschend, daß *jetzt* je zweimal in Artikeln vorkommt, die gesellschaftspolitische Themen haben (LOHN und REFO) und zweimal in GEOG, also einem Text, der wissenschaftliche Entwicklungen beschreibt. Die deiktische Bindung an die Sprechsituation dient der Offenhaltung der Aussage oder der daraus zu ziehenden Folgerungen in die Zukunft hinein:

"... meint nichts anderes, als daß die Arbeitnehmer aufgrund ihrer Arbeitsbedingungen eben jenen "deal" aufkündigten, ohne daß bis **jetzt** ein anderer hätte geschlossen werden können." LOHN a40

²³⁵ Ich nehme allerdings an, daß eine Nutzung von *jetzt* im Vorstellungsraum sehr wohl möglich ist, etwa in einer Erzählung.

"Die Unternehmen in der Sowjetunion haben im Zuge der bisherigen Reformversuche einen größeren Entscheidungsspielraum erlangt, dessen Bedeutung an späterer Stelle ausführlich diskutiert wird. Eine eigentliche Privatisierung im großen Stil hat bis **jetzt** aber nicht stattgefunden." REFO a6

In dieser Funktion konkurriert *jetzt* mit symbolischen Ausdruckskombinationen wie "in jüngerer Zeit", "in den letzten Jahren", "bis vor kurzem". Letztere werden deutlich häufiger benutzt. Die Deixis *jetzt* wird also in der Mehrzahl der Fälle vermieden.

Der Grund liegt m.E. in einem Problem, das mit dem unerwarteten Einbringen der Sprecherorigo zusammenhängt. Die Einheit *jetzt* hat offenbar eine engere Bindung an die aktuelle Sprechsituation als die bisher erläuterten Ausdrücke, auch als die anderen temporaldeiktischen wie *dann* und *heute* (s.u.). Sie zwingt den Leser zu einer Reflexion über das Verhältnis der beiden Hälften der Sprechsituation – ganz anders als im Sprechzeitraum, in dem eine unmittelbare Vergegenwärtigung möglich ist. Ermöglicht wird das dadurch, daß die Bestimmungen der Textart eine Kongruenz, eine zeitliche Nähe der beiden Teile der Sprechsituation als Normalfall unterstellen. Andererseits wird die Trennung der Situationen dadurch nicht aufgehoben, und das *jetzt* verliert seine Einfachheit und Verbindlichkeit. Hinzu kommt, daß bezüglich der Erstreckung des gemeinten Zeitraums erhebliche Vagheit besteht. Der Rückgriff auf symbolische Angaben verspricht mehr Präzision.

Grundsätzlich erfordert der Umgang mit Deixis in Texten, daß die Leser mehrere Verweiskontexte als möglich einbeziehen. Aus diesem Grund bemühen sich die Autoren offenbar darum, nicht zu oft und zu überraschend zwischen verschiedenen Verweiskontexten zu wechseln. Es besteht die Gefahr, daß ein Mißverständnis aufkommt oder Zeit verlorengelassen, so daß deswegen vielleicht ein Leser unwillig wird. Die – ohnehin nur sehr bedingt mögliche – sprechsituative Deixis wird von den Autoren deshalb nur an sehr spezifischen Stellen (siehe *hier*) bevorzugt; oft werden im Text statt dessen symbolische Mittel gewählt.

Noch weniger als *jetzt* tritt der dazu antonymische Ausdruck *damals* im Korpus auf. Er verweist auf einen vom Sprecher aus gesehen vergangenen, deutlich vom Sprechzeitraum abgesetzten und entfernten Zeitraum. Seine Verwendung erfordert das Präteritum als Tempus, dessen Formen ebenfalls deiktische Qualität besitzen. In wissenschaftlichen Texten ist *damals* ein ungewöhnlicher Ausdruck. Im ganzen Korpus findet man nur 3 tokens, von denen zwei in dem Historikertext UNIV mit der Perspektive auf mittelalterliche Verhältnisse stehen, einer in dem literaturwissenschaftlichen Text MANN, bezogen auf frühere Kritiken des besprochenen Romans.

6.5.2. *dann*

Als Verweis innerhalb der Sprechsituation steht *dann* in Opposition zu *jetzt* und zu *damals*, d.h. die Aufmerksamkeit des Hörers wird auf einen Zeitpunkt in der Zukunft gerichtet. Dabei werden auf einer gedachten Zeitachse Zäsuren gesetzt, genauer gesagt: Für die Verwendung von *dann* ist unterstellt, daß Sprecher und Hörer sich den Zeitablauf in die Zukunft hinein nicht als fließendes Kontinuum, sondern als ereignishaft gegliedert vorstellen. Der Ausdruck *dann* dient somit der Fokussierung eines Übergangs, wobei sowohl das Ende der vorhergehenden Sequenz als auch zugleich das nachfolgende Ereignis in den Blick kommen. Die deiktische Kraft des Ausdrucks bekommt von daher eine Spezifik, die sich besonders im Textraum geltend macht: *dann* ist gleichermaßen anadeiktisch wie auch katadeiktisch.

Brinkmann (1971) hebt wohl deshalb besonders die syntaktische Bedeutung des Ausdrucks hervor, den er mit dem Terminus "Anschlußwort" charakterisiert: In Anschlußstellung könne er "auf das Vorhergehende als Ganzes zurückverweisen"; die Kraft des Rückverweises erhalte das hinweisende *dann* aus der Spitzenstellung im Satz (1971, 505). Ich bin allerdings der Auffassung, daß auch ein nicht vorangestelltes *dann* rückverweisend wirkt (vgl. die unten aufgeführten Korpusbelege). Inhaltlich beschreibt Brinkmann den Ausdruck im Ergebnis zutreffend auf doppelte Weise, nämlich a) als Verweis auf ein neues Glied, das in eine zeitliche Reihe tritt, b) als Wort, das "zur Einführung eines Nachsatzes dienen (kann), der durch den Vordersatz bedingt ist" (ebd.)

Die Verbindung zwischen beiden Aufgaben erläutert Redder (1987) als Übergang (Transposition) vom (temporal-)deiktischen Feld zum operativen Feld. Der Ausdruck *dann* hat zum Verweisobjekt einmal ein zeitliches Nacheinander, eine Abfolge von Punkten auf einer Zeitachse, daneben auch eine Folge im Rahmen der einer Sache inhärenten Entwicklung (Redder 1987, 322). Im zweiten Fall werden zwei Wissens Elemente so miteinander verbunden, daß das zweite als Folgerung, d.h. als logische Folge oder Konsequenz aus dem ersten vorgestellt wird. Das bedeutet, daß der Sprecher nicht einfach die Aufmerksamkeit des Hörers auf etwas lenkt, sondern seine Verarbeitung der sprachlichen Gehalte beeinflusst. Sehr häufig wird das explizit gemacht, indem die Wissensbasis, aus der eine Folgerung zu gewinnen ist, in der Form eines *wenn*-Nebensatzes vorangestellt oder nachgestellt wird. Für die Konditionalsätze ist zu überlegen, ob der Ausdruck *dann* darin auch eine operative Funktion übernimmt. Die temporaldeiktische Qualität von *dann* wird als erstes beleuchtet.

Im Korpus gehört *dann* zu den relativ häufigen deiktischen Ausdrücken. Die Gesamtzahl der Verwendungen beträgt 129 (in jedem Text mindestens ein token). Die größte Zahl von tokens weist der Text GEOG auf, nämlich 17 (vgl. zu diesem Text 6.5.2.3.). Aus den anfänglichen Ausführungen ergibt sich, daß in

allen Fällen eine Zweigliedrigkeit (i.a. von Propositionen) zu berücksichtigen ist, handle es sich nun um eine zeitliche oder um eine logische Sequenz, was im Einzelfall nicht immer alternativ entscheidbar ist.

6.5.2.1. Temporaldeiktisches *dann*

Ein Beispiel für eine Deixis im Sprechzeitraum ist der nachfolgende Beleg, in dem ein Autor eine mehrteilige Ankündigung macht:

"Zuerst möchte ich die theoretischen Beiträge interkultureller Studien zur Ethnomedizin und **dann** die zur medizinischen Ökologie behandeln." ETHN a29

Die sequentielle Anordnung bezieht sich auf die Anordnung des Textes. Die Diagnose "Deixis in der Sprechsituation" ist allerdings mit Einschränkungen zu versehen (vgl. 6.4.). Offenbar wird durch eine textbezogene Ankündigung wie die zitierte eine Einbeziehung des Lesers in den Planungsprozeß fingiert: Mit Hilfe des Modalverbs *möchte* wird der faktisch längst abgeschlossene Planungsprozeß für den Leser wie ein aktueller Prozeß exothetisiert, die zeitlich vergangene Sequenz wird ihm als zukünftige vorgestellt. In bezug auf den tatsächlich noch bevorstehenden Lesevorgang hat eine solche Ankündigung aber wiederum realen Charakter, die Deixis verweist also wirklich auf etwas Zukünftiges.

Weitaus häufiger wird *dann* als Deixis im Textraum genutzt; in ca. 1/3 der Fälle tritt es als adverbiales Element in Hauptsätzen auf, ansonsten als "Korrelat" zu *wenn*-Sätzen (vgl. 6.5.2.2.). Die oben angesprochene Zweigliedrigkeit der Folgebeziehung wird dabei auf unterschiedliche Weise für den Leser verdeutlicht. In einfachen Fällen bildet das Wort *dann* das einzige Element, das die Sequenzierung herstellt:

"Die beiden Plasmide wurden getrennt in Embryos zweier Stämme der Fruchtfliege eingebracht. Die Plasmide integrieren in das Genom und werden **dann** nach den Mendelschen Regeln weitervererbt." HEFE a27

Die Struktur ist einfach wegen der Kürze und syntaktischen Übersichtlichkeit der Gesamt-Aussage: Zwei Vorgänge werden durch *dann* in ein Abfolgeverhältnis gebracht. Nicht selten werden mittels *dann* aber größere Textpassagen gegliedert und in ein Reihenfolgeverhältnis gebracht. Im folgenden Zitat habe ich sehr stark gekürzt, um die Struktur von zwei umfangreichen Absätzen deutlich zu machen:

"Dies findet in Thomas Manns nicht-poetischen Schriften eine mehrfache Bestätigung. Schon 1937 heißt es Nach dem Ende des Dritten Reichs, 1946, heißt es **dann** in einem Brief ... / Ein weiteres Plädoyer für die Heiterkeit der Kunst findet sich **dann** in der 1951 gehaltenen BBC-Rede zum Tod von George Bernard Shaw ..." MANN a28

Ausgangspunkt ist die Auffassung des Autors, daß das Heiterkeitspostulat von Thomas Mann "auf hoch reflektierte Weise und mit politischer bzw. therapeuti-

scher Absicht" verfolgt werde, geäußert in Abschnitt 26. Die folgenden Abschnitte dienen dem Beweis dieser Aussage durch eine chronologisch geordnete Wiedergabe von öffentlichen Stellungnahmen des Dichters, unterstützt durch die Nennung von Jahreszahlen und begleitenden Ereignissen. Die Textpassage zeigt gut, wie ein deiktisches Element für Aufgaben der Textorganisation nützlich werden kann. Das geschieht einmal dadurch, daß die Fokussierung sich nicht allein auf die zeitliche Gliederung bezieht, sondern zugleich auch die beweiskräftige Argumentation, d.h. deren Gliederung, fokussiert. Zum zweiten fungiert *dann* auch über längere Strecken hinweg als Erinnerung für den Leser, daß immer noch ein chronologisch geordneter Zusammenhang abgearbeitet wird, den er sich notfalls noch einmal vergegenwärtigen muß.

Andere begleitende sprachliche Mittel können die Abfolge zusätzlich deutlich machen, z.B. symbolische Mittel wie das Verb *beginnen* oder Adverbien wie *zunächst* und *schließlich*. Im Bewußtsein des Lesers tritt die Gliederung damit stark hervor:

"Die Reaktion **beginnt** wahrscheinlich mit der Abspaltung eines Protons aus 56e und der Bildung des Bor-Enolats 76, das **dann** unter intramolekularer Unterstützung durch Sauerstoff ionisiert wird" CYCL a30

"Für einen Vergleich dieser Matrizen schätzt man die Störvarianz **zunächst** durch s₂ bzw. durch s₂(i) und geht **dann** zu deren Determinanten über." IDEN a36

"In seinem autobiographischen Roman-Bericht "Die Entstehung des Doktor Faustus" erinnert er sich der Sorge, die er während der Arbeit an dem Roman um sein "Gemüt" hatte, macht **dann** die Figur des humanistischen Erzählers Zeitblom als Mittel der Distanzierung kenntlich und nennt **schließlich** die Devise, der er beim Schreiben gefolgt war ..." MANN a8

Kombinationen mit Adverbien wie in diesen Belegen lassen den deiktischen Charakter von *dann* in den Hintergrund treten, es fungiert scheinbar genauso symbolisch wie *zunächst* und *schließlich*; für Weinrich (1993, 577) ist *dann* daher nichts weiter als ein "Sequenzadverb".

Bisher ging es um den Ausdruck eines zeitlichen Verhältnisses, laut Duden eine "relativ unspezifische Kategorie"; die "Zeitpartikel" *dann* behandelt der Duden als (fakultatives) "Hauptsatzkorrelat" (1994, 697), erwähnt aber nichts Entsprechendes beim Thema Konditionalsätze. In der sprachlichen Realität gibt es aber keine derartige Trennung. Der Übergang von einem temporalen zu einem logischen Verhältnis erfordert nur einen Schritt der Verallgemeinerung, der Ablösung vom Einzelfall und dessen Chronologie. Die nachfolgenden Belege sind nicht mehr 'rein' temporal zu verstehen:

"In der Pharmakologie werden solche Impulse meist durch die Dosierung und (zeitlich gestaffelte) Verabfolgung von Pharmaka gegeben, wodurch (...). Im weiteren Verlauf der Reaktion werden dadurch **dann** die Konzentrationen aller Partner verändert." KOMM a11

"Das mittlere Niveau dieser Sägezahnkurven kann selbst wieder einer Übergangsfunktion folgen. Die "Sägezähne" haben **dann** den Charakter von Auslenkungen und Oszillationen ..." KOMM a77

Die Deixis *dann* dient auch hier der Fokussierung einer Folge, die allerdings bedingt ist; eine Paraphrasierung mit: "in diesem Fall" wäre möglich. Anhaltspunkt für ein solches Verständnis ist das vorangehende Adverb *meist* und im zweiten Fall das Modalverb *können*. Die Wissensbasis ist damit auf eine höhere Stufe gehoben: Über zeitliches Zusammenfallen hinaus besteht ein im Wissen verankerter sachlicher Zusammenhang.

6.5.2.2. *dann* in paraoperativer Verwendung?

Der Ausdruck *dann* kann nicht nur für temporale, sondern auch für andere Folgebeziehungen eingesetzt werden. Das ist der Grund dafür, daß *dann* als Hauptsatzeinleitung eine Art Komplement von *wenn* geworden ist. Die Tatsache, daß eine logische Beziehung eines bestimmten Typs mit dieser Kombination *wenn-dann* sprachlich verfestigt, grammatikalisiert worden ist, ist ein Argument für eine Bewertung von *dann* als Operator. Die deiktische Neufokussierung nach einem Bedingungssatz geschieht in konditionalen Satzgefügen so routinisiert, daß man von einer syntaktischen, somit operativen Funktion von *dann* sprechen kann.

Diese allgemeine Überlegung – die noch weiter und ausführlicher diskutiert werden sollte – wird durch die Konditionalsätze im Korpus in gewisser Weise fragwürdig. Erstaunlich ist, daß fast alle konditionalen Satzgefüge mit *dann* (27) im Korpus so aufgebaut sind, daß *dann* dem *wenn*-Satz vorangestellt ist. Damit ist die übliche Reihe von Bedingung – Folge²³⁶ umgedreht, und der Ausdruck *dann* wird rein katadeiktisch:

"Diese Vorstellung ist – so schreibt der Autor – vor allem **dann** anzutreffen, wenn das Kind und der Vater um die Liebe und Aufmerksamkeit der Mutter konkurrieren und das Kind die Erfahrung macht, daß es selbst dabei oft unterliegt" ETHN a31

"[Formel] ist ein Satz von F genau **dann**, wenn [Formel] für jedes n [Formel] ein Satz der Prädikatenlogik ist." MATH a7

Nur in zwei Fällen findet man im Korpus einen *wenn*-Satz, dessen Folgesatz mit *dann* beginnt, was der standardisierten Abfolge entspricht und in anderen Diskurs- und Textarten sicherlich viel häufiger vorkommt. Die übrigen Konditionalsatzgefüge stellen ein katadeiktisches *dann* voran, z.T. begleitet von spezifizierenden Gradpartikeln wie "*auch dann*", "*genau dann*", "*immer dann*". Die Fokussierung der subordinierten Proposition wird innerhalb des Hauptsatzes vorweg eingefordert, so daß *dann* nicht als bloßes Korrelat der Konjunk-

²³⁶ Ob diese Reihenfolge tatsächlich auch empirisch die "normale" ist, kann ich nicht prüfen.

tion *wenn* mißverstanden werden kann. Der Ausdruck entfaltet seine deiktische Kraft in der Akzentuierung dessen, daß die Proposition (nur) für einen bestimmten Zeitpunkt oder Fall zutrifft.

Nimmt man die Konditionalsätze mit Verberststellung (27 Satzgefüge) vergleichsweise hinzu, so handelt es sich wiederum nur um zwei, die mit *dann* fortgeführt werden. Deutlich häufiger wird die Fortsetzung mit *so* gewählt, die in 6.6.2.1 genauer besprochen wird.

6.5.2.3. Besonderheiten im Text GEOG

Der Artikel GEOG hat den Titel "Stadtgeographie als geographische Gesamtdarstellung und komplexe geographische Analyse einer Stadt". Der Autor gibt einen wertenden und strukturierenden Überblick über die Entwicklung der Teildisziplin Stadtgeographie, unter Einbeziehung von Forschungsarbeiten und Veröffentlichungen. Er diagnostiziert eine "Vernachlässigung" oder sogar "Auflösung der individuellen Stadtgeographie" und nennt als Ziel seines Artikels, neue Arbeiten auf diesem Gebiet anzuregen bzw. vorhandene zu intensivieren (a5). Der Artikel ist so aufgebaut, daß der Autor in bezug auf eine Reihe von Teilaspekten einer individuellen Stadtgeographie jeweils untersucht, ob und wie weit diese Aspekte in früheren Untersuchungen beachtet und behandelt wurden.

Aus dieser Anlage der Arbeit ergibt sich eine besondere Frequenz und Bedeutung der Temporalangaben, auch der temporalen Deixis. Die Tabelle 14 stellt neben den deiktischen auch die paradeiktischen (vgl. 6.7.) Ausdrücke und die symbolischen zusammen, die in diesem Text – teils mehrmals – verwendet werden.

deiktische Mittel	Paradeixis	Symbolfeld-Mittel
<i>(bis) heute</i>	<i>in den letzten Jahren</i>	<i>in den 60er Jahren</i>
<i>heutig</i>	<i>in jüngerer Zeit</i>	<i>im 18. Jahrhundert</i>
<i>(bis) jetzt</i>	<i>bisher, bisherig</i>	<i>bis ins Mittelalter</i>
<i>dann</i>	<i>nunmehr</i>	
Präteritum	<i>augenblicklich</i>	
	<i>gegenwärtige Verhältnisse</i>	

Tabelle 14: Temporale Mittel im Text GEOG

In dem Text GEOG werden fast in jedem Abschnitt ein oder mehrmals temporale Situierungen vorgenommen. Einige der in der Tabelle aufgeführten Wörter oder Wortverbindungen werden sehr häufig, auch in kurzen Abständen benutzt: *dann* kommt 17mal vor, *heute* 8mal, das Adjektiv *heutig* 12mal, das Adjektiv *jüngere/jüngste* ebenfalls 12mal. Darin spiegelt sich, daß der Autor seinem gesamten Artikel eine deiktische Orientierung im Sprechzeitraum zugrundelegt. Da es ihm um die Konstatierung einer Fehlentwicklung geht, bezieht er sehr viele Propositionen auf seine Gegenwart, genauer gesagt, auf seine gegenwärtige Einschätzung der Teildisziplin. Das tut er vor allem mit den Varianten von *heute*. Die früheren Aktivitäten in der Disziplin beschreibt er als schrittweise Entwicklung hin zum *heute*-Zustand; dazu dient ihm der Ausdruck *dann*. Im Abschnitt a11 kommt der Ausdruck allein fünfmal vor, im Zitat viermal:

"Diese Geländebeobachtung und Typologie einer Aufrißanalyse war bereits für Louis die grundlegende Arbeitsmethode, die schon von ihm im Rahmen von Geländepraktika mit der Hilfe von Studenten vorgenommen wurde, so wie dies **dann** auch von Bobeck und Lichtenberger für Wien durchgeführt worden ist. Die Erstellung einer Baualterskarte oder Stiltypenkartierung Haus für Haus ist **dann** eine Arbeitsweise, die für den Altbaubestand der Innenstädte angewandt worden ist, zurückgehend auf Hassinger, vor allem aber auf H. Dörries. Dieser Arbeit von Dörries folgten **dann**, alle von Göttingen ausgehend, eine ganze Reihe von Stadtmonographien, bei denen die Baualterskartierung jeweils einen sehr wesentlichen Teil der Arbeit ausmachte. Standardisiert und im Rahmen großräumiger Projekte serienmäßig durchgeführt wurden diese Baualterskartierungen **dann** von Klaar für Österreich und in Bayern, beide nunmehr bereits mit dem Ziel, einheitliche und vergleichbare Grundlagen bzw. Inventare zu schaffen für die erhaltende Stadtplanung und die Baudenkmalpflege." GEOG a11

Was berechtigt den Autor von GEOG, seinen Bericht über die Forschungsaktivitäten so anzulegen, als liege dabei eine lineare Entwicklung vor? Berücksichtigt man die vielfältigen Einflüsse, Schulbildungen, auch Zufälle, die in der Entstehung von wissenschaftlichen Arbeiten wirksam werden, wird man zwar Tendenzen feststellen können, aber selten eine einlinige Entwicklung, schon gar nicht in den Sozial- und Geisteswissenschaften. Für den Leser von GEOG ergibt sich somit der Eindruck einer teleologischen Darstellung, verstärkt noch durch die Wendung "*nunmehr bereits*", eine Kombination der Planungsdeixis *nun* mit "mehr" (allgemeinsprachlich veraltet) und dem operativen Ausdruck *bereits*. Letzterer dient in Wissenschaftlichen Artikeln oft dazu, einen Sachverhalt auf einer gedachten Skala als relativ weit fortgeschritten in einem Entwicklungskontinuum, im allgemeinen dem des wissenschaftlichen Fortschritts, anzusiedeln.

Die Aufmerksamkeitslenkung durch *dann* erhält hier einen spezifischen Zweck, nämlich die zeitliche Chronologie der Entwicklung der Teildisziplin in die Vorstellung eines immer weiteren Voranschreitens umzusetzen. Die Einheit *dann*

erscheint dabei als Stütze (...) eines einigermaßen mühsamen (...) ²³⁷ Voranschreitens der Darstellung.

6.5.3. *heute – gestern – morgen*

Mit diesen Einheiten, von Ehrich (1992, 109) als "deiktische Kalenderadverbien" bezeichnet, kann ein Sprecher den Fokus auf den zur Sprechzeit aktuellen, den vorangehenden oder nachfolgenden Tag richten. Sie sind daher deutlich nützlich für die diskursive Verständigung mit anderen Aktanten, besonders für die alltägliche und institutionelle Kommunikation. Für wissenschaftliche Texte erscheinen sie auf den ersten Blick als dysfunktional, gibt es doch für deren Leser keinen erkennbaren Tag, auf den sie die Handlung des Autors 'einen Artikel schreiben' datieren könnten. Alle drei Ausdrücke könnten damit für die vorliegende Untersuchung irrelevant sein.

Diese Vermutung trifft nur bedingt zu, nämlich für *gestern* und *morgen*, die nur an einer Textstelle vorkommen, die an Redensarten erinnert, in denen *gestern* eine Metapher für die Vergangenheit, *morgen* eine Metapher für die Zukunft ist:

"... nach immer wiederkehrenden geistesgeschichtlichen Themen zu suchen, die jeweils – entsprechend der gerade gegebenen gesellschaftlich-kulturellen "Großwetterlage" – zurücktreten oder im Vordergrund stehen und die **morgen** in anderen Konstellationen erscheinen mögen als **gestern** oder **heute** ..." PERS A2

Anders sieht das Bild für *heute* aus, das im Korpus immerhin 45mal zu finden ist, in mehr als der Hälfte der Texte, im Text ETHN sogar an 13 Stellen. Auch bei dieser Deixis vermutet man eine metaphorische Übertragung; es zeigt sich schon im alltäglichen Sprachgebrauch, daß *heute* generalisiert wird und nicht nur auf Zeiteinheiten von der Größe eines Tages bezogen wird. In der symbolisch erweiterten Form *heutzutage* kann man sogar sicher sein, daß nicht über einzelne Tage gesprochen wird, sondern über einen größeren, vom Sprecher als Einheit erlebten oder beurteilten Zeitraum, der die Sprechhandlung mit umfaßt. Die Gesichtspunkte, unter denen solche Zeiträume der Sprecherorigo zugeordnet werden, ergeben sich aus dem Zusammenhang. In den wissenschaftlichen Artikeln geschieht nichts anderes, außer daß unter einem bestimmten fachlichen Aspekt die Zeiteinheit ungewöhnlich groß sein kann:

"Der Umschwung erfolgte generell im Laufe des Miozäns; der Rheintalgraben öffnete sich seitdem nicht mehr senkrecht und wirkt **heute** als linksseitige Horizontalverschiebung." MOLA a50

²³⁷ Bei aufmerksamer Lektüre gewinnt man den Eindruck, daß der Autor Formulierungsprobleme, die er hatte, nicht immer gut lösen konnte.

Der Zeitraum, der mit "heute" fokussiert wird, umfaßt immerhin mehrere Millionen Jahre. Ähnliche Phänomene ließen sich bereits bei der Lokaldeixis zeigen. Nur in relativ wenigen Belegen ist allerdings das Verständnis von *heute* gegenstandsabhängig, etwa wenn es um die aktuelle Größe des Ozonlochs geht (OZON). In weitaus mehr Fällen ist der Ausdruck auf das Selbstverständnis der jeweiligen Wissenschaft bezogen. Fokussiert wird deren aktueller Zustand, präzisiert auf verschiedene Weise:

- "... sind **heute** ausreichende Feldforschungsdaten vorhanden ..." ETHN a38
- "... ist bis **heute** weitgehend eine wissenschaftliche Aufgabe geblieben." GEOG a3
- "... wie fruchtbar eine historisch-landeskundliche Betrachtung auch **heute** ist" GEOG a8
- "... scheint es so zu sein, daß ... bis **heute** nicht beschrieben worden ist ..." MANN a11

6.6. Die Aspektdeixis *so*

6.6.1. Zur Funktion des Ausdrucks *so*

Die sprachwissenschaftliche Kategorisierung des Ausdrucks *so* hat Ehlich (1987b) als Beispiel für das Mißlingen einer an den traditionellen Wortarten orientierten Beschreibung dargestellt. Ohne hier auf Mängel der traditionellen Kategorisierung im einzelnen einzugehen, muß ich aufgrund der theoretischen Unklarheiten einige Erläuterungen vorausschicken, die allerdings die notwendige Systematik einer einheitlichen Erklärung für alle Verwendungsweisen von *so*²³⁸ nur andeuten kann.

Mittels der Deixis *so* kann eine Verweisprozedur durchgeführt werden, die sich von den bisher dargestellten unterscheidet. Der relativ einfachste – aber eben doch nicht einfache – Fall ist die Verwendung im Sprechzeitraum. Im Umgang mit sinnlich Wahrnehmbarem kann ein Sprecher – oft begleitet von einer Zeigegeste – eine bestimmte Eigenschaft eines Objekts in den Fokus des Hörers bringen. Die Bestimmtheit kann z.B. dann durch eine Geste vorstellbar gemacht werden, wenn etwa ein Umfang, eine Größe gezeigt wird. In den meisten Fällen ist aber eine gestische Demonstration gar nicht möglich. Bereits ein Verweis auf die Farbe, d.h. eine bestimmte Ausprägung der Farbe eines Objekts kann somit sehr abstrakt sein: Die Farblichkeit soll vom Hörer nicht als isolierte Qualität wahrgenommen oder vorgestellt werden, sondern soll ins Verhältnis gesetzt werden zu einer "prototypischen Vorstellung" des Aspekts, hier der Farbe (Ehlich 1987b, 290). In ähnlicher Weise beinhaltet das Verstehen eines bewundernden Ausrufes wie "*So etwas Schönes habe ich noch nicht gesehen!*",

²³⁸ Vgl. z.B. die große Menge an Bedeutungs-Untergruppen im Wörterbuch von Klappenbach/Steinitz (1976)

daß der Hörer nicht nur das bewunderte Objekt in der Sprechsituation identifiziert und seine Qualifizierung als "schön" nachvollzieht, sondern zugleich eine mit dem Sprecher gemeinsame Vorstellungsbasis in Bezug auf 'Schönheit' hat. Von Aspektdeixis wird deshalb gesprochen, weil es um weit mehr als Eigenschaften im klassischen Sinne geht; der Ausdruck "Aspekt" erbringt eine Verallgemeinerung.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie Art und Ausprägung des gemeinten Aspekts für H mehr oder weniger eindeutig angegeben werden können. Der Ausdruck *so* wird z.B. in eine Vergleichsoperation "*so ... wie*" eingebettet. Das Adjektiv/Adverb liefert dabei die symbolische Bezeichnung des Aspekts, der *wie*-Teil des Vergleichs gibt der Vorstellung von H konkrete oder abstrakte Vorgaben. Die große Häufigkeit, mit der diese Vergleichsoperation vorkommt, hat zu einer Grammatikalisierung der Wortverbindung mit dem spezifischen Zweck geführt. Der zweite Teil kann auch als "Relativsatz mit adjektivischem Nukleus" (Engelen 1986, 65)²³⁹ realisiert sein.

In ähnlicher Weise ist die Aspektdeixis auch in Verbindungen mit anderen Wörtern eingegangen, was Konsequenzen für das sprachliche System hat (Tabelle 15). Vielfältige Wortbildungsprozesse im Deutschen haben den Bestand an Adverbien, Adjektiven, Konjunktionen etc. vergrößert, wobei die Kategorisierung in bezug auf die unten genannten Einheiten ebenfalls unzureichend ist.

Die in Tabelle 15 genannten Komposita und Wortverbindungen kommen im Textkorpus vor. Vergleicht man die Liste mit dem Wortanalytischen Wörterbuch (Kandler/Winter 1995), fehlen in der Tabelle nur wenige Komposita, die z.T. als regional oder umgangssprachlich gekennzeichnet werden (*sonach*, *sooft*, *sowieso*, *genauso*). Die Zusammensetzungen, die darin aufgeführt sind, werden hier nicht in ihrem Gebrauch untersucht. Statt dessen gehe ich auf *so* als eigenständige Deixis und auf *so* in (mehr oder weniger fester) Verbindung mit anderen Ausdrücken ein, also auf einen Teil der in der rechten Spalte genannten Kombinationen.

Quantitativ von großer Bedeutung für die Vorkommen im Textkorpus ist die Kombination von *so* mit einem *daß*-Nebensatz, der meist als "Konsekutivsatz" bezeichnet wird. Daß die untergeordnete Proposition als Folge qualifiziert wird, hängt mit der vorangehenden deiktischen Prozedur zusammen, denn der als *daß*-Satz angeschlossene propositionale Gehalt ist die notwendige Information für H, um die mit *so* zu fokussierende Ausprägung des Aspekts zu erkennen. Der Verweis vollzieht sich dabei im Text- oder im Rederaum: "Der Sprecher

²³⁹ Engelen argumentiert, daß eine solche Einordnung "die Nähe dieser Sätze zu den Relativsätzen mit nominalem, pronominalem und adverbialem Nukleus deutlicher zum Vorschein bringt und daher den Satztyp besser charakterisiert als die Bezeichnung "Vergleichssatz" (1986, 66).

verweist auf etwas, was er anschließend redend – als propositionalen Gehalt eines untergeordneten Satzes – zum Ausdruck bringt" (Ehlich 1987b, 293).

Komposita	andere Kombinationen	abgeleitet
<i>sobald</i>	<i>also</i>	<i>solch</i> ²⁴⁰
<i>sodann</i>	<i>ebenso</i>	
<i>soeben</i>	<i>umso mehr als</i>	
<i>sofern</i>	<i>insofern</i>	
<i>sofort</i>	<i>sowohl als auch</i>	
<i>sogar</i>	<i>so ... wie (als)</i> ²⁴¹	
<i>sogenannt</i>	<i>so wie</i>	
<i>sogleich</i>	<i>so ... , wie</i>	
<i>solange</i>	<i>so daß</i>	
<i>somit</i>	<i>so ... , daß</i>	
<i>soviel</i>		
<i>soweit</i>	<i>insoweit</i>	
<i>sowie</i>		
<i>sozusagen</i>		

Tabelle 15: Komposita und syntaktische Verbindungen von *so*

Bei *so daß* sind die Elemente zu einer intonatorischen Einheit zusammengetreten (Engelen 1986, 69). Zudem liegt der Fall vor, daß die dazu gehörige Prozedur der Refokussierung so häufig und regelmäßig ausgeführt wird, daß sich eine Veränderung im sprachlichen System vollzogen hat, die in der österreichischen Schriftsprache zur Konsequenz der Zusammenschreibung geführt hat, außerhalb Österreichs allerdings erst in der Rechtschreibreform des Jahres 1996. Es handelt sich dabei um einen Feldwechsel des Ausdrucks *so*, der in dieser Verbindung für eine operative Aufgabe genutzt wird (Ehlich 1987b, 293): Er kategorisiert den Wissensgehalt der nachfolgenden Proposition als einen logisch bestimmten Typ (nämlich als Folge). Die Fokussierung dient somit der Organisation des Zusammenhangs der sprachlichen Elemente, sie steuert deren Verarbeitung durch H.

²⁴⁰ Historisch war es so, daß *solche* durch *so* allmählich verdrängt wurde.

²⁴¹ Historisch wurde *als* in dieser Funktion durch *wie* verdrängt (Grimm-Wörterbuch), aber offenbar nicht vollständig, wie sich auch im Korpus zeigt.

6.6.2. Datenanalyse

Eine sehr häufige Verwendung von *so* im Diskurs ist innerhalb des Textkorpus aus systematischen Gründen gar nicht präsent. Es handelt sich um die paraexpeditive Verwendung (Ehlich 1987b), bei der mit *so* in Sprechhandlungssequenzen, aber auch beim Sprechen 'mit sich selbst', die erfolgte (und erfolgreiche) Abarbeitung eines Handlungsschritts verbalisiert wird. Generell dürfte dieser Gebrauch schriftsprachlich wenig repräsentiert sein. Ebenso fehlen im Korpus andere diskursgebundene Gebrauchsweisen.²⁴² Der Ausdruck *so* tritt auch nicht als Ersatz für eine genaue Angabe auf²⁴³.

6.6.2.1. Paraoperative Verwendungen von *so*

Da der Ausdruck *so* (309 tokens insgesamt) im Textkorpus in verschiedenen Umfeldern auftritt, die jeweils auch seine Funktionalität beeinflussen, bis hin zur Formelbildung, gebe ich nachfolgend einen Überblick über diese Fälle (Tabelle 16). Das Umfeld wird dabei durch Angabe der beteiligten Ausdrücke, z.T. auch der syntaktischen Struktur charakterisiert ("(NS)" bedeutet dabei Nebensatz, "(HS)" Hauptsatz). Die Zahlen in der rechten Spalte dokumentieren die Frequenz im hier ausgewerteten Korpus. Die funktionalen Unterschiede werden durch die Angabe von Verweisraum und Verweisart ansatzweise deutlich, die Einordnungen sind aber z.T. noch mit Unsicherheit behaftet. Danach bespreche ich einzelne Verwendungsbeispiele. Wie weit Feldtranspositionen in das operative Feld stattgefunden haben, ist eine schwierige Frage, die wohl nicht allein aufgrund des vorliegenden Datenmaterials beurteilt werden kann. Weitgehend geklärt ist diese Frage für *so daß* und für die Verbindung *wenn ... so*. Eisenberg (1986, 344) bezeichnet *so* in beiden Fällen als "Korrelat", wie das auch viele andere tun. Handlungstheoretisch ist die Bestimmung unzureichend. Bei *so daß* liegt eine Feldtransposition in das operative Feld vor, wie oben schon gesagt wurde; bei *wenn ... so* trifft das ebenfalls zu. Redder (1987) hat das in einer korpusbezogenen Analyse von *wenn ... so* gezeigt; Text oder Rede werden in spezifischer Weise strukturiert, nämlich in einen Anfangsteil, der eine Grundlage angibt, und einen Fortsetzungsteil, zu dessen Beginn eine Neufokussierung unter einem Vergleichsaspekt erfolgt. Der Ausdruck *so* fungiert mithin anadeiktisch und katadeiktisch zugleich: Der Vergleich wird zunächst in einer für S und H gemeinsamen Basis verankert; um welchen Aspekt es geht, wird aber erst im Anschluß an die Katadeixis deutlich. Die Grundlage wird nicht

²⁴² Gemeint ist z.B. die Hörerreaktion "Ach so!". Diese Kombination aus Interjektion und Deixis kann ebenfalls dem expeditiven Feld zugerechnet werden.

²⁴³ Schon im Grimmschen Wörterbuch wird mehrmals auf Verwendungen von *so* "als Ausdruck der Unsicherheit bei Angaben, die keinen besonderen Anspruch auf Genauigkeit machen" (Bd. 10/1, 1358) hingewiesen; im heutigen Deutsch scheint *so* auch außerhalb von Grad-/Mengenangaben als eine Art Vagheitsindikator genutzt zu werden (Klappenbach/Steinitz, 6b).

geradlinig (temporal oder logisch folgerichtig) weiterentwickelt, wie das bei *wenn ... dann* der Fall wäre, sondern der Sprecher kontrastiert das Folgende mit dem Gehalt des *wenn*-Satzes (des Vordersatzes), so daß eine "Umformung des Hörerwissens" zustandekommt (Redder 1987, 317 f.). Diese feste Strukturierung, unterstützt durch die Hypotaxe, rechtfertigt es, von einer operativen Prozedur zu sprechen, der die deiktische Prozedur als ergänzende zugeordnet ist. Nebenbei erklärt Redder auch, warum Satzgefüge mit *wenn ... so* vor allem in schriftlichen Texten vorkommen: Die mündliche Verwendung von *so* in einer solchen Struktur ist vor allem deshalb selten, weil "vom Sprecher sehr differenzierte Antizipationsleistungen und entsprechende verbale Planung" verlangt sind (Redder 1987, 324).

Eine kurze Kommentierung sind die Verhältnisse bei den Konditionalsätzen wert. Es bestätigt sich, daß der Typ des *wenn*-Satzes, der immer noch als der "klassische" Konditionalsatz gilt, in Fachtexten durch den uneingeleiteten Nebensatz ("Stirnsatz") verdrängt worden ist²⁴⁴ (vgl. Möslein 1981, 316). Bei der Verteilung machen sich die Fachzugehörigkeiten der Artikel in den Zahlen bemerkbar. Die technisch-naturwissenschaftlichen und mathematischen Texte verwenden ganz überwiegend das konditionale Gefüge (mit oder ohne Konjunktion); bei drei Texten (IDEN, KANA, MATH) tritt die Deixis *so* nur in der paraoperativen Funktionsgemeinschaft mit dem uneingeleiteten Konditionalsatz bzw. mit *wenn* auf, bei zwei Texten (APPR, SEIS) nur *so daß* und *wenn ... so*²⁴⁵. Der geschichtswissenschaftliche Text UNIV verwendet *wenn ... so* dagegen nur ein einziges Mal.

Eine funktionale Ähnlichkeit zu den konditionalen Gefügen hat anscheinend ein propositionales Gefüge, bei dem mit dem Nebensatz eine Thematisierung vollzogen wird: *Was betrifft / angeht, so ...*". Auch hier legt die erste Proposition eine Basis. Ich vermute aber, daß dabei keine Umformung des Hörerwissens vorgenommen wird.

Betrachtet man weitergehend die Häufigkeitsverteilung der Aspektdeixis generell, dann zeigt sich, daß die geistes- und sozialwissenschaftlichen Artikel eine größere Menge und Vielfalt von den in der Tabelle genannten Verwendungen aufweisen. Allerdings gibt es in jeder Fächergruppe einzelne Artikel, die der genannten Tendenz nicht entsprechen. ACUS und CYCL als technisch-naturwissenschaftliche Texte haben eine ebenso hohe Quote wie die meisten sozial- und geisteswissenschaftlichen Artikel, von denen wiederum REFO und SELB sich abheben.

²⁴⁴ Zwar sind hier die Zahlen für die Verbindung *wenn ... dann* nicht genannt (vgl. 6.5.2.2.), sie verschieben das entstehende Bild aber kaum.

²⁴⁵ Ich subsumiere im folgenden hilfsweise auch die uneingeleiteten Konditionalsätze unter die des Typs "*wenn ... so*"; hinsichtlich des Gebrauchs von *so* besteht kein Unterschied.

Umfeld von <i>so</i>	Verweisraum	Verweisart	Anzahl
<i>so</i>	Vorstellungsraum ²⁴⁶ bzw. Textraum	anadeiktisch	29
<i>so ... wie(als)</i> ²⁴⁷ ...	Textraum	katadeiktisch	17
<i>So</i> (HS)	Textraum	ana- und katadeiktisch	51
... <i>so</i> : ... <i>so ... , daß</i> (NS)	Textraum	katadeiktisch	1 29
<i>so ... , als ob</i> (NS) <i>so daß</i> (NS)	Textraum	katadeiktisch	5 40
<i>wenn ... , so</i> (HS) (NS), <i>so</i> (HS) <i>Was ... betrifft, so</i> <i>obwohl</i> (NS), <i>so</i> ²⁴⁸	Textraum	ana- und katadeiktisch	14 74 3 1
<i>so SAGEN</i> ²⁴⁹	Textraum	anadeiktisch	23
<i>um so ... , als</i> (NS)	Textraum (?)	katadeiktisch	6

Tabelle 16: Paraoperative Verwendungen von *so*

6.6.2.2. Verweisraum und Verweisrichtung

Zunächst gehe ich an Beispielen auf die Frage ein, welche Verweisräume herangezogen werden. Wie die Aufstellung zeigt, kommt sprechsituationsbezogenes *so* nicht vor, was nicht erstaunlich ist. Im wesentlichen wird der Textraum in Anspruch genommen, wie etwa im folgenden Beleg:

²⁴⁶ Die Trennung zwischen Vorstellungsraum und Textraum ist hier nicht in allen Fällen deutlich möglich, daher wurden keine getrennten Zahlen für die beiden Verweisräume ermittelt.

²⁴⁷ Mitgerechnet wurde ein Vorkommen von *so wie* (NS).

²⁴⁸ Die Kombination mit *obwohl* war früher häufiger, hat aber laut Möslin (1981) sukzessive an Bedeutung verloren.

²⁴⁹ Die Großschreibung besagt, daß es sich um eine semantische Klasse von Verben handelt, zu denen neben Sprechhandlungsverben auch Verben der Wahrnehmung und "scheinen" gehören. Mit erfaßt habe ich elliptische Fälle wie: "... , so Gottschaldt, ..." (PERS a7).

"Die Beschreibung der Arbeitsweise ... soll hier im Frequenzbereich erfolgen, da **so** eine im statistischen Sinne allgemeingültige Darstellung möglich ist." ACUS a6

Hier ist deutlich, daß *so* nicht auf ein Objekt, sondern anadeiktisch auf einen Aspekt der zuvor benannten Handlung "Beschreibung der Arbeitsweise" (- nämlich daß sie im Frequenzbereich erfolgen soll -) gerichtet ist. Eine Paraphrasierung durch "*auf diese Weise*" wäre möglich. Der zu beachtende Textraum ist hier klein. Ein anderer Beleg kann die mögliche Ausdehnung des Textraums verdeutlichen, denn für das *so* muß H/L eine vorhergehende, 3 komplexe Sätze umfassende Darstellung eines Typs von Patienten refokussieren:

"Wenn **so** ein Mensch schließlich mit den Symptomen einer paranoid-halluzinatorischen Psychose in psychiatrische Behandlung kommt, kann es passieren, daß ..." KONT a52

Katadeiktische Prozeduren treten im Korpus nicht bzw. nur in solchen Funktionen in den Vordergrund, die operative Qualität haben oder in diesem Verdacht stehen. Rein katadeiktisch ist nur das folgende:

"Der Verfasser begann, Herrn S. Mitteilungen zu machen, die im Kern **so** lauteten: ..." KONT a16

Die Seltenheit einer solchen Verwendung ist von Bedeutung für die Anlage der Textorganisation, denn es wäre möglich, mittels katadeiktischem *so* und einer abschließenden anderen deiktischen Prozedur (*Dies..*) *so* etwas wie eine Rahmendeixis zu konstruieren, die für den Leser funktional einheitliche, größere Texteinheiten sehr gut erkennbar machen würde. Es ist überraschend, daß diese Möglichkeit fast nicht genutzt wird. Soweit ich sehe, sind die paradeiktischen Einheiten (s.u.) "*im folgenden*" und das Adjektiv "*folgend-*" im Korpus die einzigen frequenten Mittel, zusammengehörige größere Texteinheiten zumindest mit einer katadeiktischen Prozedur anzukündigen.

Erstaunlich ist, daß Verweisprozeduren mit *so* keineswegs auf den Textraum beschränkt sind. In rund 15 Textbelegen spielt der Vorstellungsraum eine Rolle. Wie schon häufig, finden sich diskurstypische Verwendungen in den Redewiedergabe-Passagen des Textes KONT, wenn z.B. der Psychiater dem Klienten den Eindruck ablauscht, "es sei alles *so* über Sie gekommen". Darauf gehe ich nicht näher ein. In den wissenschaftlichen Texten bzw. Textteilen finden sich aber durchaus auch Beispiele für die Nutzung des Vorstellungsraums. Z.T. werden allerdings zuvor textuelle Hinweise geliefert. Um das zu zeigen, muß der nächste Beleg umfangreicher wiedergegeben werden:

"Bei der Veränderung der Schleifenverstärkung muß eine Instabilität sicher erkannt werden. Diese ist bei einer realen Anlage sehr leicht zu bemerken, da das menschliche Gehör ausgesprochen empfindlich auf Nachklängen schon unterhalb der eigentlichen Instabilität anspricht. Bei der Simulationsrechnung ist hierfür ein Verfahren zu suchen, das in der Lage ist, Instabilitäten aus dem Kurvenverlauf der berechneten resultierenden Übertragungsfunktion $**F$ zu ermitteln. Dies ist deshalb **so** wichtig, da ..." ACUS a42

Woher kann H/L wissen, wie wichtig das bezeichnete Verfahren in den Augen des Sprechers ist? Der vorher gelesene Text gibt ihm nur durch die modalen Formen Hinweise, einmal das Modalverb *müssen*, danach den "modalen Infinitiv". Der Sprecher denkt offenbar, damit eine bestimmte Dringlichkeit deutlich gemacht zu haben. Es ist sehr fraglich, ob in einem solchen Fall von einer Anadeixis im Textraum gesprochen werden kann; ich vermute, daß der Vorstellungsraum beansprucht wird. Auch andere Autoren greifen auf den Vorstellungsraum von H zu. Der Einsatz der Aspektdeixis kommt zwar nicht gänzlich unvorbereitet, es gibt aber im Textraum keine Explizierung des Vergleichs-aspekts, außer durch das jeweilige Adjektiv.

"Nehmen wir das Beispiel der für die Ethnomediziner **so** wichtigen Vorstellungen zur Krankheitsverursachung." ETHN a21

"Die Funktionsweise des Transkriptionsaktivatorproteins ist **so** interessant, weil es die Transkription in wohl allen Eukaryoten aktivieren kann." HEFE a26

"Die Reaktionsmatrix wird auch für zeitlich variable Übergangskoeffizienten betrachtet. Im Hinblick auf die in der Physik **so** grundlegenden Phänomene der Impulsausbreitungen, der Oszillationen usw. werden die von Pharmaka herbeigeführten Wirkungen ... dargestellt." KOMM a93

Der Leser wird hier offenbar so modelliert, daß er bereits über bestimmte Einschätzungen verfügt, die denen des Autors entsprechen.

Eine weitere, für die Wissenschaftssprache eher untypische Verwendung von *so* erfordert ebenfalls eine Orientierung im Vorstellungsraum. Sie tritt im Korpus nur in geistes- und sozialwissenschaftlichen Artikeln auf (GEOG, KONT, MANN, UNIV). Der Ausdruck *so* wird in dieser Funktion meist als Konjunktion in einem "konzessiven Gliedsatz" bezeichnet (Klappenbach/Steinitz 1976).

"Die strittige Debatte zwischen verschiedenen Personen um das bessere Argument, ... , das dialektische Zerpfücken der gegnerischen Meinung, ... war, **so** sehr es die Möglichkeit einer objektiven Entscheidung wissenschaftlicher Fragen überschätzen mochte, zunächst ganz und gar nicht auf schriftliche Fixierung berechnet." UNIV a30

Das Ausmaß der Überschätzung wird hier vom Autor nicht weiter bestimmt; er fingiert, daß der Leser bereits eine Vorstellung von einer graduellen Bestimmtheit hat, die hoch angesetzt ist oder es sein könnte. Mit dem Verzicht auf eine genauere Angabe macht der Autor zugleich deren Überflüssigkeit deutlich – ihm kommt es darauf nicht an.

Es scheint also, daß die Autoren sich in einigen Fällen auf fachbezogene Beurteilungskompetenzen ihrer Leser verlassen, was ihnen sprachlichen Aufwand erspart. Es ist aber wahrscheinlich, daß eine Deixis im Vorstellungsraum wegen des damit verbundenen Risikos nicht an argumentativ wichtigen Stellen vorkommen könnte.

6.6.2.3. Einleitendes *so*

Charakteristisch für wissenschaftliche Texte ist der Ausdruck *so* als Einleitungswort einer Sprechhandlung, also in der Spitzenposition des Satzes. Er kommt in allen Texten ein- oder mehrmals vor, insgesamt 49mal. In etwa 20% dieser Vorkommen wird der *So*-Satz bzw. sein Subjekt vom Autor als Beispiel qualifiziert:

"**So** diene zum Beispiel **F, das wir als Prototyp der 2-Oxopropano-überbrückten 2,5-Dihydrofurane erstmals 1973 synthetisierten, als Ausgangsmaterial für ..." CYCL a2

Die Wortstellung – "*zum Beispiel*" steht direkt nach dem finiten Verb, also noch vor dem Subjekt – zeigt einen engen Zusammenhang zwischen *so* und *zum Beispiel*. Der Symbolfeldausdruck klassifiziert damit den refokussierten Aspekt in seinem Stellenwert für die vorangegangene Proposition. Diese Klassifizierung wird häufig explizit vorgenommen, in anderen Fällen spielen Autoren auf sie an, z.B. durch Hinzufügung von "*etwa*"; das ist aber nicht unbedingt erforderlich, wenn nach einem Komma eine Liste von Beispielen folgt.

"Aber auch sehr spezielle, ähnliche Grundbedingungen haben zu einer vergleichenden stadtgeographischen Behandlung geführt, **so etwa** die städtebauliche Entwicklung einzelner Städte nach ihrer Kriegszerstörung." GEOG a21

"Aus Satellitenbildern abgeleitete Lineamente zeigen um den Bodensee herum einen ähnlichen Verlauf wie die Bereichsgrenzen im Dehnungsgefüge der Gerölldeformation, **so** rheinisch orientierte, linksseitige Blattverschiebungen oder weniger weit interpretierte Muster verschiedener Richtungen." MOLA a34

Da solche Verwendungen von *so* zum Zweck der Angabe von Beispielen für das zuvor Dargelegte häufig vorkommen, könnte man versucht sein, genau darin die Funktion dieses *so* als "Adverb im Übergang zur Konjunktion" (Klappenbach/Steinitz 1976) zu sehen. Mir scheint jedoch, daß die Prozedur genauer zu beschreiben ist. Daher diskutiere ich zunächst einige weitere Belege, die jeweils eine Untergruppe repräsentieren. Die mit *so* eingeleitete Sprechhandlung kann dem assertiven Typ der Schlußfolgerung angehören.

"Die Forschung auf diesem Gebiet wird enorm vorangetrieben und aufgrund des allgemeinen, auch wirtschaftlichen Interesses an der Regulation der Genexpression (z.B. das Krebsproblem!) finanziell stark unterstützt. **So** kann in der näheren Zukunft damit gerechnet werden, daß sich unser Wissen über die Prinzipien der Regulation der Genexpression in Eukaryoten ganz erheblich vertiefen wird." HEFE a53

Der Eindruck der Schlußfolgerung entsteht dadurch, daß der Autor zunächst den gegenwärtigen Zustand der Disziplin im Hinblick auf das im Artikel behandelte Thema charakterisiert; seine Aussage über die Zukunft bezieht ihre Glaubwürdigkeit aus dieser Gegenwartsbeschreibung. Die illokutive Charakteristik ist jedoch nicht so stark ausgeprägt, daß der Satz mit "*Also ...*" eingeleitet werden könnte.

In einer Reihe anderer Fälle folgt auf eine allgemeine Aussage mit theoretischem Anspruch eine mit "So ..." eingeleitete Sprechhandlung, die als erläuternde Ausführung beschrieben werden könnte. Deren Zweck kann sowohl eine Verdeutlichung als auch ein Beleg der allgemeinen Aussage sein:

"Soziale Prozesse, wie z.B. die Bedeutung der Wahrnehmung anderer für das eigene Selbst, werden hier nicht für psychische Störungen im Sinne einer Distanz zum eigenen Selbst verantwortlich gemacht. Ganz im Gegenteil, sie bilden die wesentlichen Faktoren bei der Entwicklung des Selbst. So lernt das Kind nach Mead (1934) unterschiedliche Rollen und Verhaltensweisen in der Interaktion mit anderen zu erkennen und zu übernehmen, ..." SELB a4

Thema ist die Darstellung einer psychologischen "Schule", des Symbolischen Interaktionismus. Zunächst wird deren besondere Auffassung von der "Entwicklung des Selbst" pointiert formuliert. Die mit *So* angeschlossene Proposition hat m.E. beide oben angesprochenen Aufgaben: Sie *belegt* das Gesagte mit dem Hinweis auf die Lehre eines Psychologen dieser Schule; zugleich *präzisiert* sie anhand der kindlichen Entwicklung das gemeinte Verhältnis von "Selbst" und sozialer Umwelt.

Es ist nun noch genauer zu untersuchen, was mit dem Ausdruck *so* eigentlich refokussiert wird.

"Interkulturelle Studien haben auch nur in ausgewählten Bereichen der Ethnologie einen Beitrag leisten können. So haben sie viel zum theoretischen Verständnis von Verwandtschaftsstrukturen und der Sozialisation beigetragen, ihr Anteil an der Medizinethnologie jedoch ist vergleichsweise gering." ETHN a4

Das einleitende *so* ist anadeiktisch. Es ist aber nicht leicht anzugeben, was mit ihm in den Fokus kommt. Man mag als erstes vermuten, das sei der unmittelbar vorangehende Teil der Proposition, nämlich "einen Beitrag leisten können". Ich denke aber, daß der Leser mehr heranziehen muß, da der erste propositionale Gehalt sozusagen zwiespältig ist: Die Prädikation umfaßt neben dem Hinweis auf geleistete Beiträge auch noch ein "*nur*", womit die weitergehende – aber enttäuschte – Erwartung des Sprechers ausgedrückt wird. Tatsächlich muß diese Doppelstruktur im Bewußtsein des Lesers präsent sein, um die beiden folgenden Propositionen, die in einem Satz zusammengefaßt sind, genau dieser zuzuordnen: Zunächst wird der Beitrag präzisiert, dann – durch das Komma in einen engeren Zusammenhang gebracht – wird die Mangelhaftigkeit des Beitrags benannt. Das einleitende "*So*" dient damit der Refokussierung der gesamten Prädikation, mit der nur angedeuteten Einschränkung.

Der nachfolgende Beleg macht nicht nur die letzte Sprechhandlung, sondern einen größeren Zusammenhang zum Kandidaten für eine Refokussierung:

"... ; es besteht allerdings eine nicht zu vernachlässigende Anzahl interkultureller Studien, deren mögliche medizinethnologische Inhalte im Titel der Arbeiten nicht zu erkennen sind. Dazu dürften besonders die Studien gehören, die Levinson den Kategorien der Kultur und Persönlichkeitsforschung, der Religion oder der Physio-

logie zuweist. **So** stellt z.B. die oben erwähnte Studie von Whiting und Child nach heutigem Verständnis durchaus einen Beitrag zur Medizinethnologie dar." ETHN a5

Im Nachvollzug dieser Textstelle ist erkennbar, daß ein Rückgriff auf die vorangegangene Proposition zu wenig wäre: Die Studie von Whiting und Child gehört wohl zu den von Levinson nach Kategorien geordneten Studien, ihre Besonderheit dürfte aber darin liegen, daß sie medizinethnologisch bedeutsam ist, ohne es im Titel auszuweisen. Berücksichtigt H dies nicht, kann er den Ausdruck *durchaus* nicht verstehen. Umgekehrt kann man diesen in sich selbst wieder komplexen Ausdruck als eine Absicherung des richtigen Verständnisses durch S, zugleich als (Selbst-)Kontrollmöglichkeit für den Leser betrachten.

Zusammenfassend gehe ich nun noch einmal der Frage nach, wie das Verhältnis der Propositionen, die durch *so* mit einer deiktischen Prozedur verbunden sind, allgemeiner bestimmt werden kann. Dabei wird auch deutlich, was die Differenz zu einem objektdeiktischen Anschluß z.B. mit "*Dies ...*" ist.

Mit "*So ...*" greift der Autor auf den Wissensraum von H in spezifischer Weise zurück. Relevante propositionale Teilgehalte oder zusammenhängende Propositionen werden refokussiert und bekommen zugleich die Qualität eines Aspekts 'zugeschrieben', dem der Autor im folgenden, d.h. mit der unmittelbar folgenden Aussage, entspricht. Es werden also Sprechhandlungen koordiniert, allerdings nicht im Sinne einer "koordinativen Verknüpfung" (Lang 1977), sondern dadurch, daß sie demselben Aspekt eines Wissenszusammenhangs zugewiesen werden.

Das bedeutet, daß die *So*-Sprechhandlung keine einfache Assertion ist, sondern zusätzliche illokutive Qualitäten bekommt, wie oben an den Belegen verdeutlicht wurde:

- Sie baut auf dem vorher Gesagten auf;
- sie führt es weiter, ergänzt es, präzisiert es;
- sie versieht es mit einem Beleg
- sie formuliert eine Folge des Gesagten.

Erklärbar ist diese 'Anreicherung' dadurch, daß die Einheit *so* in satzinitialer Position eine Vergleichsoperation auslösen kann, bezogen auf propositionale Gehalte, aber ohne deren Verhältnis zueinander durch die deiktische Dimensionalität zu spezifizieren. Der Leser kann nur entnehmen, daß eine aspektuelle Übereinstimmung besteht.

Eine Textstelle in dem Korpustext KOMM fügt sich nicht in diese Reihe. M.E. handelt es sich um eine Fehlanwendung der Deixis:

"Das Gebiet der Schwingungen ist ein weites Feld und soll nicht in seinen vielfältigen Auswirkungen auf die Pharmakologie hier untersucht werden. **So** sei **jedoch** noch bemerkt, daß die Analogien der Elektronik und Impulstechnik zur Reaktionskinetik in besonderer Anwendung auf die Pharmakologie bei weitem noch nicht ausgeschöpft sind." KOMM a89

Das einleitende *So* und das fast unmittelbar folgende *jedoch* sind nach meiner Auffassung unverträglich – es gelingt dem Leser nicht zu rekonstruieren, in welcher Weise der refokussierte Gehalt weiter genutzt werden soll; ein aspektbezogener Vergleich ist nicht möglich. Die Aufzählung von illokutiven Spezifizierungen muß also wegen dieses Belegs erweitert nicht werden.

Zu klären ist noch eine allgemeinere Frage, nämlich was es bedeutet, daß die Autoren auf explizitere illokutive Qualifizierungen verzichten, z.B. auf ein *somit* oder *also*, die beide den Sprechhandlungstyp der Folgerung auf operative Weise fixieren würden. Auch die Absicht, zu präzisieren oder zu belegen, könnte sprachlich verdeutlicht werden ("*Insofern ...*" oder "*Das ist erkennbar an ...*"). Stattdessen muß H/L nicht nur selbst den relevanten Aspekt identifizieren, was, wie gezeigt, eine gute Kontrolle über die verarbeiteten Zusammenhänge und deren Relevanz verlangt; zugleich wird die Art und Weise der Entsprechung offen gelassen. Die Bereitschaft von H zur Kooperation wird damit recht weitgehend in Anspruch genommen.

Es scheint, daß der *So*-Anschluß den assertiven Typ in der Schwebelage hält: Das kann bedeuten, daß der Autor sich für keine der oben genannten Alternativen entscheiden will, weil mehreres davon zu passen scheint. Dem Autor ist es dann genug, auf die Entsprechung relevanter Gehalte hinzuweisen, indem diese mit *so* gekoppelt werden. Es kann aber natürlich auch sein, daß der Autor sich den Zusammenhang in seinem Wissen selbst nicht deutlich klarmachen konnte und deshalb auf Präzisierung verzichtet.

6.6.2.4. Formelhaftigkeit des Gebrauchs

Am deutlichsten formelhaft sind die meist nur als Abkürzungen gebrauchten Kombinationen "*und so weiter*", "*und so fort*". In der Tabelle wird aber noch eine weitere Gebrauchsweise von *so* angegeben, die m.E. auch formelhafte Züge hat: der Gebrauch von *so* zusammen mit Sprechhandlungs-Verben. Er wurde nicht originär in der wissenschaftlichen Sprache ausgeprägt, sondern hat ältere und andere Quellen, auch in der Literatur. Meist handelt es sich um Einschübe im Zusammenhang von Zitaten oder mit dem Zweck, Sprecherkommentare oder Quellenangaben in organischer Weise in Sprechhandlungen einzubauen. Ich bringe zur Verdeutlichung eine Reihe von Beispielen ohne den jeweils umgebenden Text und ohne Nachweise; über die Hälfte der Texte machen von der genannten Formel in ähnlicher Weise Gebrauch, besonders intensiv der Text MANN. Auch die Möglichkeit elliptischer Verkürzung durch Auslassung des Verbs kommt vor:

- ... , so heißt es weiter, ...
- ... , so sagte er schon 1936, ...
- ... , so heißt es ausdrücklich, ...
- ... , so ist zu konstatieren, ...

... , so Gottschaldt, ...
 ... , wenn man so sagen will, ...
 ... , so schreibt ... ,
 ... , so wird dann gesagt, ...

Interessant ist daran die Vermeidung der Objektdeixis, die bei der Wiedergabe von Zitaten eigentlich angebracht wäre. Der Vorteil der Aspektdeixis scheint in diesen Zusammenhängen zu sein, daß über Sprechhandlungen gesprochen werden kann, ohne auf deren Wortlaut festgelegt zu werden, denn mit *so* wird "nur" ein – allerdings nicht explizierter – Aspekt des Sagens, Sprechens etc. refokussiert. Das, was jeweils vor und nach dem Komma steht, wird durch den Einschub in gewisser Weise relativiert, als irgendwie entsprechende Paraphrase gekennzeichnet. Diese Art der Deixisverwendung beinhaltet also einiges an Vagheit, auch wenn die Information über den Inhalt des Gesagten gegeben wird.

Als formelhaft erscheint mir aber auch der Einschub oder die Einleitung "So gesehen ...".

6.6.3. Zusammenfassung

Der Gebrauch der Aspektdeixis *so* ist offenbar nicht für alle Korpusautoren unproblematisch und selbstverständlich. Die Aspektdeixis ist in etwa einem Drittel der Texte fast völlig auf die paraoperativen Verwendungen reduziert. Die sozial- und geisteswissenschaftlichen Artikel nutzen hingegen die aspektdeiktische Prozedur meist häufiger und in vielfältiger Weise.

Das "Motiv" der Vermeidung in den anderen Fächern hat nach meiner Auffassung mit der Abstraktheit der deiktischen Prozedur zu tun: Der Verweis auf einen Aspekt an einem Objekt erfordert, daß H sowohl das Objekt identifiziert als auch im Verweisraum die Frage klären kann, welcher Art und Stärke der fragliche Aspekt im Wissen von S ist. In den paraoperativen Verbindungen mit *wenn* und *daß* ist vorgesehen und sichergestellt, daß dieses Wissen explizit gemacht wird. Der in dieser Weise vorsichtige Autor setzt die Verständigung mit seinen Lesern keinem Risiko aus. Zugleich verzichtet er auf Möglichkeiten der Lenkung der Höreraufmerksamkeit, die in den Artikeln sozial- und geisteswissenschaftlicher Fächer wahrgenommen werden. Offenbar wird der Leser von diesen Autoren anders modelliert. Eine anadeiktische Vergleichsoperation erscheint nicht als riskant, sogar der Vorstellungsraum von H/L wird in Anspruch genommen. Daß daraus in Einzelfällen Vagheit resultiert, gilt in einigen Fächern offenbar nicht als dysfunktional oder wird in Kauf genommen.

6.7. Häufungen von Deixeis

Der Gebrauch von deiktischen Ausdrücken ist, wie sich insgesamt zeigte, für die hier untersuchten Wissenschaftlichen Artikel in verschiedener Hinsicht

funktional, so daß bei einigen Ausdrücken recht hohe Frequenzen vorliegen. Von daher ist es nicht erstaunlich, daß Fokussierungsbedürfnisse unterschiedlicher Art oft so zusammentreffen, daß es zu Häufungen deiktischer Einheiten auf kleinem Raum kommt.

"**Hier** treten die Komponenten des Dosisvektors mit **denen** der Grundreaktion in Wechselwirkung, die Grundreaktion wird also nachhaltig durch die Dosisgabe beeinflusst. Da man **hierin** den Normalfall in der Pharmakologie sehen muß, ist **damit** auch auf die Grenzen der Behandlung ... hingewiesen." KOMM a61

Derartige Textpassagen sind verständlich und für geübte Leser sicherlich unproblematisch. Mindestens vier deiktische Prozeduren kommen vor, die fast immer unterschiedlichen Typs sind, nur die beiden letzten Einheiten sind sich ähnlich, da beide zusammengesetzte Verweiswörter sind.

In anderen Fällen beansprucht aber die mehrfache Umlenkung der Aufmerksamkeit mehr als sonst die Kooperation der Leser, insbesondere dann, wenn mehrere Deixis im Textraum aufeinander folgen und – noch spezifischer – wenn mehrere objektdeiktische Ausdrücke nacheinander auftreten. Die nächsten Belege zeigen solche Häufungen, innerhalb einer Proposition (ETHN und ACUS) und verteilt auf zwei Propositionen (GEOG):

"Er kann (...) zeigen, daß die Vorstellung von der schädlichen Wirkung der Hexerei (bzw. des bösen Blicks) in der Regel nur innerhalb des Kontextes relativ komplexer Kulturen auftritt. Er belegt **dies** durch Korrelationen zwischen **dieser** Vorstellung und dem Vorhandensein von z.B. Geld und sozialen Klassen." ETHN a30

"Wie schon in Fig. 4 zu erkennen, ist die Anzahl der bei beginnender Instabilität stark anwachsenden Spitzen relativ klein im Verhältnis zur Gesamtzahl der Maxima. **Dies** führt **dazu**, daß der Mittelwert der Übertragungsfunktion nicht signifikant durch **diese** wenigen Spitzen angehoben wird." ACUS a46

"Entscheidend ist bei **diesem** Ansatz die synthetische, ganzheitliche Betrachtungsweise in der Form monographischer Darstellung. **Diese** ist allerdings allgemein in Sachkapitel untergliedert, die den Arbeiten oft einen systematischen Charakter verleihen." GEOG a8

Da bisher (meines Wissens) keine psychologischen Untersuchungen über die Fähigkeit von Lesern zur Verarbeitung deiktischer Einheiten vorliegen, kann ich hier nur meine Vermutung äußern, daß die in den drei letzten Zitaten geforderten Neufokussierungen auch für geübte Leser in dieser Häufigkeit nicht leicht zu bewältigen sind. Die zeitlich-räumliche Nähe der Prozeduren bringt sie in bezug auf die Leseraufmerksamkeit in ein Konkurrenzverhältnis untereinander. Das resultiert vor allem daraus, daß eine deiktische Prozedur kein isolierbares Element des sprachlichen Handelns ist, sondern integraler Bestandteil einer sprachlichen Handlung. Ein (mentaler) Abschluß ist erst dann erreicht, wenn die deiktische Prozedur in ihrem spezifischen Zusammenhang mit den symbolischen, operativen oder sonstigen Prozeduren dieser Sprechhandlung erfaßt und verstanden ist. Die oben wiedergegebenen Textstellen gefährden den

erfolgreichen Abschluß eines solchen Verarbeitungsprozesses, nach meiner Auffassung sogar dann, wenn – wie im GEOG-Zitat – die zweite Objektdeixis zwar zu einer nachfolgenden Proposition gehört, aber eine ganz andere Fokussierung als die vorangehende bewirkt. Folgen dagegen mehrere deiktische Prozeduren, die auf dasselbe Verweisobjekt zielen, dürfte das Verarbeitungsproblem geringer sein. Ein Beleg aus dem statistischen Text mag das verdeutlichen.

"Betrachtet man schließlich Punkt C, so ist zunächst festzustellen, daß er wie A nicht in der Nähe von x liegt und es sich in diesem Sinn um eine extreme Beobachtung handelt. Durch das Hinzufügen **dieses** Punktes zu den bereits vorliegenden Daten werden die KQ-Schätzungen für Achsenabschnitt und Steigungskoeffizient erheblich verändert. Wie bei B wird das zu **diesem** Punkt gehörige Residuum vergleichsweise groß ausfallen. Auch die Aufnahme **dieses** Punktes wird deshalb ..." IDEN a13

Die Häufung ist hier eine mehrfache Wiederholung derselben deiktischen Prozedur (Objektdeixis + Symbolfeldausdruck „Punkt“). Sie ist aus einem anderen Grund störend als die Häufungen bei den ersten Zitaten: Der Sinn der Neufokussierung ist nicht einzusehen, wenn ein gleichbleibendes Thema (Punkt C) vorhanden ist. Die Umlenkung der Aufmerksamkeit, die durch die Deixis gefordert wird, wird durch den identischen Symbolfeldausdruck gleichsam wieder rückgängig gemacht. Es liegt also eine Überfokussierung vor.

Die vorläufige Schlußfolgerung lautet, daß zwar mehrere deiktische Prozeduren kurz nacheinander möglich sind und auch häufig vorkommen, aber eine Häufung von dimensional gleichen Prozeduren ist textorganisatorisch problematisch. Der Aufmerksamkeitsfokus kann – so ist zu vermuten – nicht beliebig schnell wieder mit neuen Deixisobjekten aufgefüllt werden. Zumindest sollte die Verarbeitung der gesamten Assertion mit einem deiktischen Ausdruck abgeschlossen sein, bevor eine im Typus ähnliche Neufokussierung stattfindet.

6.8. Paradeiktische Elemente und "Kryptodeixis"

Wie zuletzt im Unterkapitel über die Aspektdeixis deutlich wurde, ist der Gebrauch von Deixis mit Risiken verbunden. Wenn die Orientierung des Hörers mißlingt, wenn z.B. H das Verweisobjekt nicht klar erkennt, kann daraus Uneindeutigkeit und Vagheit resultieren. Für die Autoren bedeutet das, daß sie beim Einsatz deiktischer Prozeduren prüfen müssen, ob diese zu hinreichender Klarheit führen. Aber diese Frage ist auch nicht immer eindeutig entscheidbar, bzw. ihre Beantwortung hängt von der Modellierung des Lesers durch den Autor ab. So erklärt es sich, daß einige Autoren da kein Risiko sehen, wo andere vor dem Gebrauch eines deiktischen Ausdrucks zurückschrecken. Allen Autoren dürfte der gelegentliche Konflikt zwischen wissenschaftlicher Verpflichtung zu Präzision und Klarheit einerseits und dem Bedürfnis nach einer schnellen Orientierung von H andererseits bekannt sein. Immerhin erspart ein deiktischer

Ausdruck die Mühe, eine erneute symbolische Prozedur durchzuführen und dabei nach Möglichkeit den schon verwendeten Symbolfeldausdruck nicht einfach zu wiederholen, also einen anderen, ebenfalls 'passenden' Ausdruck zu finden. Ich nehme daher an, daß bei wissenschaftlichen Autoren grundsätzlich beides zu finden ist, sowohl der Versuch, Deixis oder Häufungen von Deixis zu vermeiden, als auch der gegenläufige Versuch, sich durch sie die Arbeit zu erleichtern. Ein Ergebnis dieser zwiespältigen Tendenz ist, daß oft anstelle einer deiktischen Prozedur eine symbolische eingesetzt wird. In bezug auf temporaldeiktische Ausdrücke ist die Gefahr von Ungenauigkeit und Unklarheit besonders groß (wie bei *jetzt* gezeigt wurde). Als ein Ausweg bietet sich die "objektive" Angabe von Daten oder Jahreszahlen an, was aber manchmal auch übergenau wäre. In solchen Fällen benutzen die Autoren *paradeiktische* Ausdrücke und Ausdruckskombinationen.

Die Tabelle 17 nennt die im Textkorpus gefundenen paradeiktischen Ausdrücke innerhalb eines Verwendungszusammenhangs (in Kurzform).

Die paradeiktischen Ausdrücke in der Liste sind zunächst einmal Symbolfeldausdrücke, abgesehen von dem deiktischen Element in *soeben*. Paradeiktisch sind sie insofern, als sie von H/L fordern, die Perspektive des Sprechers zu übernehmen. Wenn also ein Autor statt der Formulierung "die jetzige Lage" die Alternative wählt: "die gegenwärtige Lage", hat er zwar die Deixis vermieden, hat aber doch eine vergleichbare Prozedur in Gang gesetzt. Ehlich (1992a) hat am Beispiel der Elemente "*folgend*" und "*oben*"/"*unten*" in wissenschaftlichen Texten ausgeführt, daß zwecks Vermeidung von deiktisch begründeter Vagheit Symbolfeldausdrücke gewählt werden, die oft nur scheinbar situationsunabhängig sind. Tatsächlich ist zum Verstehen die Übernahme der Sprecher-Origo erforderlich, auch wenn die Wörter von sich aus keine deiktische Qualität haben. Man kann in solchen Fällen von einer "Kryptodeixis" sprechen (Ehlich 1992a, 225 ff.).²⁵⁰ Kryptodeiktische Verwendungen von Symbolfeldausdrücken sind keineswegs selten. Die in der Liste aufgeführten Kollokationen dürften Lesern wissenschaftlicher Artikel²⁵¹ vertraut sein. Ihre Beliebtheit bei den Autoren verdankt sich m.E. einerseits dem Bemühen, einen Ersatz für einen deiktischen Ausdruck zu finden, andererseits aber auch einer stilistischen Qualität, die sie weniger formell erscheinen lassen als z.B. Datums- oder Jahresangaben. Man könnte diese Stilqualität als informell, als vertraut innerhalb der scientific community', kennzeichnen. Das macht es erklärlich, daß der Gebrauch dieser paradeiktischen Einheiten zugenommen hat, auch wenn durch die Verwendung von "*augenblicklich*" oder "*gegenwärtig*" anstelle von "*jetzt*" kein wirklicher Vorteil in bezug auf Sachlichkeit und Präzision erreicht wird.

²⁵⁰ "The description is not really dissolved from (parts of) speech situation" (Ehlich 1992a, 227).

²⁵¹ Für Lehrbücher und Monographien werden vermutlich weniger und evtl. andere Ausdrücke eingesetzt, da die Bezugnahme auf eine aktuelle Situation weniger naheliegt.

Ausdruck	Beispiel in Kurzform
<i>augenblicklich</i>	<i>Thema findet augenblicklich kaum Bearbeiter</i>
<i>betreffend</i>	<i>die betreffende Richtung</i>
<i>bislang</i>	<i>im bislang praktizierten System</i>
<i>bald</i>	<i>Hoffnung auf baldige Abkehr von ...</i>
<i>eben</i>	<i>initiale Stadien sind eben erreicht</i>
<i>entsprechend</i>	<i>entsprechende Verfahren</i>
<i>folgend</i>	<i>im folgenden</i>
<i>früher</i>	<i>... erschien bereits früher</i>
<i>gegenwärtig</i>	<i>im gegenwärtigen Stadtbild</i>
<i>gerade</i>	<i>die gerade gegebene Wetterlage</i>
<i>inzwischen</i>	<i>inzwischen wurde eine korrigierte Quote entwickelt</i>
<i>jung</i>	<i>in jüngerer (jüngster) Zeit</i>
<i>kommend</i>	<i>in den kommenden Jahren</i>
<i>kürzlich</i>	<i>es ist erst kürzlich gelungen</i>
<i>letzte</i>	<i>als letztes, im letzten Boom</i>
<i>mittlerweile</i>	<i>Das System von Bretton Woods ist mittlerweile beendet</i>
<i>nachstehend</i>	<i>in der nachstehenden Tabelle</i>
<i>nahe</i>	<i>in näherer (nächster) Zukunft; als nächstes</i>
<i>oben</i>	<i>die oben beschriebenen Fragen; siehe oben</i>
<i>obig</i>	<i>obige Sektoren</i>
<i>seither, seitdem</i>	<i>der Mangel ist seither nicht behoben</i>
<i>soeben</i>	<i>die soeben zitierten Bemerkungen</i>
<i>spät</i>	<i>an späterer Stelle</i>
<i>unten</i>	<i>soll unten noch angesprochen werden</i>
<i>vergangen</i>	<i>im vergangenen Jahrzehnt</i>
<i>vorhergehen</i>	<i>im vorhergehenden Abschnitt</i>
<i>vorläufig</i>	<i>vorläufig auf eine Reform verzichten</i>
<i>vorliegen</i>	<i>im vorliegenden Zusammenhang</i>

Tabelle 17: Paradeiktische Ausdrücke in Kollokationen

Ein großer Teil der genannten Einheiten ist auch in nicht-wissenschaftlichen Texten verbreitet und kann als alltags- oder schriftsprachlich verfestigte Ausdrucksweise übernommen werden. Einige der Ausdrücke haben aber in wissenschaftlichen Texten eine besonders hohe Frequenz: *vorliegend*, *oben*, *unten*, *folgend*, *nachstehend*.

Interessant ist ein Vergleich mit anderen, ebenfalls listenartigen Zusammenstellungen. Z.B. in Ehrlich (1992, 109) findet man eine Liste von Temporaladverbien, ihrer Auffassung nach "lexikalisierte Deiktika", meiner Auffassung nach deiktische, paradeiktische und nichtdeiktische Ausdrücke. Von den dort genannten deiktischen Ausdrücken treten nur *vorgestern* und *übermorgen* nicht im Korpus auf. Ihre Liste der paradeiktischen Ausdrücke enthält einige zusätzliche Elemente:

demnächst, *einst*, *gleich*, *heuer*, *momentan*, *neuerdings*, *neulich*, *unterdessen*, *vorhin*

sind paradeiktisch zu gebrauchende Wörter, die im Korpus nicht auftreten. Zwei davon sind deutlich regional gefärbt (*heuer*, *unterdessen*); von den anderen kann man vermuten, daß sie stilistisch stärker der Sphäre des Diskurses, besonders des alltagssprachlichen, angehören.

Oben wurde schon darauf hingewiesen, daß bestimmte paradeiktische Ausdrücke eine besondere Funktionalität für eine "Rahmendeixis" (Ehlich 1983b) bekommen haben. Sehr selten werden dafür katadeiktische Prozeduren²⁵² eingesetzt; stattdessen wird das Adjektiv *folgend* bzw. *folgendermaßen* benutzt. Zum Abschluß der Texteinheit findet man manchmal eine anadeiktische Einheit, z.B. ein refokussierendes "*Dies ...*". Ein Beispiel gibt der Beleg aus dem Text MATH, in dem das abschließende *dann* auf den Übergang zu einer logischen Folge orientiert:

"Wir zeigen, daß J1, J2 **folgende** Eigenschaften haben:

1. Ist *F ein elementarer Satz von *F, so ist *F ein elementarer Satz von *F.
2. Ist *F ein elementarer Satz von *F, so ist *F ein elementarer Satz von *F.
3. Für einen beliebigen elementaren Ausdruck *F von *F und *F von *F gilt **F, **F. Aus (4, Satz 12) folgt **dann** die zu beweisende Behauptung." MATH a18

Das bedeutet, die Autoren legen Wert darauf, Texte zu gliedern, indem sie einen zusammenhängenden Textteil, etwa eine Aufzählung gleichartiger Elemente, zuvor ankündigen. Sie vermeiden jedoch umfangreichere katadeiktische Prozeduren bzw. übertragen diese Anforderung auf das symbolische Element *folgend*. Dessen Gebrauch ist sehr weitgehend standardisiert und ermöglicht Ankündigungen mit z.T. großer 'Reichweite' bei Verweisen auf Texteinheiten. Auch *oben* und *unten* haben eine spezifische Funktionalität für wissenschaftliche Artikel, wie Ehlich (1983b) gezeigt hat.

²⁵² In den von Ehlich untersuchten althebräischen Texten war das zur Einrahmung von Listen häufig der Fall und erleichterte die Identifizierung der Textgliederung durch den Hörer (Ehlich 1983b, 92).

6.9. Zusammenfassung

Bisher wurden die wichtigsten Einheiten des deiktischen Systems anhand ihrer Vorkommen im Textkorpus analysiert. Dabei ergaben sich sehr vielfältige, für einzelne Ausdrücke noch weiter zu differenzierende Funktionen. Es erwies sich, daß fast alle deiktischen Ausdrücke (abgesehen von der Hörerdeixis *du*, von *damals* und *gestern/morgen*) in den wissenschaftlichen Artikeln in Gebrauch sind, einige davon mit kleiner, andere mit relativ großer Häufigkeit.

Zu Beginn des Kapitels (§ 6.1.) wurde ein Überblick über die Häufigkeiten der deiktischen Einheiten im Korpus gegeben. Diese Häufigkeitsangaben wurden später im einzelnen wieder aufgegriffen. In der Analyse der Einheiten erwies sich, daß die anfänglichen Zahlen mit großer Zurückhaltung zu betrachten sind, da für sehr viele Einheiten Funktionsdifferenzierungen und Übergänge in das operative Feld zu verzeichnen waren. Bei dem Ausdruck *da* war das sogar überwiegend der Fall. Nicht zu relativieren ist die Häufigkeitsangabe für das objektdeiktische *dies-*, das in allen Fällen deiktische Qualität besitzt. Diese Einheit erwies sich als die mit großem Abstand häufigste. Der Grund dafür wurde in § 6.3.1. genannt: Diese Formen ermöglichen in der Verbindung mit substantivischen Symbolfeldausdrücken eine gelenkte Refokussierung. Der Leser kann sich darauf verlassen, daß der Verweis im Textraum stattfindet, und die Möglichkeit einer katadeiktischen Prozedur kann praktisch ausgeschlossen werden, wenn man diesen Schluß aus dem begrenzten empirischen Material ziehen darf. Vielleicht der wesentliche Vorteil ist, daß das Verweisobjekt dem Leser auf symbolische Weise nahegebracht wird, die Identifizierung des Verweiselements im Text wird erleichtert. Man kann also von einem standardisierten Gebrauch der deiktischen Prozedur sprechen, die als ökonomisch gilt und nicht im Verdacht steht, Vagheit zu erzeugen. Weniger standardisiert ist die substantivische Einheit *dies*. Ihr Vorteil ist, daß mehr oder weniger umfangreiche zusammenhängende propositionale Gehalte mit der Fokussierung zusammengefaßt zum Thema gemacht werden können. Das Risiko der deiktischen Prozedur ist jedoch höher, denn ob der Leser die von S gemeinten Zusammenhänge genau so erfaßt hat, wie das erforderlich ist, hängt von seiner Konzentration, Kooperativität und Textübersicht ab. Da jedoch die anadeiktische Orientierung festgelegt zu sein scheint – zumindest gab es keine abweichenden Textstellen –, kann der Leser nicht auf falsche Objekte gelenkt werden, es kann ihm nur misslingen, das Verweisobjekt präzise zu erfassen. Das Resultat wäre Vagheit.

Auf die Personaldeixis wurde ausführlich eingegangen, u.a. deshalb, weil deren angebliches Fehlen in wissenschaftlichen Texten ein häufiges Thema z.B. der Fachsprachentheorie gewesen ist. Wenn man die Zahlen betrachtet, so sind sprecherdeiktische Ausdrücke im hier untersuchten Korpus insgesamt nicht selten, in einigen Texten tritt auch das Sprecher-*Ich* auf. Daß der Ausdruck *wir* eine wesentlich größere Rolle spielt, wurde mit seiner mehrfachen Funktiona-

lität begründet: Mögliche Verweisobjekte sind keineswegs nur die Autoren (Deixis im Sprechzeitraum), sondern auch ideelle Gemeinschaften, die entweder Wissenschaftlergruppen (d.h. auch am Artikel selbst unbeteiligte Personen) oder aber Autor und Leser umfassen. Außerdem wurde für einige Fälle vorgeschlagen, daß das *wir* keine andere Funktionalität als die der Vermeidung des *Ich* besitzt. Eine derartige Vermeidungstendenz wird vielfach noch als wissenschaftsadäquate stilistische Vorgabe vermittelt, in Schulen wie Universitäten. Auf Basis der Korpusdaten ist dem zu widersprechen: Gerade in wissenschaftlichen Artikeln ist es sehr häufig sinnvoll und manchmal notwendig, daß ein Autor die von ihm getroffenen Textdispositionen expliziert, evtl. auch begründet. Der Einsatz von Sprecherdeixis ist dann vollkommen angemessen.

Nicht immer legen die Autoren Wert darauf, zwischen den Verstehensalternativen klar zu unterscheiden; manchmal überlassen sie den Lesern, welche Gemeinschaft sie – in Abstimmung mit dem Kontext – als relevante auswählen.

Es wurde weiter versucht zu begründen, warum der Ausdruck *hier* deutlich häufiger gebraucht wird als *dort* und (lokaldeiktisches) *da*. Die Verweisprozedur bei *hier* ist stärker von textuellen Verweisobjekten abgelöst zugunsten einer Nutzbarmachung von bereits erzielten Wissensfortschritten, soweit sie sich im Wissensraum verdichten lassen zu einer Art gewußter oder vorgestellter 'Situation' mit quasi-lokalen Merkmalen. Metaphorisch wurde dies gefaßt als Fokussierung eines vorübergehenden Aufenthaltsortes von S und H durch das Element *hier*. Besonders interessant bei dieser Einheit erscheint, daß Verweise im Textraum und solche innerhalb der zerdehnten Sprechsituation nicht immer klar voneinander abzugrenzen sind. Mit *dort* werden dagegen Objekte im Textraum als relativ entfernte fokussiert. Der Text in seiner materiellen Gestalt, wie er dem Leser vorliegt, wird dabei niemals selbst zum deiktischen Objekt, ebenso wie bei *da*. Auch diese deutliche Funktions-Differenzierung der lokaldeiktischen Ausdrücke erscheint mir weiterer Überprüfung und Analyse wert.

Für die Einheiten *da* wie auch für *so* ist hervorzuheben, daß ihr dominanter Verwendungsbereich in den wissenschaftlichen Artikeln das Operationsfeld (geworden) ist. Bei *da* ist es die katadeiktische Fokussierung eines propositionalen Gehalts zum Zweck seiner Inanspruchnahme als Basis des als Hauptsatz angeschlossenen propositionalen Gehalts, die sich als wichtiges Verfahren für eine antizipierende argumentative Absicherung herausgebildet hat. Daneben fanden sich im Korpus in weit geringerer Zahl lokal- bzw. temporaldeiktische Einheiten. Einige davon bedurften einer ausführlichen Charakterisierung, weil die lokaldeiktische Qualität für sehr komplexe Verweise im Vorstellungsraum genutzt wird. Dabei ergibt sich durchaus eine Parallele zu ähnlichen Verwendungen von *hier*, aber für *da* kann man nur eine geringere Zahl komplexerer deiktischer Verwendungen ausmachen.

Die paraoperativen Verwendungen der aspektdeiktischen Einheit *so* wurden, wie bei *da*, in der Analyse vernachlässigt. Die verbleibenden Fälle von an- oder katadeiktischer Verwendung von *so* wiesen, wenn auch quantitativ weniger bedeutend, doch eine überraschende Vielfalt auf. Angesichts der Abstraktheit, die der Aspektdeixis ohnehin zukommt, ist es überraschend, daß *so* nicht nur für 'einfache' Verweise genutzt wird, in denen es sich z.B. mit "auf diese Weise" paraphrasieren läßt, sondern in nicht wenigen Fällen auch für sehr komplexe Refokussierungsleistungen, bei denen hohe Ansprüche an den mitdenkenden Leser und seinen Textüberblick gestellt werden. Das gilt besonders für das Hauptsatzeinleitende *so*, das "Adverb im Übergang zur Konjunktion" (Klappenbach/Steinitz), dem ich aber keine operative Qualität zuspreche, da die deiktische Prozedur gerade nicht eingegrenzt und untergeordnet wird; sie hilft nicht beim Ordnen und Verstehen der Inhalte, sondern unterstellt, daß H dies bereits vollständig geleistet hat, um etwas Neues anzuschließen, das eine Entsprechung zu einem zu refokussierenden Aspekt des Vorherigen ist.

Einheit	Verweise im		
	Sprechzeitraum	Textraum	Vorstellungsraum
<i>ich</i>	•		
<i>wir</i>	•		•
<i>das</i>		•	
<i>dies</i>		•	
<i>jenes</i>		•	•
<i>heute</i>	•		
<i>hier</i>	•	•	(•)
<i>da</i>		•	(•)
<i>dort</i>		•	(•)
<i>jetzt</i>	•		
<i>dann</i>	(•)	•	
<i>so</i>		•	•

Tabelle 18: Übersicht über die Nutzung der verschiedenen Verweissräume

Bei jedem Teilkapitel wurde die Frage untersucht, welche Verweiseräume jeweils genutzt werden. Das Bild, das sich hinsichtlich der möglichen Verweiseräume für das Korpus ergibt, ist überraschend vielfältig, wie die Übersicht (Tabelle 18) zeigt. Wenn drei der Markierungen in der Tabelle (Lokaldeixis) eingeklammert sind, bedeutet es, daß der Vorstellungsraum zusammen mit dem Textraum genutzt wird, zumindest in einigen Fällen.

Die ursprüngliche Vermutung, das deiktische System werde im Wissenschaftlichen Artikel ganz oder überwiegend für Verweise im Textraum genutzt, hat sich damit als falsch herausgestellt.

Ehlich (1989) hat für den Texttyp Zeitung gezeigt, daß darin eine textspezifische Origo gesetzt wird, nämlich der Erscheinungstag und -ort bei einer Tageszeitung. Um diese Origo herum entsteht ein Netzwerk von vor allem temporalen Beziehungen, für deren Versprachlichung sehr häufig temporaldeiktische Mittel eingesetzt werden. Es entsteht so eine dem Texttyp entsprechende Konnexion.

Die Frage ist, ob man den Deixisgebrauch im Wissenschaftlichen Artikel auf Basis der bisherigen Ergebnisse in ähnlicher Weise als textartspezifisch charakterisieren kann. Das trifft in mehrerer Hinsicht zu:

1. Anders als für andere zum wissenschaftlichen Diskurs gehörige Textarten spielt für einen Wissenschaftlichen Artikel die Situation seiner Entstehung eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Die wissenschaftlichen Ergebnisse, die in ihm vorgestellt werden, sind Neuigkeiten nur für einen begrenzten, wenn auch nicht vorweg absehbaren Zeitraum. Der zu dokumentierende Fortschritt des Wissens ist ein relativer, gebunden an den Stand des vorherigen Wissens einerseits, dem Risiko des Bedeutungsverlusts ausgesetzt andererseits. Es ist also folgerichtig, daß die Autoren trotz der zerdehnten Sprechsituation ihr Textprodukt erkennbar machen als ihr Ergebnis oder ihre Beurteilung zu einem bestimmten Zeitpunkt. Sie verlassen sich nicht darauf, daß der Leser das Erscheinungsjahr des Artikels kennt, sondern z.T. verweisen sie auf dessen Standortgebundenheit mit deiktischen Mitteln. Auch wenn nicht alle temporaldeiktische Mittel dafür in Frage kommen, ist also die Verwendung von Temporaldeixis in Bezug auf den Wahrnehmungsraum systematisch begründet.

2. Auch für die Sprecherdeixis konnte eine systematische Begründung gegeben werden. Sie ist unter zwei Aspekten für die Textart sinnvoll: a) Dort, wo ein Sprecher explizit deutlich machen will, daß und wie er den Text arrangiert, gliedert (in textorganisierenden Sprechhandlungen); b) dort, wo ein Sprecher mitteilt, daß er eine spezifische Bewertung von einem Wissensinhalt hat, ihn z.B. als wissenschaftlich unbestritten oder als Vermutung einschätzt. Die Tatsache, daß die Autoren der technisch-mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer solche Mitteilungen sehr selten machen, spricht für fachbedingt verschiedene Auffassungen von Wissenschaftlichkeit. Auch die verschiedenen Ge-

brauchsweisen von *wir* sind für die Zwecke eines wissenschaftlichen Autors funktional, da sie den/die Autor(en) in dem jeweils relevanten personellen Umfeld in den Aufmerksamkeitshorizont bringen.

3. Die besondere Brauchbarkeit der Objektdeixis für Verweisungen führt dazu, daß auch in einem Wissenschaftlichen Artikel sprachlich ein Netz von 'inneren' Beziehungen etabliert wird. Dieses Netz hat eine zweifache Existenz: Es verbindet kleinere und größere Wissensseinheiten miteinander, zugleich verbindet es auch deren textuelle Repräsentanten miteinander, wobei der Ausdruck "Repräsentant" nicht im Sinne einer Referenzbeziehung aufgefaßt werden darf. Die Deixis "repräsentiert" nach diesem Verständnis, so könnte man sagen, ein nicht sprachliches Wissen; zunächst steht dieses Wissen noch nicht zur Verfügung, sondern bedarf einer Orientierungsleistung von H. Mittels der Objektdeixis kann es also einem Autor gelingen, die Aufmerksamkeitsleistungen seiner Leser zu planen und zu steuern und daraus einen Gewinn für die Textorganisation zu ziehen.

Besonders der letzte Punkt ist abschließend zu würdigen. Textlinguistische Fragen wie die des Zustandekommens von Kohärenz, Kohäsion, Konnexion können und müssen auf die Frage nach den mentalen Prozeduren bezogen werden, die auf seiten von Autor und Leser vollzogen werden, um den Zweck, die Verständigung unter den Interaktanten, zu erreichen. Für die Objektdeixis wie für alle anderen textdeiktischen Einheiten gilt, was oben gesagt wurde: In erster Linie stellen sie die Verbindung zu π -Elementen her. Sekundär entstehen aber dadurch auch Beziehungen von einem deiktischen Textelement zu anderen Textelementen, die zur Textkonnexion beitragen. Geht man mit de Beaugrande/Dressler (1981) von der Scheidung von Kohäsion (Beziehung zwischen Oberflächelementen) und Kohärenz (semantische Beziehungen) aus, so ergibt sich, daß die Wirkung deiktischer Elemente keineswegs auf die Kohäsion zu beschränken ist, sondern auch wesentlich zur Kohärenz beiträgt.

Kohärenz resultiert einmal aus der lokalen und temporalen Orientierung, die mit deiktischen Mitteln zustandekommt und die Wissenschaftlichen Artikel als nicht gänzlich "situationslose" Texte (Meyer 1983) ausweist. Auch wenn die Verwendung situativer Lokaldeixis auf das Verweisobjekt 'Text' beschränkt ist, unterstellen Personal- und Temporaldeixis doch eine Art von Orientiertheit beim Leser, die allerdings nicht konkretes Wissen um die Person des Autors und seine Situation im Schreibprozeß zur Grundlage hat, sondern ein textartabhängiges, verallgemeinertes Wissen über deren 'typische' Merkmale.

Darüber hinaus werden die Orientierungsleistung und Aufmerksamkeitssteuerung durch deiktische Elemente von den Autoren im Textraum für bestimmte Zwecke der Wissensorganisation im Umgang des Lesers mit den zu verarbeitenden Wissensselementen nutzbar gemacht. Als interessant erwiesen sich in der Analyse besonders die Textstellen, an denen der Leser das Verweisobjekt der

Deixis im Textraum nicht einfach vorfindet, sondern durch Kondensierung seines gewonnenen Wissens mental 'herstellen' muß. Ob er die geforderte Kondensierung richtig vorgenommen hat, erschließt er wiederum daraus, ob das von ihm retrograd Vorgestellte mit den nachfolgenden Wissenselementen kohärent ist.²⁵³ Das zeigt noch einmal, daß beim Aufbau oder Verschieben eines Fokus nicht nur die Kongruenz von Genus und Numerus zwischen Deixis und Verweisobjekt zählen, sondern auch Gesichtspunkte der Kohärenz wichtig sind. In Ermangelung eines gemeinsamen Wahrnehmungsraumes ist der Hörer auf die *Rekonstruktion* des vom Sprecher Gemeinten angewiesen.

Es hat sich gezeigt, daß trotz des Wegfalls des primären Verweisraumes das deiktische System mit einer Funktionalität eingesetzt wird, die textarttypische Merkmale hat: Diejenigen Momente der zerdehnten Sprechsituation, die für den Zweck der Textart wichtig sind, stehen für Verweise zur Verfügung. Das gehört auch zum Textartwissen; von Verschiedenheiten in der Handhabung der Personaldeixis sei hier abstrahiert. Quantitativ bedeutsamer sind die vielfältigen Verweise im Textraum, bei denen die ursprüngliche Dimensionalität der Deixis auf eine abstraktere Unterscheidung von Klassen von Verweisobjekten übertragen wird: Aus wahrgenommenen Objekten werden z.B. Wissensseinheiten, aus lokalen Bereichen werden bei *hier* "Stellen" im Durchgang durch den Textraum.

²⁵³ Das bedeutet m.E. nicht, daß Kohärenz ein *Produkt* des Rezipienten wäre, wie das z.B. von de Beaugrande/Dressler mehrfach nahegelegt wird.

7. Textorganisation mit phorischen Mitteln

7.1. Allgemeine Angaben zum Phorikgebrauch

Kap. 4 gab einen Überblick über den Mittelbestand des phorischen Bereichs des operativen Feldes (§ 4.3.3.). Die sprachlichen Einheiten, die als phorische nun genauer untersucht werden sollen, sind einmal die drei phorischen Einheiten *er/sie/es*, in zweiter Linie auch die abgeleiteten Possessiva.

Die erste auffällige Tatsache bei der Analyse des Korpusmaterials ist, daß die genannten Einheiten eine sehr unterschiedliche Frequenz in den Texten haben (vgl. Tabelle 19). Welche Folgen solche Unterschiede für die Textorganisation haben, wird in § 7.3.3. anhand eines Vergleichs zweier Texte erörtert und in der Zusammenfassung kommentiert.

In diesem Kapitel werde ich, anders als bei der Deixis, nicht nur einzelne Anaphern untersuchen, sondern ausdrücklich phorische Prozeduren. Deren Umfang ist unterschiedlich: Eine Prozedur kann mittels einer einzigen Anapher realisiert werden, es kann sich aber auch um eine Reihe von zusammenhängenden, auf dasselbe Textelement bezogenen Anaphern handeln. In Texten der erzählenden Literatur findet man oft längere phorische Prozeduren. Harweg und andere sprechen dann von "Pronominalisierungsketten". Eine Verkettung von Anaphern kann auch in wissenschaftlichen Texten vorliegen. Das Ergebnis ist dann eine mehr oder weniger große "Spannweite" der Prozedur.²⁵⁴

Eine Schwierigkeit für die Beschreibung liegt darin, daß einerseits prozedurale Abläufe und Qualitäten des sprachlichen Handelns zu erklären sind; grundlegende Einheiten der Beschreibung sind dabei Sprechhandlungen. Andererseits weist die sprachliche Realisierung Besonderheiten in den syntaktischen Strukturen auf. Es ist also ebenfalls notwendig, Anaphern und ihre Bezugselemente im Hinblick auf ihre jeweilige Position in einem Satzbauplan (Engelen 1975) zu analysieren. Nur so kann das Verhältnis von kommunikativer Aufgabe und syntaktischem Status der Anaphern geklärt werden. Als erste Frage ist dafür zu klären, wie sich Sprechhandlung und Satz zueinander verhalten.

Engel (1988, 179) und andere Autoren haben zu Recht davor gewarnt, beides gleichzusetzen, da viele Sprechhandlungen keine Satzform haben. Ich möchte ergänzen, daß vor allem ein kategorialer Unterschied besteht, weil mit der Sprechhandlung der propositionale, illokutive und der Äußerungsakt, außerdem die beteiligten Interaktanten ins Blickfeld der Analyse kommen. Der Satz ist dagegen laut Engel (1994, 141) "die zentrale Einheit der Grammatik", die

²⁵⁴ Es geht dabei nicht um die syntaktischen Bedingungen der Kontinuierbarkeit, die im Rahmen von Government and Binding-Theorien untersucht werden.

gleichwohl theoretisch nicht geklärt ist (Ehlich 1992b, 392). Die zentrale Bedeutung, die dem Satz in der Geschichte der Sprachwissenschaft zugeschrieben wurde, beinhaltet eine weitgehende Ignorierung vielfältiger anderer Formen der Kommunikation. Für die hier zu untersuchende Textart ist allerdings die Satzform aus systematischen Gründen wichtig. Wie in Kap. 3 ausgeführt wurde, ist das grundlegende Handlungsmuster für Autoren Wissenschaftlicher Artikel die Assertion. Der Zweck, ein spezifisches Nicht-Wissen von H durch ein bei S vorhandenes Wissen zu ersetzen oder ersetzbar zu machen, resultiert in einer Verkettung von Assertionen, die in der Form von vollständigen Sätzen realisiert werden. Zwar existieren davon abweichende Formen wie Überschriften, Listen, Beschriftung von Abbildungen u.ä., aber diese sind graphisch-semiotisch und sprachlich vorgeformt und haben gegenüber der eigentlichen Wissensvermittlung 'dienende' Aufgaben. Die Satzform als Normalform des assertiven sprachlichen Handelns scheint mir ein Strukturmerkmal der Textart zu sein. Man kann darin jeden Satz als Vertextung einer Sprechhandlung auffassen. Nicht-satzförmige Äußerungen wie Überschriften sind ebenfalls Sprechhandlungen, deren Verhältnis zum assertiven Typ noch zu klären ist.

Tabelle 19a zeigt, mit welchen Häufigkeiten Anaphern in den einzelnen Texten vorkommen, wobei auch die Possessiva *sein-* und *ihr-* berücksichtigt wurden. Geht man von den absoluten Gesamtzahlen im Korpus aus, sieht das Verhältnis so aus, daß 567 Possessiva 532 selbständigen Anaphern gegenüberstehen; die Gesamtzahl ist also etwa doppelt so hoch. Bei den einzelnen Texten differieren sowohl die absoluten Zahlen als auch die Prozentzahlen (auf die Anzahl der Sätze bezogen) z.T. drastisch.

Diagramm 1 zeigt, daß die Häufigkeiten der selbständigen Anaphern nicht ganz unregelmäßig wechseln, sondern in Zusammenhang mit der Zugehörigkeit zur jeweiligen Fächergruppe. Diagramm 1 zeigt darüber hinaus, daß dies bei den Deixis nicht der Fall war. Deutlich wird auch, daß generell weniger anaphorische als deiktische Einheiten auftreten.

Tabelle 19b gibt eine ergänzende Information über die Verkettung anaphorischer Einheiten. In 7 Texten wird mit jeder Anapher eine abgeschlossene Prozedur vollzogen, d.h. es gibt darin keine Textteile, die durch Verkettung von Anaphern als thematisch einheitlich gekennzeichnet sind. Diese Texte gehören hauptsächlich zu den Fächergruppen der Naturwissenschaft / Technologie (ACUS, KANA, SEIS) und der Mathematik (APPR, KOMM, MATH); der ökonomische Text LOHN gehört ebenfalls dazu. Die übrigen 13 Texte weisen gelegentlich oder häufig Textpassagen auf, in denen eine konstante Thematik auf phorische Weise sprachlich realisiert wird. Die minimale Anzahl gleich bezogener anaphorischer Prozeduren ist dabei die Zahl 2, die maximale Menge innerhalb des Korpus ist 5, wobei es sinnvoll ist, die Possessiva mit gleichem

Fachrichtung	Text	S	A_a	A_r	P_a	P_r	G_r
Naturwissenschaft und Technologie	ACUS	270	18	7 %	10	4 %	10 %
	CYCL	338	32	9,5 %	33	9,5 %	19 %
	HEFE	224	16	7,5 %	17	7,5 %	15 %
	KANA	95	2	2 %	3	3 %	5 %
	MOLA	324	25	8,5 %	22	7,5 %	15,5 %
	OZON	128	10	8 %	10	8 %	15,5 %
	SEIS	76	8	11,5 %	8	11,5 %	23 %
Mathematik	APPR	119	3	2,5 %	1	1 %	3,5 %
	IDEN	332	25	8 %	12	4 %	12 %
	KOMM	270	16	6 %	22	8 %	14 %
	MATH	80	3	4 %	0	0 %	4 %
Geisteswissenschaft	MANN	142	60	42,5 %	71	50 %	92,5 %
	UNIV	202	59	29 %	102	50,5 %	79,5 %
Sozialwissenschaft	ETHN	234	67	28,5 %	30	13 %	41,5 %
	GEOG	172	21	12 %	23	13,5 %	25,5 %
	KONT	347	122	35 %	80	23 %	58 %
	LOHN	221	22	10 %	17	7,5 %	17,5 %
	PERS	195	42	21,5 %	33	17 %	38,5 %
	REFO	136	11	8,5 %	16	12 %	20,5 %
	SELB	290	47	16,5 %	54	19 %	35,5 %
Summen und Durchschnitte:		4.195	609	14,5 %	564	13 %	28 %

S = absolute Anzahl der Sätze im Text

A_a = absolute Anzahl der selbständigen Anaphern im Text

A_r = relative Zahl: selbständige Anaphern pro 100 Sätze [= A_a / S]

P_a = absolute Anzahl der Possesiva im Text

P_r = relative Zahl: Possesiva pro 100 Sätze [= P_a / S]

G_r = relative Zahl: Gesamtzahl Anaphern pro 100 Sätze [= $(A_a + P_a) / S$]

Tabelle 19a: Absolute und relative Anzahlen der Anaphern

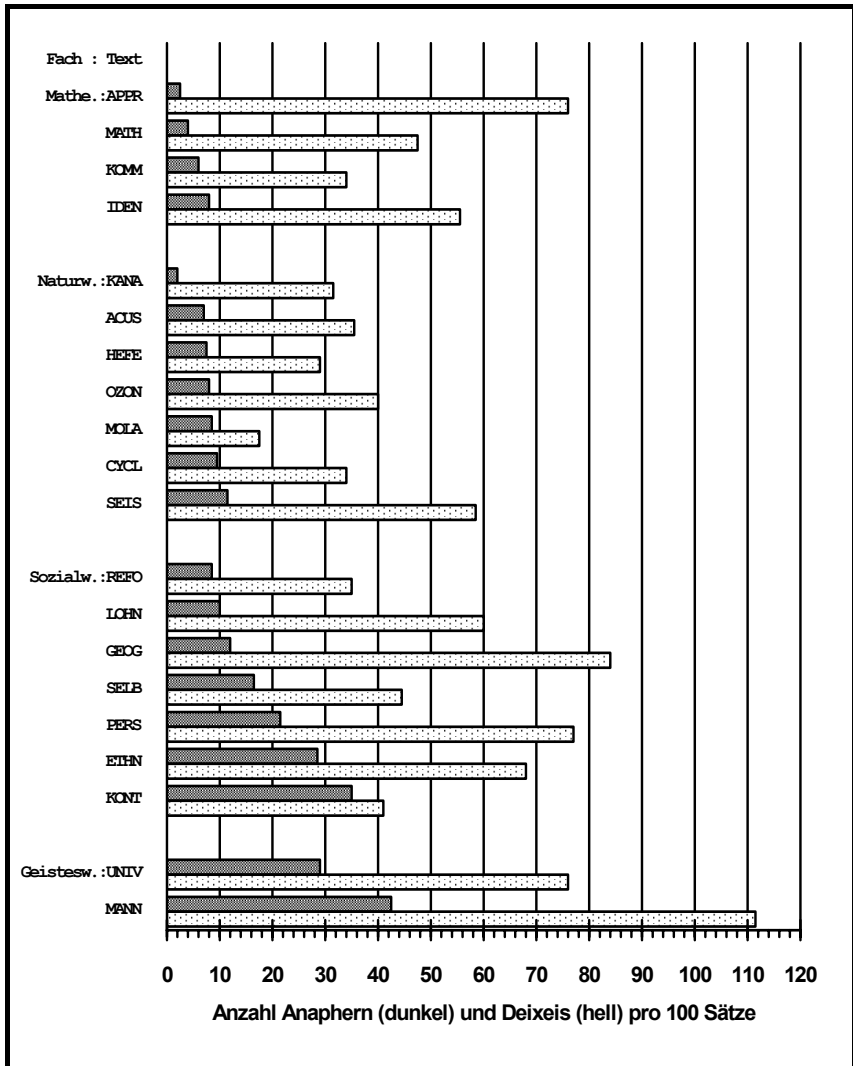


Diagramm 1: Relative Häufigkeiten von (selbständigen) Anaphern und Deixis (gemäß Tab. 9 und 19a)

Bezugsobjekt mit zu berücksichtigen. Die nachfolgende Tabelle 19b differenziert allerdings nicht nach der Menge der zu *einer* Prozedur gehörigen Ana-

phern – in den meisten Fällen sind es nur zwei bis drei –, sondern sie erfaßt, wie häufig überhaupt derartige ausgedehntere Prozeduren (Anaphernverkettungen) in den einzelnen Texten auftreten. Dies ist eine notwendige Ergänzung zu den Angaben über die quantitativen Verhältnisse in Tabelle 19a, die durch die Einzelzählung der Anaphern den Umgang des jeweiligen Autors mit der Phorik nur unzureichend deutlich machen kann.

Anzahl Anaphern- verkettungen	in den Texten:
0	ACUS, APPR, KANA, KOMM, LOHN, MATH, SEIS
1	CYCL, HEFE, IDEN, REFO
2-4	GEOG, MOLA, OZON, SELB
10-20	ETHN, MANN, PERS, UNIV
63	KONT

Tabelle 19b: Häufigkeit der Verkettung von Anaphern

Die auffällig große Menge von umfangreicheren phorischen Prozeduren im Text KONT verdankt sich einer Eigenschaft, auf die schon mehrfach hingewiesen wurde, nämlich der Integration von Fallbericht und Gesprächswiedergaben in den Artikel.

Nimmt man beide Tabellen zusammen, läßt sich festhalten, daß phorische Ausdrücke in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Texten generell häufiger vorkommen. Mit Ausnahme des ökonomischen Textes LOHN liegen die Prozentzahlen bei diesen Textgruppen zwischen 20 und 80 %, d.h. im Text UNIV kommt in 80 von 100 Sätzen eine Anapher vor, wenn man die Possessiva mitzählt. Für die mathematisch-statistischen Texte liegen diese Prozentangaben fast alle unter 10 % (mit Ausnahme des nicht rein mathematischen Textes KOMM), für die naturwissenschaftlich-technologischen fast durchgängig zwischen 10-20 %. Diagramm 1 vermittelt fast den Eindruck einer nach fachlichen Gesichtspunkten aufsteigenden Stufenleiter, so daß die Frage aufkommt, ob der Gebrauch von Phorik fachsprachlich differenziert ist. Im folgenden ist zu beschreiben, woraus die beobachteten Unterschiede resultieren. Dabei lassen sich allgemeine Beschränkungen des Phorikgebrauchs feststellen, aber auch einige fachspezifische. Auf Besonderheiten der Texte mit besonders vielen oder wenigen Anaphern wird unten eingegangen (7.3.)

7.1.1. Beschränkungen des Phorik-Gebrauchs

Allgemein ist zu Beginn zu sagen, daß die im Korpus festgestellten Gebrauchsweisen der Phorik in quantitativer und qualitativer Hinsicht nicht den im Diskurs möglichen entsprechen. (Der Vergleich ist natürlich nur mit Vorbehalten möglich, da für Gespräche oder andere Texttypen wie literarische Texte ebenfalls keine Untersuchungen der Phorik vorliegen.) Diese Beschränkungen werden im folgenden erläutert. Darüber hinaus ist in diesem Kapitel zu prüfen, ob diese sprachlichen Mittel textartgerecht eingesetzt werden.

Bestimmte Möglichkeiten des Gebrauchs phorischer Elemente spielen in den Korpustexten keine Rolle oder werden nur geringfügig genutzt.

1) Der im Diskurs mögliche Fall, daß eine Anapher in bezug auf eine bei S und H mental präsente, aber nicht ausdrücklich benannte Größe zu verstehen ist, kommt in den Korpustexten fast nicht vor. Jede Anapher hat ein identifizierbares sprachliches Antezedens. Ausnahmen bilden zum einen diejenigen Textpassagen, die aus inhaltlichen Gründen eine Nähe zu alltagssprachlichen Diskursen aufweisen. Das trifft auf den psychologischen Text KONT zu, der Teile von Gesprächen zwischen Psychiater und Klient wiedergibt ²⁵⁵:

- Herr S.: Aber was? Meinen Sie, daß *es* mir dann besser geht?
 Psychiater: *Es* wird Ihnen wohl nicht besser gehen, wenn Sie nichts tun.
 Wenn Sie was tun, ist *es* auch nicht zu garantieren.
 Herr S.: Dann kann ich mich ja gleich umbringen.
 Psychiater: Das können Sie tun. **Es** ist Ihre Entscheidung, ebenso wie *es* Ihre Entscheidung ist, etwas aus Ihrem Leben zu machen oder sich zu verweigern.
 Herr S.: **Es** ist doch alles so sinnlos.
 Psychiater: Das glaube ich nicht. **Es** tut doch immerhin den Eltern weh und Ihnen selbst auch. Also hat **es** doch einen Sinn." KONT a19

Auffällig ist hier, daß einige Anaphern für den Leser, wahrscheinlich aber auch für die Interaktanten, nur vage zu erfassen sind. Ähnlich vage wie *es* werden auch Wörter wie "*was*" und "*alles*" eingesetzt. Das wäre für einen alltagssprachlichen Diskurs nichts Besonderes; solche Vagheit kennzeichnet aber offenbar auch die Verständigung zwischen einem Fachmann und einem Laien.

Für eine wissenschaftliche Darstellung ist aber nachvollziehbar, daß Unklarheit über das Gemeinte nicht erwünscht sein kann. Ein vergleichbares Beispiel findet sich daher nur noch in einer dichterischen Äußerung in dem literaturwissenschaftlichen Text MANN. Auch diese phorische Prozedur weist eine große Vagheit auf, ebenfalls in Fortsetzung eines nicht näher bestimmten "*alles*":

²⁵⁵ Die gemeinten anaphorischen Einheiten mit vagem Bezug sind fettgedruckt: die kursivgedruckten *es* sind "expletiv".

"Zu Goethes Zeit, so heißt es in diesem Brief vom 26. Dezember 1947, konnte alles noch schön, heiter, klassisch sein. Dann [gemeint ist: bei Nietzsche und danach] wurde es grotesk, trunken, kreuzleidvoll und verbrecherisch." MANN a20

2) In der Literatur, auch in bestimmten Diskursarten, z.B. innerhalb der Medien, werden phorische Einheiten kataphorisch verwendet. In den Korpustexten wird die kataphorische Prozedur vor allem in der grammatisch geforderten, funktional abgeschwächten "expletiven" Verwendung von *es* realisiert. Nur zwei "echte" Kataphern sind zu finden, die erste nicht zufällig in dem literaturwissenschaftlichen Text:

"Was symbolisieren **sie** nun, diese musikalischen Imaginationen?" MANN a23

Dies ist deutlich keine einfache Frage. Wie schon bei anderen Frage-Beispielen läßt sich auch an dieser Frage eine didaktische Absicht ablesen. Auch der Aufbau des Satzes läßt sich nicht aus einem assertiven Zweck ableiten. Es geht dem Autor offensichtlich um die Handhabung eines bekannten Stilmittels für eine Verbesserung der Qualität seines Textes unter Gesichtspunkten, die in Künstlerkreisen anerkannt sind.

Der zweite Beleg für eine Katapher ist der folgende:

„Doch gerade dadurch, daß **er** auf das Problem des sozialen Konsenses verweist, ist der Vorschlag der Einkommenspolitik lehrreich.“ LOHN a38

Eine solche Katapher verdankt sich einer Änderung des Satzbauplans: Ein zunächst angehängter Nebensatz wird vorgezogen, weil sein propositionaler Gehalt in das Zentrum der Aufmerksamkeit gestellt werden soll. Das wird hier verdeutlicht durch das einleitende Verweiswort *dadurch* und die in ihrer Wirkung hervorhebende Einheit *gerade* (Altmann 1976). Würde nun die Abfolge Symbolfeldausdruck - Anapher beibehalten, entstünde ein auffälliges Ungleichgewicht von Hauptsatz und Nebensatz hinsichtlich der Länge und der Komplexität. Das wollte der Autor offenbar vermeiden.

Von Kataphern kann ansonsten nur in bezug auf Possessiva die Rede sein. Das Bezugselement ist dabei stets Teil derselben Sprechhandlung. Ein Beispiel ist das folgende:

"Wegen **ihrer** größeren Einfachheit greift man in der Pharmakokinetik bevorzugt auf die linearen Reaktionsdifferentialgleichungen zurück, ..." KOMM a18

Eine Verwechslung mit einer Anapher würde in einem solchen Fall zu einer ergebnislosen Suche führen. Diese Gefahr ist jedoch dadurch reduziert, daß der zitierte Satz zu Beginn eines neuen Absatzes steht.

Die Irrelevanz von Kataphern in Wissenschaftlichen Artikeln liegt einmal an der stilistischen Besonderheit des Verfahrens, vor allem aber daran, daß die Prozedur aufgrund der vom Sprecher hergestellten Insuffizienz für die Verarbeitung des Lesers eines Wissenschaftlichen Artikels nicht in nützlicher Weise einzusetzen ist. Die aus der Katapher resultierende Möglichkeit, eine Frage, ei-

nen Suchprozeß auszulösen, die Beantwortung der Frage aber erst verzögert zu ermöglichen, wird von den Autoren kaum genutzt, weil sie keinen positiven Effekt haben könnte. Dieser Verzicht ermöglicht wiederum die vielfache Anwendung des kataphorischen "expletiven" *es*.

Zusammenfassend kann der Eindruck festgehalten werden, daß die wissenschaftlichen Autoren nur ausnahmsweise mit kataphorischen Prozeduren arbeiten, abgesehen von den grammatisch-lexikalisch standardisierten Verwendungen von *es*. Es erscheint gerechtfertigt zu sagen, daß der Gebrauch phorischer Elemente fast vollständig auf Anaphern beschränkt ist.

3) In der Literatur wie in Diskursen können Anaphern komplexere Wissens-elemente im Fokus halten, Wissen über ganze Sachverhalte oder Geschehens-abläufe.²⁵⁶ In den Korpustexten gibt es komplexere Bezugselemente eigentlich nur nach dem kataphorisch-"expletiven" *es*. Sie haben dann meist die sprachliche Form von Nebensätzen oder Infinitivkomplementen. Die Bezugseinheiten sind ansonsten generell in der Form von Substantiven bzw. Substantivgruppen sprachlich ausgedrückt (s. 6.2.2.).

In einigen Fällen ist die Bezugseinheit nicht nominal angegeben. Es kann eine zusammenfassende Deixis (*dies*) oder eine Aspektdeixis (*so*) vorausgehen:

"Der "Doktor Faustus" erwägt **dies** nur als Zeitpostulat, impliziert **es** als Möglichkeit – konterkariert **es** aber ... durch seine poetische Praxis." MANN a24

"Beim Aufbau und Betrieb einer Nachhallverlängerungsanlage werden sich Raum und Anlagenkomponenten nicht genau **so** verhalten, wie **es** für die Ableitung der Theorie angenommen wurde." ACUS a25

"Als Schriftsteller, **so** sagte er schon 1936 und wiederholt **es** 1953, habe er sich dem „strengen“ aber auch „heiteren“ Dienst am Wort verschrieben." MANN a15

Besonders komplex erscheinen die beiden letzten Beispiele. Einmal ist es ein Aspekt des Verhaltens der im Text ACUS benannten Anlage, der weiter im Fokus zu halten ist; der Aspekt wird durch den Nebensatz mehr angedeutet als benannt. Im zweiten Zitat meint der Sprecher mit *so* offenbar eine Qualität des Gesagten, gibt aber nur über dessen Inhalt eine Information. Auf die Formelhaftigkeit dieses *so* wurde bereits hingewiesen (§ 6.6.2.4).

Daneben gibt es die Möglichkeit eines anaphorischen Rückbezugs innerhalb einer vergleichenden Operation:

"... belegt durch seine interkulturelle Studie, daß diese Vorstellungen im Gegensatz zu denen übernatürlicher Krankheitsverursachung zwar selten, aber dennoch häufiger sind, als die Lektüre der Textbücher **es** vermuten ließe." ETHN a27

²⁵⁶ Ein einfaches Beispiel ist die Äußerung: "Ich habe es ja gewußt!", mit der ein Sprecher resigniert die Vorhersehbarkeit eines im Fokus befindlichen Ereignisses behauptet.

Hier ist der Ausdruck *es* in seinem Bezug vage, weil er eine nicht bezifferte Vergleichshäufigkeit als fokussiert unterstellt; das Ziel des Vergleichs kann aber auch so erreicht werden.

Insgesamt ergibt sich zu diesem Punkt folgendes Bild: Wo in der Ablösung von Nominalgruppen die Möglichkeit komplexerer Bezüge zu bestehen scheint, wird die Anapher in ihrem Rückbezug konturlos – eine Folge davon, daß das im Fokus zu Behaltende kein benanntes Objekt ist. Ich sehe in solchen Verwendungen, von denen es im Korpus noch einige mehr gibt, Übergänge zu dem, was oben als "expletives Es" bezeichnet wurde.²⁵⁷

7.1.2. Anapher und Absatzgliederung

Anders als bei der Deixis ist die Absatzgrenze für die phorischen Prozeduren offenbar eine nahezu absolute Grenze: Kaum eine phorische Prozedur im Korpus überbrückt eine solche Grenze. Die wenigen Ausnahmen finden sich vor allem in den Texten KONT und MANN. In KONT reichen anaphorische Prozeduren innerhalb einer umfangreicheren Fallbeschreibung, die narrativ ist, über die Absatzgrenze hinaus. In dem Text MANN gibt es einmal eine solche phorische Prozedur, wenn eine wiedergegebene längere Rede mit einem neuen Absatz beginnt; in die Redewiedergabe ist ein Rückbezug auf den Sprecher integriert:

"Es ist – gegen Ende des ersten Bandes – Willi Bredel, der in einer Strategiediskussion während des Spanischen Bürgerkriegs Thomas Mann ins Spiel bringt: als Beispiel, an dem ... deutlich werde:

Der Weg Manns vom liberalen Autor zum ausgesprochenen Gegner der faschistischen Diktatur sei zwar bewundernswert, sagte er, doch ..." MANN a34-35

Die Sprechhandlung wie auch die Absatzbildung dürften hier auf die Quelle, einen Roman, zurückgehen.

Schwieriger zu beurteilen ist eine Anapher in einem naturwissenschaftlichen Text, die m.E. nur dann verständlich ist, wenn der Leser auf Ausführungen des vorherigen Absatzes zurückgreift, was für sich genommen schon unüblich ist und weiter dadurch erschwert wird, daß zwischen diesen beiden Abschnitten eine neue Überschrift steht. Es geht um die Spuren, die frühere tektonische Verschiebungen in den Alpen hinterlassen haben. Vor der Zwischenüberschrift wird erklärt, daß es im alpinen Molassegebiet aufgrund von Verschiebungen Gesteinsdeformationen gegeben hat, die sich aus sogenannten Einengungsstrukturen erkennen lassen. Der folgende Paragraph, der nur aus zwei Abschnit-

²⁵⁷ Damit hängen Fragen zusammen, die hier nicht geklärt werden können, besonders die, ob das expletive *es* ausdrücklich **nicht** anaphorisch ist oder ob eine anaphorische Qualität für seinen expletiven Status eine unterstützende Rolle spielen kann.

ten besteht, hat die Überschrift "Entwicklung am Ostende des Faltenjuras". Der Text beginnt:

"Um den östlichen Faltenjura herum ist die Einengungsrichtung in die Nord-Süd- und die Konvergenzebene in die Ost-West-Richtung abgedreht, auch hier sind **sie** senkrecht bzw. parallel zu den Faltenstrukturen orientiert und deshalb auf das gleiche (stauchende) Ereignis zurückzuführen." MOLA a46

Der pluralische Ausdruck *sie* muß hier vom Leser in seinem Bezug anders rekonstruiert werden als sonst, da er weder in der einleitenden Sprechhandlung noch in der Überschrift ein Bezugsselement für eine Anapher entdecken kann. Als Hilfe kann nur der Hinweis "auch hier" dienen, mit dem eine Parallele zum vorhergegangenen Text, speziell den Einengungsstrukturen, angesprochen wird. Wie leicht oder schwer ein Leser derselben geologischen Disziplin diese Aufgabe bewältigt, kann ich nicht sagen. Die Art der Textorganisation ist hier aber ungewöhnlich und für die in der Terminologie ungeübten Leser problematisch.

Das zu Beginn genannte allgemeine Prinzip, daß phorische Prozeduren abschnittsintern fungieren, wird durch die angeführten Ausnahmen nicht durchbrochen. Hinsichtlich der Textorganisation deute ich diese feste Grenze so: Jeder Absatzanfang ist für die Autoren ein thematischer Neuanfang, das Thema des vorhergehenden Abschnitts (bzw. das der letzten Sprechhandlung in dieser Texteinheit) kann nicht in unauffälliger Weise mit einer Anapher in den nächsten Absatz übernommen werden. Die graphisch markierte Absatzgrenze bedeutet für die Sprechhandlungsverkettung einen wirklichen Einschnitt und zugleich eine mentale Zäsur, die eine thematische Neuorientierung ermöglicht. Eine Übernahme und thematische Weiterführung eines propositionalen (Teil-) Gehalts ist nur dadurch möglich, daß die Autoren entweder zu symbolischen Mitteln greifen oder aber eine Neufokussierung veranlassen.

In diesem Zusammenhang ist es interessant zu überprüfen, was Daneš (1974, 109 f.) über das Vorkommen von "hyperthemes" vermutet:

"... taking for granted that not only particular utterances but also the sections of text, as paragraphs etc., and the whole text have "themes" of their own ("hyperthemes"), we can expect that, e.g., the theme of a chapter will be evaluated as "given" throughout the chapter, so that the "interval of givenness" in respect to the information carried by this "hypertheme" will be the whole chapter."

Dies müßte bedeuten, daß durch eine Überschrift die darin enthaltenen sprachlichen Elemente den Status hätten, "given", also bekannt (und damit thematisch) zu sein. Aufgrund allgemeiner Überlegungen ist mein Einwand dagegen, daß die *Nennung* eines Themas noch keine Bekanntheit für den Hörer erzeugen kann, sondern zunächst einmal die Erwartung, daß er im nachfolgenden Diskurs oder Text zu diesem Thema etwas erfährt. Allenfalls in diesem reduzierten Sinne könnte man von "givenness" sprechen, aber Daneš macht diesen Unterschied nicht. Ich vermute, daß der Ankündigungscharakter einer Überschrift

(vgl. 4.6.2.1.) auch der Grund dafür ist, daß auf deren Elemente nicht mit phorischen Mitteln Bezug genommen werden kann. So wie im nachfolgenden Beispiel verwenden die Autoren in den Korpustexten gelegentlich einen deiktischen Ausdruck zum Verweis auf ein Element der Überschrift, aber keine Anapher. Es wäre auf Basis der Korpusanalyse nicht angemessen²⁵⁸, nach der folgenden Überschrift mit "Ihre statistischen Eigenschaften ..." fortzufahren.

"2.1. Die Raumübertragungsfunktion

Die statistischen Eigenschaften **dieser** Funktionen sind oberhalb einer Grenzfrequenz – abgesehen von einer Nachhallzeitabhängigkeit – für alle Räume, unabhängig von deren Form, gleich." ACUS a7

Es scheint also, daß man bei der Verwendung und beim Verstehen von Anaphern das Kriterium der Bekanntheit für den Hörer in einem anderen Sinne als bei der Anadeixis ernst nehmen muß. Das muß nicht für alle Textarten gelten, wohl aber für Wissenschaftliche Artikel, vielleicht für wissenschaftliche Texte generell. Die hier gemeinte Bekanntheit ist eine Eigenschaft des Wissens über das im Fokus gehaltene Objekt, welche nicht mit der bloßen Tatsache der akustischen oder optischen Aufnahme eines Symbolfeldausdrucks erreicht ist. Eine wissenschaftliche Bezeichnung mag zwar nicht gänzlich unverständlich sein, das durch die Benennung zu erzielende Verstehen ist aber nur ein erstes, vorläufiges. Sofern das Objekt also eines ist, dem der Autor die Qualität eines für H bekannten Objekts erst noch verleihen will, wird er nicht in der ersten assertiven Sprechhandlung phorische Mittel einsetzen.

Aus einem ähnlichen Grund gibt es auch bei den einzelnen Absätzen, die nicht mit Überschriften versehen sind, kein bekanntes Thema, wie Daneš annimmt, auf das der Autor sich anaphorisch beziehen könnte, weil es "given" ist. Der Grund ist, daß ein Absatzthema vom Leser erst 'erarbeitet' werden muß. Im allgemeinen ist die Kenntnisnahme und das Verstehen des gesamten Absatzes in seinem Verhältnis zum vorangegangenen Text notwendig, um Angaben über sein Thema zu machen. Anders sieht es dann aus, wenn der Autor zu Beginn eines Absatzes eine z.B. mit speziellen Formeln der Thematisierung (vgl. Hoffmann, 1997) eingeleitete Information über das im folgenden zu behandelnde Thema gibt.

7.2. Anapher und Thema

Wie verhält sich das Thema, das mittels einer Anapher weitergeführt wird, zu den übergeordneten Themen a) des gesamten Textes, b) des jeweiligen Textteils? Das Verhältnis kann im Anschluß an den letzten Paragraphen folgendermaßen bestimmt werden: 1. Das Thema einer Sprechhandlung kann makro-

²⁵⁸ Natürlich kann nicht ausgeschlossen werden, daß Ähnliches in einzelnen Fällen vorkommt.

strukturell wichtig sein, d.h. es kann mit einem mehrere Sprechhandlungen übergreifenden Thema identisch sein. 2. Es kann einem übergreifenden Thema untergeordnet sein; die Schritte der Ableitung können nur aus den propositionalen Gehalten rekonstruiert werden.²⁵⁹ Als Beispiel diene ein Zitat aus dem physikalisch-technischen Text ACUS über mehrkanalige Lautsprecheranlagen.

"Zur Besetzung der Elemente des Gleichungssystems (Gl. 22) mit statistisch unabhängigen Raumübertragungsfunktionen wäre es nötig, **F Übertragungsfunktionen mit unabhängigen Zufallsprozessen zu erzeugen. Die allein zur Erzeugung dieser Übertragungsfunktionen benötigte **Rechenzeit** wäre untragbar lang. **Sie** kann jedoch dadurch erheblich reduziert werden, daß ..." ACUS a37

Das Thema des gesamten Abschnittes wird im ersten Satz angegeben: Raumübertragungsfunktionen und ihre Berechnung. Die Anapher *sie* dient der kurzfristigen Weiterführung eines Unterthemas (ein bei der Berechnung auftretendes Problem), zuvor benannt mit dem Nomen "Rechenzeit".

Im nachfolgenden Textbeispiel aus demselben Text dienen zwei Anaphern zum Rückbezug auf das im Zentrum des Absatzes stehende Nomen, wobei das π – Element durch die vom Autor gegebenen Informationen bereichert wird: "Die Verstärkung" wird in den präziseren Terminus "Schleifenverstärkung" überführt, was für die phorische Prozedur kein Problem ist:

"Die Verstärkung **F wird bei der Simulation für alle n Kanäle gleich angenommen, **sie** wird indirekt über die mittlere Leistungsverstärkung **F der offenen Schleife in dB festgelegt. Eine Angabe der Schleifenverstärkung in dB ist anschaulich vorteilhaft, da **sie** einen für einkanalige Anlagen geläufigen Bezug ermöglicht." ACUS a41

Anaphern führen, wie oben dargelegt wurde, keine Text- oder Abschnittsthemen weiter, auch dann nicht, wenn diese in Form einer Überschrift expliziert werden. Es gibt also keine phorischen Prozeduren, die auf ein übergreifendes Thema bezogen sind, von dem her sie ohne Antezedens verstanden werden könnten. Ich sehe darin eine Rücksichtnahme auf den Leser, die damit zusammenhängt, daß Themen in einem wissenschaftlichen Artikel stark differenziert und z.T. hierarchisch sind; die Autoren erwarten nicht von ihren Lesern, daß ihnen die Themen und deren Struktur jederzeit so deutlich präsent sind, daß eine auf ein übergreifendes Thema bezogene Anapher problemlos verarbeitet werden könnte.

²⁵⁹ "Thematische Komplexität bringt es mit sich, daß nach ihrer Reichweite länger durchgehaltene Hauptthemen von nur einmal weitergeführten Nebenthemen und nach ihrem Verhältnis zueinander Oberthemen von den in ihnen 'enthaltenen' Subthemen' zu unterscheiden sind." (Hoffmann 1997)

7.2.1. Thematische oder rhematische Bezugselemente?

Gemäß Analysen innerhalb der Theorie der "Funktionalen Satzperspektive" sind thematische Einheiten im allgemeinen durch den Artikel oder andere sprachliche Einheiten determiniert. Das hängt mit der Funktion von Determinatoren zusammen, Wissenselemente in bekannte und neue zu scheiden.

Demnach müßte das substantivische Antezedens einer Anapher ein determinierter Ausdruck sein (vgl. auch de Beaugrande/Dressler 1981, 64); dem betreffenden π -Element kommt dann unabhängig von der phorischen Prozedur eine thematische Bedeutung zu. Das ist im Korpus auch weitgehend der Fall. Nach der Einführung eines als neu gekennzeichneten Objekts tritt im allgemeinen nicht sofort eine Anapher auf, sondern eine Deixis, wie in den folgenden Zitaten:

"Dies ist **eine** Lorentzsche Frequenzfilterfunktion in Matrizendarstellung. Die skalare Version **dieser** Funktion ist aus der Elektronik als Tiefpaß bekannt [10], [11]. Man erhält **sie** durch die Fourier-Transformation ..." KOMM a86

"An die Erhebung der Vpn-Meinung schloß sich ein Gesprächsprotokoll an. **Dieses** wurde mit dem Hinweis eingeleitet, es sei unter Beibehaltung der authentischen, chronologischen Reihenfolge der Beiträge erstellt worden." SELB a42

Im Sinne der TRG sind die Verweisobjekte deutlich rhematische Elemente. Die Deixis scheint erforderlich zu sein, um durch erneutes Fokussieren eine Thematisierung zu bewirken. Tatsächlich ist die Funktionsteilung nicht so klar: Mir scheint, daß in SELB a42 der phorische Ausdruck *es* möglich wäre. Das würde bedeuten, daß die Nennung des rhematischen Elements bereits als Thematisierung verstanden werden kann. Das neu eingeführte π -Element ist dann dasjenige, zu dem der Leser noch weitere Informationen erwartet. Im nachfolgenden Zitat ist die Thematisierung sprachlich so deutlich, daß eine Anapher folgen kann:

"Hinsichtlich ... wollen wir uns einer im Gegensatz zur Isoseistenkonstruktion örtlich enger begrenzten Datenverdichtung zuwenden. **Sie** bietet eine Glättung des Beobachtungsfeldes ..." SEIS a7

Für den Leser bereitet die Anapher keine Schwierigkeiten, weil er mit den Symbolfeldausdrücken *hinsichtlich* und *zuwenden* auf die Thematisierung aufmerksam gemacht wird. In dem nachfolgenden Zitat resultiert eine ähnliche Verdeutlichung vor allem aus der Position der Textstelle am Absatzanfang, zum anderen aus der Formulierung, die die Sprechhandlung als Assertion bezüglich der Textplanung des Autors ausweist:

"Nun möchte ich ein Beispiel für die Erklärung der sozialen Reaktionen auf Krankheit geben. **Es** stammt von Winkelman (1986)..." ETHN a32

Im nächsten Zitat aus einem psychologischen Text wird zunächst eine Art Bild des seelischen Aufbaus skizziert. Die zweite Proposition ist auf dieses Thema nur in vermittelter Weise bezogen: "ein solches Modell". Die phorische Proze-

dur der Indetermination fordert einen Abstraktionsprozeß vom Leser, verbunden mit der deiktischen Prozedur, die auf die Qualität des Beschriebenen verweist; zugleich wird die geschilderte bildliche Vorstellung durch den Symbolfeldausdruck als "Modell" bezeichnet:

"Der Aufbau des Seelischen oder der Aufbau der Persönlichkeit wird hier in Analogie zum Übereinanderlagern verschiedener Erdschichten gesehen, wobei sich die Aufsichtung in Richtung von unten nach oben, also in vertikaler Richtung, vollzieht. Freilich ist ein solches Modell nur ein sehr grobes. Es wurde insbesondere in den neueren Schichtenlehren verfeinert und ausdifferenziert, ..." PERS a12

Die Abstraktion ist offenbar notwendig, um das bekanntgemachte Modell in eine vorgestellte Klasse gleichartiger Modelle einordnen zu können. Das Bezugselement der Anapher ist dadurch allerdings verunklart; ich vermute, daß der Leser nur die in der ersten Proposition beschriebene bildliche Vorstellung als Bezugselement verstehen kann, nicht aber die näherliegende Wortgruppe "ein solches Modell". Derart problematischer Anaphergebrauch ist selten. Neu eingeführte, rhematische Objekte sind aber, wie gesagt, dann als Antezedens geeignet, wenn eine Thematisierung vorgenommen wird.

Die *Setzung eines Themas* erfolgt besonders zu Beginn eines Textes. Dafür ist der nächste Beleg ein Beispiel. Der Text ETHN beginnt mit einem indeterminierten Substantiv, das dem Leser nach Kenntnisnahme der Überschrift in seinem Wortlaut allerdings nicht mehr völlig neu ist. Im Unterschied zu dem oben vorgestellten überraschenden Übergang zur Anapher ist der Übergang zu der thematischen Anapher hier weniger abrupt, da er durch eine Prädikation vermittelt ist. Das zunächst neu eingeführte π -Element wird dadurch zu einem Element des Hörerwissens, daß es mit den nachfolgenden Sprechhandlungen ausgebaut, d.h. mit zusätzlichen Wissens-elementen angereichert wird:

"Interkulturelle Studien sind systematisch vergleichende statistische Untersuchungen. **Ihr** Ziel ist die Überprüfung ... **Ihre** Untersuchungsobjekte ... **Sie** sind hier von den systematischen Vergleichen moderner, geschichtsschreibender Nationen ... zu unterscheiden." ETHN a1

Solche text- oder auch diskursinitialen Sprechhandlungen machen der TRG-Forschung Probleme, da die Kategorie der Bekanntheit nicht zur Anwendung kommen kann, so daß unklar ist, ob hier alles rhematisch oder ob die Unterscheidung von Thema und Rhema mit anderen Mitteln zu machen ist. Ich denke, daß das zu Textbeginn eingeführte Nomen ein notwendiger Akt der Themensetzung oder der Thematisierung seitens des Autors ist. Der thematische Wert und die Eigenschaft, für den Hörer 'neu' zu sein, stehen aufgrund der Situation des Anfangs nicht in Widerspruch.

Bezugselemente, die rhematisch sind, finden sich auch an anderen, nicht initialen Textstellen. Der anaphorische Bezug ist immer dann leicht herzustellen, wenn der Sprecher – wie bei dem zuletzt besprochenen Beleg – schon Wissen

über dieses Element eingebracht hat, etwa in der Form eines Relativsatzes oder einer Partizipialkonstruktion:

"... und man fand in der Nachkommenschaft Fliegen, die tatsächlich das lacZ-Reportergen exprimierten. **Si**e taten dies aber nur in den Geweben, in denen ..." HEFE a24

Im Korpus gibt es aber auch Textstellen, bei denen der anaphorische Anschluß an ein indeterminiertes Bezugsэлеment befremdet:

"Die "Verwissenschaftlichung" der europäischen Höfe im späteren Mittelalter ist keineswegs **ein** automatisch ablaufender Prozeß, sondern **er** mußte durch die Bereitschaft der Universitätsabgänger begleitet und unterstützt ... werden". UNIV a39

Die Anapher erscheint hier als unvorbereitet, überraschend, da die Prädikation (*ein ... Prozeß*) für eine anaphorische Fortführung schlechter geeignet ist als das determinierte Substantiv an Subjektstelle, das deutlich ein Thema benennt.

Ich führe solchen Anaphergebrauch auf einen Mangel an Funktionsbezogenheit bei den jeweiligen Autoren zurück. In diesen wie in den übrigen Fällen von rheimatischen Bezugsэлеmenten helfen die syntaktisch-morphologischen Klassenmerkmale bei der Identifikation des Bezugsobjekts. Es scheint also kein Mißverständnis daraus resultieren zu können, wohl aber eine Irritation des Lesers.

7.2.2. Thematische Progression

Man kann Texte, in denen das Handlungsmuster Assertieren vorherrscht, sehr global als Behandlung eines Themas auffassen, auch Texte, die einem anderen Handlungsmuster folgen (van Dijk 1980, 128); einzelne Sprechhandlungen oder größere Einheiten wie Absätze und Paragraphen werden dann als Fortschritte in dieser Behandlung aufgefaßt, die auf ein Ziel gerichtet sind, das mit dem Abschluß des Textes erreicht wird. Dieses Konzept beinhaltet, daß ein lineares Fortschreiten, das so direkt wie möglich zum Ziel führt, als angemessene "discourse strategy" eines Autors erscheint. Das Konzept der "thematic progression", weitgehend von Daneš entwickelt, wurde vielfach übernommen (Mauranen 1994; Clyne 1987).

Die thematische Organisation von Fachtexten ist nach Daneš (1974, 114) zugleich eine Art der Textkonnexion. Daneš hat Muster der Beschreibung im Anschluß an die Thema-Rhema-Gliederung entwickelt. Er schlägt vor, die im Text vorgefundenen "Äußerungen" nach ihrem propositionalen Gehalt in einfache, zusammengesetzte und "kondensierte" Äußerungen zu teilen; daneben spricht er noch von komplizierten ("complicated") utterances. Das Fortschreiten von Äußerung zu Äußerung ordnet er drei Ablaufmustern zu (1974, 118 ff.), wobei "TP" für "Thematic Progression" steht:

- (1) simple linear TP (or TP with linear thematization of rhemes)
- (2) TP with a continuous (constant) theme

(3) TP with derived T's (hypertheme).

Um diese auch graphisch repräsentierten Progressionsmodelle aus Texten herauszudestillieren, muß man eine m.E. sehr grobe Zweiteilung vornehmen, indem man jede Sprechhandlung in ein Thema (- man müßte besser von einer Benennung des Themas sprechen -) und ein Rhema zerlegt. Von Graduierung und Spezifizierungen, die innerhalb der Theorie der Funktionalen Satzperspektive diskutiert werden, sieht Daneš völlig ab; alle ungelösten theoretischen Probleme in diesem Bereich werden damit indirekt für unwesentlich erklärt, obwohl diese Abstraktion zu vielfältigen Problemen bei der konkreten Zuordnung im Rahmen einer Textanalyse führen dürfte.

Die oben gegebene Darstellung der Phorik als einer Prozedur, einer Teiltätigkeit des sprachlichen Handelns, ist deshalb mit Daneš' Progressionstypen schlecht in Einklang zu bringen. Anaphern müßten nach Daneš innerhalb des Musters "continuous theme" als zweites oder drittes T-Element bei gleichbleibendem Thema eingeordnet werden (a.a.O., 118):

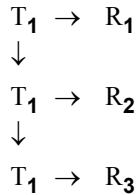


Diagramm 2: TP with a continuous theme (Daneš)

Eine solche Beschreibung kann man akzeptieren, wenn mit "T" ein kommunikativ konstituiertes thematisches Wissenselement gemeint ist. Daneš abstrahiert offenbar von der jeweiligen sprachlichen Gestalt.²⁶⁰ Für die Textanalyse ist jedoch wichtig, ob die Konstanz des Themas durch dessen Benennung und phorische Weiterführung erreicht wird oder ob unterschiedliche Symbolfeldausdrücke benutzt werden, bei denen die Identität von "T" nicht so klar ist bzw. noch im Aufbau begriffen ist. Im folgenden ist zu prüfen, ob im Korpus Themenkonstanz mittels Anaphern hergestellt wird und wie klein- oder großräumig solche konstanten Themen sein können.

²⁶⁰ Daneš will sagen, daß eine Reihe von Prädikationen mit gleichem Bezug (Referenz) erfolgt. Er weist zwar auf die Bedeutung von Anaphern für die Satzgliederung hin (a.a.O., 108), findet aber eine Unterscheidung von symbolischen Prozeduren "irrelevant" (a.a.O., 119).

7.3. Phorikarme und phorikreiche Texte

7.3.1. Mathematische Texte

Im Gebrauch von Anaphern gibt es in quantitativer Hinsicht große Unterschiede, wie Tabelle 19a gezeigt hat. Diesen Unterschieden und ihren Konsequenzen für die Textorganisation wird im folgenden genauer nachgegangen. Dabei geht es zunächst um die phorikarmen Texte.

Analysiert man den Text MATH, so fällt nicht nur die große Menge von Symbolen und Gleichungen auf, sondern auch, daß solche nichtsprachlichen Elemente zwar in Sätze eingebaut sein, also Satzglieder sein können, aber nicht "anaphorisierbar" sind. Das kann zwei Gründe haben: den abstrakten Gehalt der Formeln und Symbole und/ oder ihren parasprachlichen Charakter, der bedingt, daß sie keine Genus- und Numerusmerkmale haben, auch nicht determinierbar sind. Dabei ist interessant, daß die chemischen Symbole anders als die mathematischen behandelt werden: Sie sind Eigennamen ähnlich und können wie nominal benannte Wissens Elemente anaphorisch weitergeführt werden.

"Obwohl 2,3-Dimethyl-3-buten-2-ol **35a** weniger als **29** oder **29a** dazu neigt, unter normalen Zweiphasenbedingungen ein Allyl-Kation zu bilden, kann **es** mit einem einfachen Trick trotzdem dazu gebracht werden." CYCL a17 ²⁶¹

Der statistische Text IDEN enthält mehr Phorik, zugleich auch weniger Formeln und mehr Argumentation als die anderen mathematischen Texte, weil in ihm verschiedene statistische Methoden miteinander verglichen werden.

Eine zweite Besonderheit gerade des Texts MATH ist, daß er in sehr viel kleinere Einheiten zerfällt als die anderen Texte, da die einzelnen Paragraphen eine Reihe von Propositionen enthalten, die vom Autor ausdrücklich einleitend als "Bemerkung 1:", "Satz 1:", "Beweis" klassifiziert werden. Diese Propositionen haben singulären Charakter: Sie unterbrechen die Abfolge von assertiven Sprechhandlungen durch abgehobene Sprechhandlungen, die illokutiv einen anderen Status haben. Jede der funktional (z.B. als "Beweis") gekennzeichneten Sprechhandlungen muß in sich verständlich sein, was durch eine phorische Prozedur gefährdet sein könnte. Eine anaphorische Verbindung von Satz X und seiner Erläuterung zum nachfolgenden Text kommt daher nicht vor. Jede der markierten Sprechhandlungen muß in sich verständlich sein, darf also keine phorische Prozedur enthalten. Die Möglichkeiten zu thematischer Weiterführung werden dadurch eingeschränkt auf die verbliebenen textuellen Zwischenräume. Der Verzicht auf Phorik ist somit eine Folge der fachgebundenen Textorganisation.

²⁶¹ Der Fettdruck der Anapher *es* im Zitat dient der Hervorhebung, stammt also von mir. Der Fettdruck der Zahlen ist das Mittel des Autors, um die Zahlen als 'Namen' für die in den betreffenden Abbildungen dargestellten Stoffe oder Verbindungen benutzen zu können.

Aus ähnlichen Gründen enthält der Text KANA nur zwei Anaphern. Er ist mit 102 Sätzen einer der kürzesten Texte des Korpus, ist aber durch 16 Überschriften auf drei Hierarchiestufen sehr stark untergliedert. Auch dadurch entsteht eine Aufteilung, die wenig Raum für phorische Prozeduren läßt. In dem Text KANA werden zwar nicht sehr viele mathematische Symbole benutzt, dafür aber eine Reihe von fachlichen Ad-hoc-Namen, die auch dem anvisierten Leserkreis offenbar nicht bekannt sind, weshalb der Autor eine "Liste der verwendeten Symbole" mit Erklärungen an den Text anhängt; z.B. bedeutet " T_w " in diesem Text: "Wandtemperatur des umgebendes Rohres". Die geringe Zahl der Anaphern ist also leicht erklärlich, schon weil bei Verwendung solcher Symbole eine thematische Weiterführung nur durch die Wiederholung des Symbols möglich ist; eine Anapher ist – wie bei den mathematischen Symbolen – nicht möglich.

7.3.2. Der Text KONT

Der besondere Phorikreichtum des Textes KONT wurde oben angesprochen: Er enthält 122 Anaphern, die sich auf 59 anaphorische Prozeduren verteilen. Die große Menge der Einheiten resultiert aus Häufungen von Anaphern in Textpassagen, die partiell narrativen Charakter haben und sich dadurch vom Gesamtbild der anderen Texte ebenso abheben wie von dem Rest des Textes KONT. Zur Demonstration diene der nachfolgende Auszug, in dem ein Fallbericht einer psychiatrischen Klinik in eine knappe Zusammenfassung umgesetzt wird (wobei der Autor allerdings einen Fehler macht, indem er Äußerungen des Krankenhauspersonals nicht von Äußerungen des Patienten absetzt). Hier und in ähnlichen Textteilen werden Anaphern sehr selbstverständlich in großer Zahl verwendet:

"Aus dieser Klinik wurde Herr S. dann in den Langzeitbereich des nächsten psychiatrischen Großkrankenhauses verlegt. Dort wurde folgende Äußerung protokolliert: **Seine** Eltern wolle **er** z.Z. nicht sehen, die seien die Schuldigen an **seiner** Misere. Sobald Anforderungen an **ihn** gestellt worden seien, wie **sein** Zimmer zu säubern, habe **er** sofort mit depressivem Rückzug reagiert. Entweder habe **er** sich laut schreiend auf den Boden gelegt oder ins Bett, wo **er** vor sich hin gejamert habe. **Er** habe geäußert, wenn man das von **ihm** verlange, müsse **er** sich umbringen. Nachdem **er** konkret gedroht hatte, sich vor ein Auto zu werfen, verlegte man **ihn** auf eine Akutstation desselben Hauses, wo der Verfasser als Psychiater tätig war."
KONT a12

Prozedural gesehen, hat der Leser in diesem Teil einer Zusammenfassung nur eine einzige phorische Prozedur mit vielen Elementen vor sich. Der Hauptteil von KONT ist aber sein im engeren Sinne wissenschaftlicher Teil, in dem ein Methodenkonzept vorgestellt und dafür argumentiert wird. Vergleicht man diesen Hauptteil hinsichtlich der Phorik mit den anderen Texten, entspricht die Häufigkeit von Anaphern etwa der in dem Text PERS (ebenfalls Psychologie).

Es gibt aber auch in diesem wissenschaftlichen Teil Besonderheiten des Phorikgebrauchs, die einer genaueren Betrachtung wert sind. Der Autor setzt sich ausführlich mit den 'typischen' Aktionen und Interaktionen der Aktanten in der Institution psychiatrische Klinik auseinander. In solchen Textpassagen ist die Anaphorik das wesentliche Mittel, um die Kontinuität des jeweiligen Aktantenbezugs deutlich zu machen. Die "Person" kann dabei sehr abstrakt erfaßt sein, im Sinne eines Funktionsträgers:

"Es entsteht also eine Doppeldeutigkeit, wenn der Patient sich auf den Psychiater bezieht, da der Psychiater **ihm** einerseits als Einzelperson mit einer speziellen Funktion entgegentritt, zum anderen aber als Mitglied des Behandlungsteams. **Er** kann als Psychiater etwas bejahen, das **er** als Teammitglied ablehnt." KONT a30

Hier mutet der Autor dem Leser einen Wechsel in der anaphorischen Prozedur, also eine Scheinkontinuität, zu: Während die erste anaphorische Form *ihm* auf den Patienten zu beziehen ist, führt die nächste (wie die übernächste) Anapher etwas anderes weiter, nämlich das Objekt "Psychiater". Ich nehme an, daß der Autor dabei auf eine Fähigkeit vertraut, die Sprecher des Deutschen in Alltagsgesprächen oft beweisen: Sie können in einer Verschränkung zweier anaphorischer Prozeduren aufgrund der semantischen Verhältnisse einen Perspektivenwechsel registrieren. Das erfordert allerdings aufmerksames Verfolgen der anaphorischen Prozeduren mit einer Art Gegenkontrolle anhand des propositionalen Gehalts. Eine derartige Kontrolle ermöglicht der dritte Satz des Zitats durch die mit *als* angeknüpften Rollenzuweisungen.

7.3.3. Vergleich zweier Texte

Wie groß der Unterschied in der Nutzung von Anaphern für die Textorganisation sein kann, zeigt der folgende Textvergleich. Zu Beginn werden die Texte ETHN und GEOG gegenübergestellt, die nicht nur derselben Textart angehören, sondern auch in ihrer spezifischeren Zweckbestimmung ähnlich sind. Beide legen kein neues Wissen dar, sondern besprechen die historische Entwicklung ihrer jeweiligen Disziplin, und zwar nicht neutral beschreibend, sondern mit einem bestimmten Impetus, was eigentlich früher darin hätte geschehen sollen und was in Zukunft an Forschung unternommen werden soll. Dennoch treten im Phorikgebrauch deutliche Unterschiede hervor, die mit strukturellen Differenzen der Texte insgesamt zu tun haben. Der Textvergleich läßt sich sogar quantitativ mit absoluten Zahlen durchführen, da die beiden Texte im Umfang vergleichbar sind (41 : 43 Absätze, 36.106 : 34.677 Zeichen).

Der Text ETHN (Medizinsoziologie) nutzt die Anaphorik durchgehend; es gibt kaum einen Abschnitt, in dem nicht eine oder mehrere Anaphern enthalten sind. Unter diesen gibt es viele Absätze mit einem klaren Thema (oder maximal zwei Themen). Diese Themen sind dem Vorhaben des Textes funktional zugeordnet. Dafür spricht auch die Semantik der Bezugswörter der Anaphern (siehe

Tabelle 20). Die zugrundeliegende thematische Struktur liegt klar zutage: Im Durchgang durch die Geschichte der interkulturellen Studien und der ethnologischen Feldforschung werden nacheinander einzelne Forscher oder Forschergruppen und ihre Aktivitäten behandelt. Ein Abschnitt bildet oft den Rahmen einer kurzen zusammenfassenden Darstellung der Leistungen eines bestimmten Forschers. Als Beispiel ein Teil eines solchen Absatzes:

"Das Verdienst Winkelmans (1986; s.a. Winkelman und White o.J.) liegt im Bereich der Begriffsbildung. **Er** erstellt eine theoretisch nützliche Typologie von sog. magisch-religiösen Praktikern, die auch bei Krankheit eine Rolle spielen. **Er** berücksichtigt dazu 98 Dimensionen, die **er** für ein Sample von 47 Kulturen kodiert hat. Eine statistische Clusteranalyse dieser Dimensionen ergibt einen Satz von 4 Typen magisch-religiöser Praktiker, die **er** Priester, Medien, maliziöse Praktiker und Schamanen nennt." ETHN a26

So wie im Zitat gibt es mehrfach Textpassagen, in denen die phorische Prozedur eine größere 'Spannweite' hat, d.h. 2 oder mehr anaphorische Formen umfaßt. Soweit über Personen und ihre Leistungen berichtet wird, haben die betreffenden Passagen beinahe narrativen Charakter, ohne sich dabei sprachlich von der Wissenschaft zu entfernen.

Ganz anders der Text GEOG: Dieser Artikel aus der (historischen) Stadtgeographie nennt zwar auch Wissenschaftler und bespricht Resultate ihrer Arbeit, manchmal auch Probleme. In ihm gibt es aber weniger als halb so viele anaphorische Prozeduren, von denen nur drei mehr als eine, aber nie mehr als drei Anaphern umfassen. Zwar werden auch hier Wissenschaftler mit Namen genannt, aber ihre Leistungen sind nicht wichtig; der Autor nennt jeweils eine Besonderheit ihrer Publikation und spricht über diese weiter als "Ansatz", "Betrachtungsweise".²⁶²

Aufschlußreich für den Vergleich der beiden Texte ist die Betrachtung der häufig vorkommenden Bezugsausdrücke. Dabei lassen sich zunächst große Übereinstimmungen feststellen, denn die Bezugswörter lassen sich aufgrund ihrer Semantik ähnlichen Gruppen zuordnen; aber der Zahlenvergleich zeigt, daß bei dem Text ETHN eine viel höhere Konzentration der Anaphern vorliegt.

Die Tabelle 20 stellt einige dieser Phänomene gegenüber. (Auch hier wurden Possessiva nicht gezählt, sondern nur Formen von *er/sie/es*.)

Oben wurden bereits zwei Gründe für die in der Tabelle 20 verdeutlichten Unterschiede genannt, nämlich die Tatsache, daß Wissenschaftler in GEOG als Repräsentanten von "Ansätzen" angeführt werden, also nicht längere Zeit im

²⁶² Der Autor macht es dem Leser auch dadurch schwer zu folgen, daß er eine große Menge an disziplininternen Differenzierungen vornimmt: Da gibt es – ohne weitere Erläuterung – die historische, die vergleichende und die monographische Stadtgeographie, daneben die Stadtgeschichtsschreibung.

Fokus gehalten werden; außerdem zieht der Autor offenbar die Wiederholung oder geringfügige Variation von Symbolfeldausdrücken der Weiterführung vor.

Häufigkeit der ...	ETHN	GEOG
anaphorischen Prozeduren	50	17
Prozeduren mit größerer Spannweite	17	4

Tabelle 20a: Phorische Prozeduren in ETHN und GEOG

Bezugseinheiten (semantische Gruppe)	ETHN	GEOG
Wissenschaftler	17	1
die Arbeiten und Publikationen dieser Wissenschaftler	14	2
Bestandteile des Wissenschafts- prozesses (Fach, Methode)	13	6
Objekte und Sachverhalte	4	7

Tabelle 20b: Bezugsobjekte und ihre Häufigkeit

Als drittes fällt der Deixisgebrauch auf, der im Text GEOG in seiner Häufigkeit komplementär zur Phorik zu sein scheint. Deiktische Einheiten werden oft eingesetzt, um durch Neufokussierung von Elementen des Vorgängersatzes eine thematische Progression des Typs "lineare Progression" zu erzeugen. Diese Bezeichnung schließt an Daneš (1974) an, anders als Daneš denke ich jedoch nicht, daß das Rhema einer Sprechhandlung zum Thema der nächsten wird, sondern es wird ein Element des rhematischen Teils durch Fokussierung herausgenommen und für die nachfolgende Sprechhandlung thematisiert. Auch das kann an einem kurzen Auszug deutlich gemacht werden, in dem der zuletzt genannte propositionale Teilgehalt der komplexen Sprechhandlung direkt wieder in den Fokus genommen werden muß:

"Dieser Ansatz hätte eigentlich weit intensiver fortgesetzt werden müssen und vor allem jetzt wieder von der historischen Stadtgeographie erneut aufgegriffen werden müssen, im Zuge der in jüngster Zeit intensiv aufgelebten Planungsgeschichte. **Hierher** gehört auch die Entwicklung und Auswirkung von Zonierungen ..." GEOG a14

Die Häufigkeit eines solchen Deixiseinsatzes spricht dafür, daß der Autor eine Textorganisation wählt, die – mehr oder weniger geplant – nicht lange bei einem Objekt verbleibt. Bei dem Text GEOG könnte man in einigen Textpassagen sogar von einer "Verzettelung" sprechen, weil keine vom Thema her naheliegende thematische Konzentration erfolgt.

In einigen Fällen zieht der Autor eine Wiederholung von Symbolfeldausdrücken der Anapher vor. Somit ergibt sich auch bei thematischer Kontinuität oft keine phorische Prozedur. Um ein Beispiel zu geben, habe ich einen Absatz reduziert und die jeweils thematischen Objektbenennungen fettgedruckt:

"Die **Erstellung einer Baualterskarte** oder Stiltypenkartierung ... Dieser Arbeit von Dörries folgten dann ... eine ganze Reihe von Stadtmonographien, bei denen **die Baualterskartierung** jeweils einen sehr wesentlichen Teil der Arbeit ausmachte. Diese **Baualterskartierungen** ..." GEOG A11

Während oben (§ 7.3.1.) ein Zusammenhang zwischen fachlicher Darstellungsweise und Phorikgebrauch gezeigt wurde, wird am Vergleich von ETHN und GEOG deutlich, daß eine Aufgabe bei gleicher Textart und gleicher Zweckspezifizierung *individuell* unterschiedlich gelöst werden kann, bei erheblichen Konsequenzen für die Textorganisation. Der Text ETHN, der mehr Phorik und weniger Deixis einsetzt, wird dem Zweck besser – übersichtlicher und leichter erfassbar – gerecht als der Text GEOG, bei dem die Chronologie und das Verhältnis der Einzelthemen nicht immer klar sind. Zwar wird dadurch der narrative Charakter einiger Passagen von ETHN vermieden. Der Stil von GEOG wirkt daher – oberflächlich gesehen – wissenschaftlicher, aber Stil und Inhalt korrespondieren nicht so miteinander, wie es wünschenswert wäre.

7.4. Die syntaktischen Verhältnisse

Oben wurde gesagt, daß die Struktur eines Satzes dem Leser Hinweise darauf gibt, was die im Fokus zu behaltenden Objekte sind, die S noch weiter als thematische Objekte beanspruchen kann. Ein nominaler Bestandteil eines Adverbials – wie "Experiment" in "nach diesem Experiment" – kann demnach kein thematisches, durch eine Anapher fortführbares Element sein. Der Grund ist, daß solche "Satzangaben" (Engel 1994) der Situierung von Sachverhalten dienen, insofern anderen propositionalen Gehalten untergeordnet sind. Eine der wenigen Ausnahmen im Korpus ist der folgende Beleg, in dem typischerweise die lokale Angabe mit einer "als"-Ergänzung so ausgebaut ist, daß sie ihren bloß situierenden Charakter verliert:

"Im Molassebecken als dem Gebiet der auslaufenden alpinen Orogenese sind gerade eben die initialen Stadien der Gebirgsbildung erreicht worden. Es ist, verglichen mit seiner Nachbarschaft, ein relativ strukturarmes Areal ..." MOLA a52

Die von den Autoren modellierten durchschnittlichen Leser scheinen Wissen über solche Zusammenhänge zu besitzen. Sofern das so ist, entsteht z.B. keine

Ambiguität in dem nachfolgenden Beleg. Es werden zwar zwei Namen genannt, die bezeichneten Personen haben aber in der Proposition nicht dasselbe inhaltliche Gewicht, sondern die Einleitung "von Lewin her" muß als Situierung verstanden werden, womit der andere Name ein geeigneteres Antezedens ist:

"Von **Lewin** her war für **Gottschaldt** die enge Verflechtung der verschiedenen Aspekte von Person und Umwelt, vor allem der sozialen, von vornherein selbstverständlich; **er** spricht denn auch lieber von den "Person-Umwelt-Relationen" PERS a21

Eine Unklarheit kann entstehen, wenn ein Bezugsobjekt mit Subjektstatus durch eine Prädikation näher bestimmt wird. Normalerweise entspricht das Genus der Anapher dann dem des Subjekts; nur in einem Fall ändert ein Autor diese Praxis:

"Auch der "Doktor Faustus" ist, pointiert gesagt, eine "Ästhetik des Widerstands"; aber **ihr** Zentralbegriff lautet "Heiterkeit"." MANN a26

Ich vermute, daß innerhalb einer Rede das Element *ihr* stark akzentuiert werden müßte, denn es dient dem Autor anscheinend zugleich zur Diskriminierung zwischen zwei Typen von Ästhetiken (eine andere hatte er vorher besprochen). Diese Verwendung von Anaphern oder Possessiva ist in anderen Text- oder Diskursarten gelegentlich festzustellen (Hoffmann 1997); im Korpus spielt sie sonst keine Rolle.

Mir scheint, daß die Identifikation des Bezugslements durch bestimmte Regelmäßigkeiten in den syntaktischen Beziehungen erleichtert wird. Vor allem eine Struktur ergibt sich aus der Natur der Prozedur heraus. Thematische Kontinuität wird in Rede und Text häufig dadurch hergestellt, daß der Gegenstand einer Prädikation auch Gegenstand einer oder mehrerer weiterer Prädikationen ist. Das sieht so aus, daß sowohl die Anapher als auch ihr Antezedens die satzsyntaktische Position des Subjekts innehaben. Die Daten des Korpus bestätigen, daß dies ein besonders häufiger Fall ist: 82% der Verwendungen weisen die beschriebene syntaktische Struktur auf²⁶³. Am häufigsten sind dabei Abfolgen von zwei selbständigen Sätzen, weniger häufig sind Subjekt-Subjekt-Beziehungen in Satzgefügen. Die restlichen 18% der Anaphern haben entweder ein anderes Satzglied als Antezedens und/oder sind selbst Komplemente anderen Typs. Die Zahlen in Tabelle 21 sind leicht gerundet.

Engel (1988, 85) hebt eine generelle Affinität zum Subjekt als Bezugswort von "Verweisformen" hervor. Er unterscheidet dabei aber nicht zwischen Phorik und Deixis, was gerade in diesem Punkt sehr wichtig wäre. Deiktische Einhei-

²⁶³ Dies entspricht auch dem Ergebnis einer Korpusuntersuchung von Lothar Hoffmann, der die thematische Gliederung von Sätzen in Fachtexten untersuchte. Je nach Fach ordnete er 30-39% der Sätze folgendem Typ zu: "Thema ist das grammatische Subjekt oder das grammatische Objekt, Rhea der ganze übrige Satz." (Hoffmann 1985, 219-221)

ten dienen nämlich in vielen Fällen gerade dazu, einen vom Leser erwarteten Rückbezug auf das als Subjekt genannte, mental prominente Objekt zu blockieren (vgl. 7.9.1.).

syntaktische Beziehung	Bezugsnomen → Anapher	
	Subjekt → Subjekt	andere Status
Hauptsatz — Hauptsatz	200	
Hauptsatz — Nebensatz	95	90
Nebensatz — Nebensatz	35	

Tabelle 21: Syntaktische Beziehungen von Anapher und Bezugselement

Pause (1984) spricht von einer "Präferenz" der Anapher für das Subjekt, bei ihm einer von sieben Faktoren, nach denen ein "Textversther" eine Anapher "auflöst". Zu den Faktoren gehört neben Thematizität (1984, 44) auch ein sog. Prinzip der (syntaktischen) "Rollenträgheit" bei den Lesern, das besonders für die Subjekt-Subjekt-Abfolge sprechen würde²⁶⁴. Pause beschreibt die "Resolution" von Anaphern als einen höchst komplexen mentalen Prozeß, bei dem jedesmal eine ganze Reihe von Faktoren in wechselnden Gewichtungen zu ermitteln seien. Obwohl ich der Diagnose der Komplexität nicht widerspreche, schließe ich aus den zuletzt genannten Regelmäßigkeiten und aus den bisher diskutierten Textbelegen, daß die Autoren Wissenschaftlicher Artikel recht genau darauf achten, den Leser nicht mit uneindeutigen Rückbezügen zu belasten, ihn also keine schwierigen bzw. zeitraubenden Entscheidungen treffen zu lassen. Dazu ist die einfache syntaktische Struktur zusätzlich hilfreich.

Die Verwendungen, in denen das im Fokus befindliche Objekt nicht in der syntaktischen Position des Subjekts benannt wird, lassen sich in zwei Gruppen einteilen. Entweder handelt es sich um Propositionen, in denen die thematische Bedeutung eines nominalen Elements explizit deutlich wird, z.B. durch eine Thematisierungsformel wie "Was X betrifft,...". Ansonsten wird das Prinzip der morphologischen Kongruenz ausgenutzt, so daß H den erforderlichen Rückbezug mit einem einfachen formbezogenen Vergleich feststellen kann. Auf Basis der in Tabelle 21 dargestellten Häufigkeit des Subjektanschlusses ist zu vermuten, daß beim Leser entsprechende Erwartungen vorhanden sind, d.h. daß Genus und Numerus des Satzsubjekts – als eines potentiellen Bezugsnomens –

²⁶⁴ Ob ein solches Prinzip psychologisch plausibel ist, müßte m.E. erst geprüft werden.

ihm mental besonders präsent sind. Daß die Anapher selbst so häufig Subjektstatus innehat, hat wiederum damit zu tun, daß die Positionierung am *Beginn* der Sprechhandlung, die für das Subjekt weit häufiger als für andere Satzglieder zutrifft, psychologisch günstig ist: An dieser Stelle im kommunikativen Ablauf hat der Leser noch vieles mental präsent, was durch die nachfolgende Sprechhandlung – notwendigerweise – aus dem Fokus verdrängt wird. Das bestätigt sich auch, wenn man andere syntaktische Möglichkeiten einbezieht. In dem relativ seltenen Fall, daß die Anapher ein Dativkomplement ist, wird sie an den Beginn des Folgesatzes gerückt, wie im folgenden Beleg:

"Es sind damit spezifische Strukturmerkmale, die die Innenstädte besonders von Großstädten als eigene Stadtteile ausweisen lassen. In **ihnen** laufen gerade in jüngerer Zeit spezifische Strukturwandlungen ab, ..." GEOG a17

Der Verarbeitungsprozeß beim Leser wird dadurch erleichtert, weil er frühzeitig darauf hingewiesen wird, daß ein thematischer Bezug aufrechtzuerhalten ist. Würde die übliche Wortstellung beibehalten, könnte es sein, daß der Leser schon nicht mehr damit rechnet, daß eine Fokuskontinuierung erforderlich ist und das Entscheidende vergessen hat. Man kann diese Positionierung also als eine Hilfestellung des Autors deuten, die eine Reflexion auf oder zumindest eine Ahnung von psychologischen Vorgängen beim Leser verrät.

Die Erleichterung, die durch regelmäßige syntaktische Strukturen zustandekommt, ist nicht gering zu schätzen. Sie kann auch mangelnde Fachkenntnisse in gewisser Weise ausgleichen.

"Zwischen den "theoretischen" Werten Ik unter der Annahme bereits fixierter Werte uj und den Beobachtungen Ik bestehen Abweichungen **F. Wir wollen **sie** als zufällig ansehen und ihnen eine Wahrscheinlichkeitsdichte zubilligen, ..." SEIS a4

Die Anapher **sie** könnte hier leicht auf die "Werte" des einen oder anderen Typs oder aber auf "Beobachtungen" bezogen werden. Subjektstatus im ersten Satz hat jedoch der Ausdruck "Abweichungen", und er ist auch das Bezugselement der Anapher.

7.5. Anapher in "Komparativsätzen"

Anaphern, seltener auch ein deiktischer Ausdruck, dienen gelegentlich sehr speziellen Zwecken in einem Typ von Nebensatz, den man mit Brinkmann als "Entsprechungssatz" oder mit Helbig/Buscha (1994) als "Komparativsatz" bezeichnen kann. Der gemeinte Satztyp scheint allgemeinsprachlich selten vorzukommen. Bei Engelen (1984, 65 ff.) werden solche Nebensätze als Relativsätze mit adjektivischem Nukleus bestimmt. Im Beispielsatz von Helbig/Buscha (1994, 686) wird zur Erläuterung ein aspektdeiktisches Element hinzugesetzt:

"Er hat (so) ein Wörterbuch / ein (solches) Wörterbuch / ein Wörterbuch (der Art), wie ich es brauche. (Modalsatz)"

In Erläuterung dazu heißt es: "Modalsätze dieser Art bestimmen im Unterschied zu den eigentlichen Attributsätzen die Art oder Beschaffenheit des vom Substantiv bezeichneten Objekts der Realität" (ebd.). Im Kontrast zur sonstigen Seltenheit enthalten einige Texte des Korpus sogar mehrere Vorkommen von Nebensätzen, die ohne ein vorhergehendes *so* mit *wie* eingeleitet sind, in Kombination mit einer Anapher: Solche Sätze sind in 9 Texten des Korpus (insgesamt 25mal) zu finden. Es handelt sich also um mehr als ein Randphänomen.

"... daß so hohe Investitionszuwächse, **wie sie** vor der Lohnexplosion zu beobachten waren, danach nicht mehr auftraten." LOHN a14

"Die Verwendung von Lautsprecheranlagen zur Verstärkung der Schallenergie im Raum führt zwangsläufig zu Stabilitätsproblemen, **wie sie** bei allen rückgekoppelten Systemen auftreten können." ACUS a11

"Man kann jedoch auch Reaktionen niedriger als 2. Ordnung durch Reaktionen 2. Ordnung mit Hilfe zeitlich nicht variabler Reaktionspartner darstellen, **wie sie** bei quasistationären Zuständen vorliegen." KOMM a15

Nur im ersten Zitat wird durch die Deixis *so* im Hauptsatz ein Vergleich (der Höhe) eingeleitet; in den anderen Fällen rechnet der Leser nicht mit einem vergleichenden Nebensatz, sondern eher mit einem Relativsatz, z.B.: "Stabilitätsproblemen, die bei allen rückgekoppelten Systemen auftreten können". Dann würde es sich um eine relativ einfache Attribuierung handeln. Folgt man Helbig/Buscha, findet aber auch in den "Modalsätzen" eine Bestimmung der "Art oder Beschaffenheit" statt, nur auf welche Weise?

Anders als beim Relativpronomen, das anadeiktisch auf das vorangehende Nomen verweist und vermittels der Kasuspezifizierung in den subordinierten Satz integriert wird, gibt es in den "Modalsätzen" eine ungewöhnliche Prozedurenkombination:

Die Einheit *wie* kennzeichnet das Nachfolgende als zweite Hälfte eines Vergleichs. Da in dem einleitenden Satz noch keine Vergleichsoperation erkennbar war, kann der Leser nur als Verständnishilfe ein *so* ergänzen – in einigen Fällen tut es der Autor:

"Deshalb hat (...) mit dem interkulturellen Vergleich, **so wie** wir **ihn** heute kennen, wenig gemein." ETHN a10

Was die beiden Vergleichsgrößen sind, muß H/L rekonstruieren. Die zweite, im Anschluß an das Nomen angebotene Vergleichsgröße ist die Anapher, die ihn zurücklenkt zu dem, was aktuell, weil noch abzuarbeiten, im Fokus ist, im letzten Zitat also der "interkulturelle Vergleich". Auf den ersten Blick erscheint eine solche Operation paradox: Warum sollte man den "interkulturellen Vergleich" mit sich selbst vergleichen? Man muß aber berücksichtigen, daß das *wie* eine (angegliederte) Sprechhandlung einleitet und deren propositionalen Gehalt zum Material des Vergleichs macht, wozu eine Differenz erforderlich ist. Sie ergibt sich so: Der Autor gibt der mit dem Symbolfeldausdruck zunächst sehr

allgemein genannten Einheit dadurch eine Präzisierung, daß sie bei ihrem zweiten Auftreten als *ein bestimmter Typ* (also im letzten Zitat etwa: die Art Vergleich, die wir heute kennen) charakterisiert wird. Im allgemeinen ist das Nomen durch die Prozedur der Indetermination entsprechend allgemein eingeführt. Wie das letzte Zitat zeigte, ist es aber nicht richtig, daß immer "Nullartikel" oder "indefiniten Artikel" stehen muß, wie Helbig/Buscha (ebd.) meinen.

Man könnte das Vorgehen bei dieser Vergleichsoperation in drei Schritten charakterisieren:

- a) symbolische Prozedur: Einführung des Objekts X ohne Determination,
- b) Etablierung eines Vergleichs mit einem spezifischen Verhalten oder einer Eigenschaft von X
- c) Einschränkung der Allgemeinheit von X hin zu einer Teilklasse.

Ob es in dem ACUS-Zitat zu Beginn ebenso möglich wäre, einen Relativsatz zu verwenden, ist nicht klar. Umgekehrt läßt sich aber in den meisten Fällen erkennen, daß die mit *wie* + *Anapher* vorgenommene Differenzierung eine notwendige ist.²⁶⁵

7.6. Notwendiger Wechsel zur Deixis

Die Verwendung des Possessiv-Adjektivs ist in bestimmten Fällen nicht möglich, abhängig von der syntaktischen Konstellation und den Genusverhältnissen bei Subjekt und anderen Nominalphrasen im Satz. Wenn zwei 'konkurrierende' Aktanten im Spiel sind – im nachfolgenden Beleg sind es die *Beobachter* und die *Zielpersonen* –, dann ist auch die morphologische Kongruenz keine Erkennungshilfe. Das Possessivum würde zu einer Zweideutigkeit führen, da Subjektbezug ebenso möglich wäre wie Bezug zum benachbarten Substantiv. Das deiktische *deren* schafft Klarheit, da es ein 'Umschalten' des Fokus notwendig macht: Das primär thematische Wissensselement 'Beobachter' wird als Thema außer Kraft gesetzt.

"Sowohl Experiment 1 als auch die Experimente 2 und 3 zeigen deutlich, daß Beobachter die Selbstkenntnis von Zielpersonen nicht nur aus **deren** Beschäftigung mit dem eigenen Selbst [...] oder dem objektiv autonomen Zielpersonenverhalten [...] ableiten, ..." SELB a65

Ein ähnlicher Fall zeigt sich auch in dem folgenden Zitat, in dem zwei Eigennamen genannt und mit *nicht nur ... sondern auch* auf dieselbe Hierarchiestufe gestellt werden:

"Dies gilt nicht nur für Kurt Lewin, der anlässlich seines Gedenkjahres wieder verstärkt Beachtung gefunden hat, sondern auch für Kurt Gottschaldt, einen aus der

²⁶⁵ Auf einen Fall, in dem statt der Anapher eine Deixis auftritt, gehe ich unten (7.9.) ein.

Berliner Schule kommenden Gestaltpsychologen. **Dessen** theoretische Konzeptionen ..." PERS a3

Eine Fortsetzung mit einer Anapher scheint in dieser Konkurrenzsituation auch dann nicht möglich zu sein, wenn der Autor vorhätte, weiter über Lewin zu reden.

"Beobachtete Ozonvariationen korrelieren mit Temperaturvariationen und sind direkt von der Konfiguration der Zyklone und **deren** Entwicklung bestimmt." (OZON a30)

Eine Anapher würde an dieser Stelle so gelesen, daß ein Bezug zum Subjekt des Satzes besteht oder zumindest möglich ist. Die Konstruktion wäre dann zweideutig.

Bei dieser Reflexion auf die Verstehensmöglichkeiten des Hörers sind aber nicht ausschließlich syntaktische Kriterien maßgeblich. Das nachfolgende Beispiel weicht unter syntaktischem Gesichtspunkt ab; wenn trotzdem kein Mißverstehensproblem besteht, so liegt das m.E. an der semantischen Inkongruenz von "Kontrollierbarkeit" und der Prädikation, positiv ausgedrückt: an der Kongruenz von "Zielperson" und "Selbstkenntnis".

"Bei Experiment 1 ging es darum herauszufinden, wie sich die Kontrollierbarkeit einer Zielperson auf die **ihr** zugeschriebene Selbstkenntnis auswirkt." SELB a14

Vor *ihr* finden sich zwei Nomen in passendem Genus; der Bezug auf das Subjekt ("Kontrollierbarkeit") ergäbe jedoch keinen für den Leser akzeptablen Sinn.

7.7. Überflüssige Anaphern

Nicht alle Anaphern sind notwendige Bestandteile des Textes. Damit ist gemeint, daß einzelne Anaphern weder für den Verstehensablauf noch aus syntaktischen Gründen vorhanden sein müssen. Beispiele dafür sind aber selten:

"... nur dann, wenn die Ethnologie von der grundsätzlichen Vergleichbarkeit der Kulturen ausgeht, und **sie** dabei den Anspruch erhebt, eine Wissenschaft von *der* Kultur zu sein." ETHN a9

"Man betrachte zunächst den Punkt A in Figur 1. Im Abschnitt III wurde darauf hingewiesen, daß dieser Punkt zwar im x-Raum extrem liegt, **er** aber die KQ-Schätzungen für die Regressionsparameter kaum beeinflußt und durch ein kleines Residuum gekennzeichnet ist." IDEN a50

Man könnte solche Verwendungen als sprachliche Fehlleistungen der Autoren einstufen. Daneben wäre aber interessant, nach dem Grund dafür zu fragen. Ich vermute, daß eine solche überflüssige Anapher auf eine Unsicherheit in der verbalen Planung des Autors deutet: Er ist sich offenbar nicht mehr sicher, ob der Leser den Fokus ohne weiteres beibehalten kann. Wenn er darauf nicht als Selbstverständlichkeit vertraut, gebraucht er die phorische Prozedur zur Absicherung.

7.8. Risiken des Anaphern-Gebrauchs

7.8.1. Die Möglichkeit der Ambiguität

Historisch spielte das Problem von Ambiguität der Anapher offenbar bereits im 18./ 19. Jahrhundert eine Rolle. Hermann Paul (1959) bemerkt dazu:

"Es kann mitunter zweifelhaft werden, auf welches von mehreren vorhergehenden Substantiven sich das Pron. der 3. Person bezieht. In der älteren Zeit war man in dieser Beziehung ziemlich sorglos, so daß auch oft die Beziehung rasch wechselt. Jetzt pflegt man, wo überhaupt ein Zweifel möglich ist, das Pron. *er* nur auf ein vorhergehendes Subjekt zu beziehen. Wo es sich nicht auf das vorhergehende Subj., sondern auf einen obliquen Kasus im selben Geschlecht bezieht, pflegt man jetzt in der Schriftsprache zu dem schwerfälligen *derselbe* zu greifen. (...) Doch geht die Verwendung nicht selten über das Notwendige hinaus" (Paul 1959, 124 f.).

Die auch im Korpus (quantitativ) festgestellte enge Beziehung zwischen Anapher und Subjekt des vorausgehenden Satzes hat sich also offenbar als Problemlösungsstrategie aus der Erfahrung häufiger Unklarheit über das vom Sprecher gemeinte Bezugswort ergeben. Trotz Pauls Klage über den nun allzu vorsichtigen Gebrauch der Anapher hat sich aber keine Fixierung auf die Subjekt-Beziehung entwickelt; die Funktion der Anapher ist also keiner Grammatikalisierung unterworfen worden. Der frühere "sorglose" scheint, was die Wissenschaftlichen Artikel angeht, durch einen bedachtsamen Gebrauch ersetzt zu sein. Das bedeutet aber zugleich, daß eine Reduzierung des Gebrauchs beobachtbar ist. Vergleicht man philosophische Texte von Hegel mit heutigen wissenschaftlichen Texten, wie das Ehlich (1983c) getan hat, zeigt sich diese Abnahme – quantitativ wie qualitativ – besonders deutlich. Dabei gehörte Hegel nicht zu denjenigen, die sorglos mit Anaphern umgingen, sondern er nutzte die damit gegebene Möglichkeit thematischer Führung des Hörers offenbar sehr bewußt und konsequent, weil sie der von ihm praktizierten – und auch vom Leser geforderten Art der Verarbeitung umfangreicher, vielfach miteinander verknüpfter propositionaler Gehalte entgegenkam. Für heutige Hegel-Leser macht sich dieser Umgang mit der Phorik als ungewohnte und schwer zu bewältigende sprachliche Anforderung bemerkbar.

Festzuhalten ist, daß Eindeutigkeit und Klarheit des phorischen Bezugs für das Gelingen der Prozedur essentiell ist; wo dies nicht gewährleistet ist, findet ein Umschlag von Erleichterung hin zu Gefährdung der Interaktion statt. Für die alltägliche Kommunikation ist diese Aussage einzuschränken, wie oben schon angesprochen wurde, denn für deren Zwecke kann Vagheit durchaus angebracht sein. Für die wissenschaftlichen Texte sind Vagheit und Uneindeutigkeit im allgemeinen dysfunktional.

Es fragt sich nun, ob Ambiguität ein systematisch auftretender Problemfall ist.²⁶⁶ Insbesondere für wissenschaftliche Texte ist die Frage zu stellen, ob die phorische Prozedur zu einer sicheren Verständigung führt bzw. ob es Fälle gibt, in denen diese Verständigung gefährdet ist.

Generell kann der Gebrauch der Phorik, besonders der Anaphern, als Verstehens erleichterung für den Hörer gekennzeichnet werden. Allerdings wurde bereits darauf hingewiesen, daß je nach der Art des Textes das Festhalten der Orientierung auch mißlingen kann, so daß u.U. das Suchen nach einem 'passenden' Bezugswort erforderlich wird. Wie Hoffmann betont, ist die Verarbeitung einer Anapher ein komplexer Prozeß, der nicht auf einem einfachen Mechanismus beruht.²⁶⁷ Es fällt allerdings nicht leicht, im Korpus Beispiele zu finden, in denen die Identifizierung des Bezugswortes deswegen nicht gelingt, weil zwei oder mehr mögliche Bezugseinheiten da sind, womit das Problem der "Ambiguität" entstehen würde. Formale Bedingung wäre, daß im Vorfeld der Anapher mindestens zwei Nomen stehen, die in Genus und Numerus zur Form der Anapher passen und semantisch kompatibel sind. Ein Identifizierungsproblem kann evtl. in folgendem Satz auftreten:

"Die expositorische Textsorte "Essay" stellt besondere Anforderungen an die Textplanungsstrategie des Lernenden, da **er** die folgenden Charakteristika aufweist:..." (Hünig 1979, 28)

Aufgrund von Selbstbeobachtung habe ich die Hypothese, daß der Leser dieses Satzes zunächst versucht, den Rückbezug zum Subjekt herzustellen, was an dem 'falschen' Genus scheitert; als nächstes findet er ein maskulines Nomen im Vorfeld – den Lernenden –, wird aber spätestens nach dem Doppelpunkt feststellen, daß nicht Charakteristika des Lernenden, sondern des Essays genannt werden. Diese fehlerhafte Verwendung der Anapher führt also zu einer Verzögerung in der Verarbeitung, im Extremfall auch zu einer leichten Verärgerung des Lesers.

Uneindeutigkeit des Bezugs liegt auch im folgenden Textbeispiel vor:

"Schließlich wird die mathematische und numerische Konstruktion der modellunabhängig geglätteten seismischen Intensität vorgenommen. **Ihre** Charakteristika erlauben es, örtliche Abweichungen des Intensitätsabnahmmodells zu beschreiben ..." SEIS a1

²⁶⁶ Sowohl bei Pause (1984) wie auch bei Nieragden (1991) mit dem Titel "Anmerkungen zur Disambiguierung polyreferentieller anaphorischer Pronomina: Sprachliche Struktur und außersprachliches Wissen" wird das nahegelegt.

²⁶⁷ Nach Ludger Hoffmann handelt es sich um eine "schrittweise Reorientierung in der linearen Kette, bis das passende, thematisch verträgliche Objekt gefunden ist" (Hoffmann 1992, 41). Ich vermute allerdings, daß das selektiv geschieht und daß nicht *alle* Elemente der linearen Kette rückwärts abgearbeitet werden, sondern nur die prominenteren, als Bezugselemente geeigneten sprachlichen Einheiten.

Das Problem resultiert daraus, daß bei den Possessivanaphern ein Rückbezug zum Subjekt des gleichen oder des vorhergehenden Satzes ebenso wahrscheinlich ist wie ein Rückbezug zu einem Substantiv im Umfeld. Hier hätte der Autor folglich dem Leser die Zuordnung erleichtern müssen.

Auch andere Autoren trauen ihren Lesern manchmal eine sichere Zuordnung zu, obwohl sie Unklarheiten nicht vermeiden:

"Wilhelm von Ockham etwa hat mehrfach darüber nachgedacht, wie der Fürst, ohne selbst Experte in Glaubensfragen sein zu können, doch mit Hilfe **seiner** Experten verantwortungsbewußt eine Entscheidung im Streit der Zeit fällen könne. In **seinen** früheren Schriften verweist er die Herrscher mehrfach unmittelbar an ihre Ratgeber ..." UNIV a43

Hier muß der Leser das erste Possessivum auf den Fürsten, das zweite dagegen auf Wilhelm von Ockham beziehen. Ich vermute, daß der Autor sich darauf verläßt, daß mit den einleitenden Worten der Proposition eine Erwartung beim Leser geweckt wird ("hat sich mehrfach geäußert"), auf deren Erfüllung der Leser noch wartet, so daß die Anapher in "seine früheren Schriften" in dieses noch offene Thema bzw. in das propositionale Gefüge eingebettet werden kann.

Auch im Bereich der Anaphern habe ich Textstellen als ambiguitätsverdächtig klassifiziert. Es ist jedoch schwer möglich zu beurteilen, ob bei dem vom Autor konzipierten Leserkreis eine Unsicherheit entsteht oder ob nur mangelnde Fachkenntnis eines Lesers den Anschein von Ambiguität hervorruft. Der folgende Beleg ist ein Beispiel:

"So wird das Dien 42 in Gegenwart von Amin leicht aus 41 gebildet. Nichtsdestoweniger hat die Reaktion von 41 mit Furanen in Abwesenheit gehinderter Amine auch bei 0 Grad C und darunter genügend Triebkraft, um ... zum überbrückten Methylentetrahydropyran 44 (Klasse B) zu führen. Insgesamt gesehen ermöglicht es uns die Trifluoracetat-Methode,..." CYCL a21

Hier werden so viele chemische Elemente in schneller Folge genannt, daß der Leser ohne Fachkenntnisse nach meiner Auffassung ein Identifizierungsproblem bekommt – was für den Fachkundigen dagegen unwahrscheinlich ist.

7.8.2. Vermeidung von Anaphern

Schon zu Beginn wurde deutlich, daß der Gebrauch von Anaphern in Sprechhandlungen mit komplexem Inhalt ein Risiko in sich birgt. Auch wenn es dem Autor gelingt, durch bewußte (Selbst-)Kontrolle Ambiguität zu vermeiden, kann er sich nicht immer sicher sein, ob die Leser in der Lage sind, das fragliche Objekt lange genug im Fokus zu halten, um das π -Element mit minimalem Aufwand wieder zur Verfügung zu haben. In § 7.1.1. wurde schon darauf hingewiesen, daß ein Rückbezug auf Sachverhalte oder auf nicht nominal verbalisierte Aspekte selten vorkommt. Meist wird ein deiktischer Ausdruck einge-

setzt, wenn ein propositionaler Gehalt Thema einer Sprechhandlung sein soll, d.h. dann ist eine Neufokussierung notwendig:

"Lewin selbst sprach nicht von "Dialektik", aber es ist höchst bemerkenswert, daß andere Ganzheitstheoretiker – und zwar solche mit ansonsten durchaus konträren Auffassungen, wie etwa William Stern, Othmar Spann oder Vertreter der Leipziger Schule – **dies** immer wieder getan haben". (PERS a24)

Zwar kann der Autor sicher sein, daß seine erste Auskunft (Lewin sprach nicht von Dialektik) trotz des langen Einschubs noch im Gedächtnis von H verfügbar ist; er kann aber dennoch nicht mit einer Anapher fortfahren, da der gemeinte propositionale Teil nicht als so prominent hervorgetreten ist, daß er thematischen Wert bekommen hat. Die Autoren verlangen weder hier noch sonst von ihren Lesern, einen Bezug zu einem Objekt herzustellen, das ein Sachverhalt ist. So wie im Zitat oben ist diese Vermeidung häufig identisch mit Neufokussierung. Nicht immer gibt es dafür eine Notwendigkeit. Dieses Phänomen ist auch von anderen Textarten bekannt. Ein Beispiel aus einer Betriebsanleitung stellt Ehlich (1994c, 128) vor:

"Sollte die Düse doch einmal verstopft sein, reinigen Sie **diese** mit einer Nadel."

Da die thematische Orientierung des Lesers auf "die Düse" noch vorhanden ist, ist die Deixis *diese* gegenüber dem phorischen Element *sie* eindeutig die schlechtere Lösung, denn der Leser fragt sich vergeblich, welche Neuorientierung er an dieser Stelle vornehmen sollte.

Parallele Beispiele zu dem letzten finden sich auch im Korpus:

"Während hochwertige Mikrofone kaum Korrekturen benötigen, muß der Leistungsfrequenzgang der Lautsprecher geglättet werden, da **dieser** für die in das Schallfeld eingebrachte Energie entscheidend ist ..." ACUS a29

Die Anapher *er* wäre hier angemessen, da der Leser nicht durch andere Elemente abgelenkt wird und die propositionale Struktur gut übersehbar ist. Die Neufokussierung ist somit redundant bzw. es handelt sich um eine *Überfokussierung*. Dasselbe gilt für den nächsten Beleg:

"Liegt zur Schätzung von (**F) nicht nur die Stichprobeninformation (x, y) vor, sondern ... , so kann man den genannten Quasi-Minimax-Schätzer **F (1-4) ermitteln. **Dieser Schätzer** nutzt die Vorinformationen ..." APPR a3

Ähnliche Textstellen ließen sich aus den meisten Korpus-texten herausziehen. Es scheint, als traue man dem Leser bei einem deiktischen Ausdruck oder der Kombination von Deixis und Symbolfeldausdruck eine sicherere Identifikation zu. Wie oben gesagt, kann das unter Umständen aber einen entgegengesetzten Effekt haben, wenn nämlich unklar ist, ob Redundanz vorliegt oder doch ein neues Thema gesetzt wird.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß viele Autoren offenbar meinen, die Paraphrasierung, die symbolische und deiktische Mittel kombiniert, wobei die Deixis

xis durch den Rückverweis als Verbindungselement wirkt, sei das beste und sicherste Verfahren zur Aufmerksamkeitslenkung. Darin zeichnet sich ein Problem der Textorganisation in Wissenschaftlichen Artikeln ab.

Es scheint, daß in der Planungspraxis einiger Autoren deiktische und phorische Prozeduren miteinander als scheinbar gleichwertige konkurrieren; die Auswahl erfolgt im Einzelfall nach dem Kriterium, wie sicher die Identifizierung des Verweisobjekts oder der Bezugsphrase damit gelingen kann. Der Hauptvorteil der deiktischen Ausdrücke ist unter diesem Aspekt, daß sie mit Symbolfeldausdrücken kombiniert werden können, was anscheinend jedes Mißverständnis ausschließt. Die phorische Prozedur hat aber ihren Vorteil gerade in der Ersparung der damit oft verbundenen Redundanz. Nicht alle Autoren scheinen diese Besonderheit zu erkennen und einen Vorteil darin zu sehen. Sie verhalten sich skeptisch dazu. Das ist insofern bedauerlich, als ein kompetenter Umgang mit den Möglichkeiten der phorischen Prozedur dem Leser seine 'Arbeit' erleichtern würde.

7.9. Zur Opposition von Deixis und Anapher

7.9.1. Die Differenz der Prozeduren

In den beiden letzten Kapiteln ist bereits viel über die Unterschiede zwischen Deixis und Phorik gesagt worden, hinsichtlich der Mittel wie auch der Prozeduren. In diesem abschließenden Punkt soll durch eine Gegenüberstellung noch einmal herausgearbeitet werden, daß und inwiefern es sich um eine Opposition handelt. Dies ist auch der Ort, um deutlich zu machen, welche verschiedenen Konsequenzen beide Prozeduren – je nach Art und Häufigkeit ihrer Realisierung – für die Textorganisation der einzelnen Wissenschaftlichen Artikel haben.

Geht man von den Einheiten des Sprachsystems aus, so liegt mit der Anapher ein sehr einfaches, funktional bestimmtes sprachliches Element vor. Funktion und Bedeutung sind nicht voneinander zu trennen: Die einzigen formalen Merkmale, die Anaphern haben, dienen zur Herstellung des Rückbezugs zu genus-, kasus- und numerusbestimmten sprachlichen Einheiten. Insofern kann man festhalten, daß ihr Wirkungsfeld primär die Verbindung zwischen dem π^H -Bereich und dem p-Bereich, also der sprachlichen Seite der Kommunikation, ist. Mit anderen Worten: Eine Anapher veranlaßt H, das Thema der aktuellen Sprechhandlung in dem von S zuvor Geäußerten zu suchen; der Weg zur Identifizierung des schon im Fokus befindlichen Objekts geht dabei über die Identifizierung eines sprachlichen Bezugselements, des Antezedens, d.h. auch über die Auswertung von dessen sprachlichen Merkmalen im Vergleich mit denen der

Anapher. (Von den abweichenden Verfahren mit der Anapher/ Katapher *es* soll hier nicht die Rede sein.)

Das Wirkungsfeld der Deixis ist – ebenfalls ausgehend von den sprachlichen Formen der deiktischen Elemente – anders zu bestimmen: Einheiten wie *ich*, *hier*, *so* weisen sich durch ihre Unveränderlichkeit als Entitäten aus, die nicht für Rückbezüge auf morphologisch variable sprachliche Elemente geschaffen sind, denn die Verweisprozedur zielt auf Nichtsprachliches. Auch die Flexion von *dieser* resultiert nur aus seiner adjektivischen Qualität, nicht aus seiner anadeiktischen Funktion. Deixeis operieren auf dem sprechsituationsbezogenen Wissen von Sprecher und Hörer, also den Bereichen π^S und π^H , die durch die Aktivitäten der Interaktanten koordiniert werden. Neben der Gemeinsamkeit der Bindung an die Sprechsituation orientieren die verschiedenen deiktischen Einheiten den Hörer auf eine Dimension: H erfährt dadurch, welche allgemeine Bestimmung der Sprechsituation – die personale, temporale, lokale Dimension z.B. – vom Sprecher als Zeigebereich jeweils herangezogen wird; innerhalb dieses Bereichs befindet sich das zu fokussierende Element. Aus der Dimensionalität ergibt sich nebenbei ein weiterer Unterschied zur Phorik: Das System der Deixis ist funktional viel stärker differenziert, wie schon der Mittelbestand zeigt. Bei dem phorischen System finden wir nur eine Genusdifferenzierung, die die morphologische Zuordnung zu sprachlichen Einheiten ermöglicht. Auch fällt auf, daß die phorische Prozedur sich nur in wenigen Fällen mit anders gearteten Prozeduren so eng verbinden läßt, daß ein Kompositum entsteht – ganz im Gegensatz zur Prozedur der Neufokussierung, die einer Kompositabildung offenbar nicht im Wege steht, was das sprachliche System des Deutschen sehr bereichert hat.

Der grundlegende Unterschied zwischen der Beibehaltung eines Fokus auf einem bereits verbalisierten Bezugselement und der Fokussierung von situativ Gegebenem erfährt eine Relativierung im Textraum: Anaphorik und Anadeixis im Textraum sind sich prozedural z.T. ähnlich, was die Objektdeixis angeht. Beide haben es mit Elementen des Vortexts zu tun, die bereits mental bei H/L präsent sind. Sie unterstellen eine bei H schon erfolgte Scheidung in thematische und rhematische sowie wichtige und weniger wichtige propositionale Teilgehalte. Deren Versprachlichung ist bei beiden Prozeduren das "Material", um im einen Fall das zu fokussierende, im anderen Fall das schon im Fokus befindliche Objekt zu identifizieren. Textraum und Wissensraum sind einander angenähert. Das Verweisobjekt der deiktischen wie auch das schon fokussierte Objekt der phorischen Prozedur kann in der Form eines Textzitats oder einer Paraphrasierung angegeben werden.

Die Prozeduren erfordern aber auch im Textraum verschiedene Modi der Verarbeitung. Der entscheidende Unterschied liegt darin, daß mittels der deiktischen Prozedur eine spezifische *Veränderung* im Wissensraum von H vorge-

nommen wird, indem ein Objekt aus dem Textraum *neu* fokussiert wird, um es als Teilelement einer Sprechhandlung zu benutzen. Mittels der phorischen Prozedur wird dagegen eine vorhandene Orientierung bei H bestätigt und kontiniert, so daß sie als thematisches Element weitergeführt werden kann.

Eine weitere Unterscheidung ergibt sich, wenn man den mentalen Aufwand berücksichtigt. Während die deiktische Prozedur einen zweifachen mentalen Aufwand erfordert – Finden des Verweisobjekts, Neufixierung der Aufmerksamkeit –, impliziert die phorische Prozedur die bloße Aufrechterhaltung einer mentalen Fokussiertheit; sie ist damit grundsätzlich weniger aufwendig. Das gilt allerdings nur, sofern es dem Hörer auch über größere Textstrecken hinweg gelingt, die vom Sprecher gewollte Orientierung aufrechtzuerhalten, was je nach Schwierigkeit des Textes mehr oder weniger große Konzentration erfordert. Läßt diese Konzentration – etwa aus Ermüdung – vorübergehend nach, kann die phorische Prozedur in Gefahr geraten, daß sie mißlingt bzw. nicht schnell genug gelingt. Im Falle des Mißlingens wird H/L noch einmal zurückkehren und die Verarbeitung des vorangegangenen Textteils wiederholen, sofern es ihm auf vollständiges Verstehen ankommt.

Die Opposition wird noch deutlicher, wenn man sich klarmacht, daß eine Anapher zwar manchmal durch eine Anadeixis ersetzt wird, beide aber dennoch nicht austauschbar sind. Wenn ein anaphorischer und ein anadeiktischer Ausdruck in großer Nähe auftreten, fungiert die Deixis geradezu als eine Umschaltung: Sie blockiert den Rückbezug auf das etablierte Thema und setzt ein anderes Objekt an dessen Stelle im Fokus von H. Auf diese Weise wird häufig ein möglicher Rückbezug auf das Subjektsnomen durch eine Anadeixis ausgeschlossen. Zur Verdeutlichung führe ich zwei Belege auf, in denen die gemeinte Umschaltung geschieht:

"Als der Verfasser Herrn S. kennenlernte, war **der** 25 Jahre alt..." KONT a9

"Der Therapeut muß also **seine** Gegenübertragungswiderstände überwinden, was unterschiedliche Lernprozesse voraussetzt und umfaßt, damit sich **seine** Beziehung zum Patienten ändern kann und sich folglich für **dessen** Entwicklung neue Chancen auftun," KONT a55

Es scheint, als habe sich im Textraum so etwas wie eine Arbeitsteilung herausgebildet: Mit einem deiktischen Ausdruck wird ein Objekt refokussiert, das nicht im Bereich eines phorischen Ausdrucks liegt, also bestimmten Kriterien von Thematizität nicht entspricht. Position und syntaktische Funktion des Antezedens werden dabei berücksichtigt. Allerdings kann nicht erwartet werden, daß auf diese Weise zwei deutlich abgrenzbare Textbereiche für entweder deiktische oder phorische Bezüge entstehen; die Frage, was in einer Sprechhandlung prominent genug für eine phorische Prozedur ist, wird von den Autoren zudem nicht immer in gleicher Weise entschieden. Aus der Tatsache, daß nicht alle

Autoren sich der funktionalen Unterschiede deutlich bewußt sind, folgt m.E. keine Widerlegung der gegebenen allgemeinen Bestimmungen.

Auch die Frage, wie präzise und eindeutig die anaphorischen Bezüge und anadeiktischen Verweise sind, soll hier noch einmal angesprochen werden. Es sieht so aus, daß Vagheit bei den Anaphern fast nicht auftritt, anders als in der alltagssprachlichen Kommunikation. Dies ist allerdings Resultat einer sehr zurückhaltenden Nutzung der phorischen Prozedur, die bis zur Vermeidung geht (siehe § 7.8.2.).

Bei den deiktischen Einheiten läßt sich das nicht so allgemein sagen: Besonders die Analyse der Verwendungen von *hier* und *so* hat gezeigt, daß die Fokusbildung nicht in jedem Fall präzise ist. Solche Vagheit ist im Korpus allerdings nur dann festzustellen, wenn das Verständnis der Sprechhandlung insgesamt nicht von dem Resultat der deiktischen Prozedur abhängig ist. Hier besteht also ein weiterer Unterschied zwischen den beiden Prozedurentypen: Während die phorischen Prozeduren *immer* für das Verständnis der Sprechhandlung wesentlich sind, gilt das für die deiktischen in unterschiedlichem Ausmaß. Ein *so*, dessen Verweisinhalt verschwommen ist, kann im Leseprozeß eher als akzeptabel erscheinen als eine unklare Anapher. Das kann z.T. erklären, warum Deixis häufiger und mit weniger Vorsicht eingesetzt werden.

7.9.2. Wirkung auf die Textorganisation

Vergleicht man, von der Textoberfläche ausgehend, die Anzahl deiktischer und phorischer Elemente, so gibt es in allen Texten eindeutig mehr Deixis. Dies steht in Widerspruch zu Weinrichs Aussage, daß "Referenz-Pronomina in der Mehrzahl der Fälle thematisch" seien, d.h. daß *er/sie/es* in Texten generell häufiger vorkommen als z.B. der Ausdruck *dies-*, der in Weinrichs Terminologie "rhematisch" heißt (Weinrich 1993, 374). Diesen Widerspruch deute ich als Hinweis auf einen Unterschied der Textart Wissenschaftlicher Artikel zu anderen, von Weinrich berücksichtigten Textarten. In Wiederholung und Ergänzung von oben angeführten Merkmalen der Phorik läßt sich genauer begründen, warum die deiktischen häufiger verwendet werden:

1. Die Objektdeixis ermöglicht die Aktualisierung beliebiger Objekte, die sprachlich schon präsent waren, ohne thematisch zu sein. Neufokussierung kann dann der Thematisierung oder der (erneuten) Einbindung in den propositionalen Gehalt dienen.
2. Nur mittels der deiktischen Prozedur ist es möglich, eine oder mehrere Propositionen zusammenfassend zu fokussieren und zum Thema einer neuen Sprechhandlung zu machen. Die phorische Prozedur leistet keine derartige Zusammenfassung. Die sachverhaltsbezogene Verwendung der Anapher *es* ist im Textraum nur kataphorisch-expletiv möglich. Der Vorteil ist, daß die

von H geforderte Gewohnheit des Rückbezugs auf ein den Klassenmerkmalen entsprechendes sprachliches Antezedens (Neutrum Singular) nicht in Frage gestellt wird.

3. Deiktische Einheiten sind nicht nur stärker funktional differenziert, sondern sind sprachgeschichtlich auch vielfältige Verbindungen mit Einheiten anderer Felder eingegangen. Es sind Wortverbindungen entstanden, die z.T. operative Aufgaben wahrnehmen, unter Ausnutzung der deiktischen Prozedur. Daraus ergibt sich, daß diese auch quantitativ in Texten und Diskursen eine größere Rolle spielt.
4. In vielen Fällen sind anaphorische Weiterführungen aufgrund von sprach-internen Strukturen ausgeschlossen. Eine Weiterführung eines – mehr oder weniger komplexen – sachlichen Gehaltes erfordert in Verbindung mit einer Präposition im Deutschen einen partiell deiktischen Ausdruck der Gruppe *dabei*, *damit* etc. Entsprechende phorische Formen sind nicht gebildet worden. Eine Verbindung von Präposition und Anapher zu einem Präpositionalobjekt ist zumindest ungewöhnlich²⁶⁸, außer wenn es um Personen geht.

Soweit eine deiktische Prozedur im Sprechzeitraum erfolgt, d.h. auf Teile der zerdehnten Sprechsituation verweist, beeinflußt sie die Textorganisation nicht direkt. Bei der Behandlung der Sprecherdeixis in den Korpus-texten wurde aber deutlich, daß der Verweis auf die Person des Autors/der Autoren meist textorganisatorischen Zwecken dient, weil die betreffenden Sprechhandlungen genau diese Organisation zum Thema haben. Für die Textorganisation wichtig sind vor allem die deiktischen Ausdrücke, mit denen im Textraum verwiesen wird; dabei wird sehr oft die Zusammenfassungspotenz von Deixis genutzt. Sie ermöglicht eine Art von thematischer Progression, die meines Wissens von Daneš nicht einbezogen wurde. Propositionale Gehalte oder größere Zusammenhänge können verdichtet und für weitere Prädikationen 'handhabbar' gemacht werden. So ergibt sich die Möglichkeit einer Fortsetzung auf höherer Stufenleiter, könnte man sagen.

Bei umfangreicheren phorischen Prozeduren findet eine andere Art der Verdichtung des Textes statt, insofern als einem Objekt eine Reihe von Prädikationen zugeordnet werden können. Ludger Hoffmann (1997) spricht dann von einem "konstanten Thema". Es findet so eine sukzessive Anreicherung mit Wissensbestandteilen statt, bzw. ein Wissensbereich wird allmählich ausgebaut. Diese Möglichkeit wird von den Autoren der Wissenschaftlichen Artikel des Korpus überraschend wenig genutzt. Statt dessen treten symbolische Mittel in

²⁶⁸ Die Verbindung ist aber offenbar nicht ungrammatisch, denn solche Syntagmen lassen sich an einigen Stellen im Korpus auffinden.

den Vordergrund, um die thematische Struktur z.B. eines Textabschnitts anzuzeigen. Ein Autor kann z.B. zu Beginn mitteilen, daß es drei Verfahren gibt, eine bestimmte Aufgabe zu lösen. Er kann dann die drei Verfahren nacheinander behandeln. Die so zu erzielende Strukturierung erfordert andere, aber wahrscheinlich keine geringeren Aufmerksamkeitsleistungen von H, der den einleitenden Satz über einen längeren Textraum hinweg als Gliederungsprinzip sich bewußt halten muß.

Diejenigen Texte, die das Mittel der Deixis gehäuft einsetzen, um rhematische Teile herauszugreifen und durch Neufokussierung zu thematischen Elementen zu machen, zwingen den Leser zu einer häufigen und schnellen Umorientierung, verbunden mit Suchprozeduren. Zwar erweckt die Anadeixis den Anschein, H müsse ja nur einen schon bekannten propositionalen Teilgehalt weiter verarbeiten; allzu häufige Neufokussierung sorgt aber dafür, daß H in jeder Proposition auch ein neues Arrangement von Bestandteilen zu verarbeiten hat, so daß die wechselnden Foki ein sekundäres Orientierungsproblem erzeugen, und zwar auch und gerade dann, wenn die einzelnen deiktischen Prozeduren gelingen: Textpassagen mit gehäuften Deixiseinsatz führen zu einer Diffundierung der Aufmerksamkeit, evtl. verbunden mit dem 'Gefühl' beim Leser, den Überblick oder den 'roten Faden' zu verlieren. Die Identifizierung von Teilthemen und deren Zusammenhang oder Hierarchie kann dadurch erschwert werden, der Zeitaufwand für das Verstehen der einzelnen Sprechhandlungen steigt.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen deiktischen und phorischen Prozeduren im Textraum ist, daß phorische Prozeduren nur in sehr engen Grenzen möglich sind, nämlich innerhalb der semiotisch gebildeten Einheit des Abschnitts. Deiktische Elemente dagegen können den Leser dazu bringen, seinen Fokus auf Textelemente über die Abschnittsgrenze hinweg zu richten. Diese 'Großräumigkeit' der Prozedur ist für bestimmte Verarbeitungsprozesse auf einer höheren Hierarchiestufe wichtig. Mit dem Ausdruck "Hierarchie" wird hier auf das Konzept der textuellen Makrostruktur angespielt (van Dijk 1980). Wenn man dieses Modell zugrundelegt, scheint die phorische Prozedur auf mikrostruktureller Ebene abzulaufen, die deiktische auf mikro- und makrostruktureller Ebene, d.h. mit deiktischen Einheiten kann ein Sprecher zurückverweisen auf Objekte (Sachverhalte etc.), die "Makropropositionen" sind. Sekundär kommt also durch den anadeiktischen Rückverweis auch eine Verknüpfung von Makropropositionen zustande, oder, auf die semiotische Struktur bezogen, eine Verknüpfung von Textabschnitten.

Ein letzter Gedanke zum Thema der Textorganisation hat – wie die vorherigen – den Charakter einer Hypothese, der durch weitere Untersuchungen nachzugehen ist. Die z.T. beobachtete Vermeidung von Anaphern ist hier noch einmal aufzugreifen. Der auf den Phorikgebrauch bezogene Textvergleich von ETHN und GEOG (§ 7.3.3.) warf die Frage nach dem Grund des unterschiedlichen

Umgangs mit der Phorik trotz der sonstigen Nähe der Texte auf. Es wurde vermutet, daß der Autor von GEOG die phorischen Mittel für weniger verträglich mit wissenschaftlicher Sprache hält und daher mehr symbolische und deiktische Mittel einsetzt, durchaus zum Nachteil für seinen Text, dessen Unterthemen so schlechter erkennbar sind. Ob eine solche negative Einstellung unter Autoren wissenschaftlicher Texte verbreitet ist, müßte geprüft werden. Wenn das so wäre, ist über die Folgen nachzudenken. Mir scheint, daß die starke Einschränkung im Gebrauch eines sprachlichen Mittels, das früher einmal ein besonderes Merkmal deutscher Wissenschaftssprache war, eine Verarmung bedeutet.

8. Abschließende Zusammenfassung und Ausblick

Ziel der hier vorgestellten Untersuchung war es, Strukturmerkmale einer Textart mithilfe von empirischem Material zu erforschen. Dabei war eine grundlegende Überzeugung, daß es nicht ausreicht, eine Textart mit so generellen Adjektiven wie "schriftlich – mündlich" oder "expositorisch" zu charakterisieren; auch inhaltlich gliedernde Einteilungen wie die von van Dijk (1980) in "Problemstellung" und "Lösung" sind zu allgemein (Püschel 1994, 130). Nur eine detaillierte und begründete Darstellung der Funktion und der relevanten Strukturen einer Textart kann deren Besonderheiten offenlegen. Von den tatsächlich relevanten Strukturen konnten nur die behandelt werden, die speziell mit der Steuerung der Aufmerksamkeit des Lesers zu tun haben.

Um die Strukturen zu beschreiben, war es erforderlich, vom *Textbegriff* auszugehen, denn erst auf dieser Grundlage kann das kommunikative Handeln mit und in Texten in seinen einzelnen Momenten und Prozeduren beschrieben werden. Die Form der Schriftlichkeit ist, wie sich zeigte, für die Textorganisation insofern wesentlich, als sie dem sprachlichen Handeln Formen 'zur Verfügung stellt', die eine Vertextung auch derjenigen prozeduralen Teiltätigkeiten ermöglichen, die primär nur im sympraktischen Umfeld stattfinden können (vgl. § 4.5.). Diese nichtsprachlichen Formen unterliegen in wissenschaftlichen Texten einer starken Tendenz zur Standardisierung.

Um die Funktion der Textart zu beschreiben, war es erforderlich, deren Einbettung in die wissenschaftliche Kommunikation als ganze deutlich zu machen, denn davon sind die Anforderungen, die an Wissenschaftliche Artikel gerichtet werden, abhängig. Die Objektivität des Zwecks der Textart ist deren Kern. Das heißt aber nicht, daß die Texte diesem Zweck in allen Einzelheiten entsprechen. Nicht nur gibt es Fehlanwendungen einzelner sprachlicher Mittel – also auch im Bereich der Deixis und der Phorik –, es können auch ganze Texte Bestimmungen der Textart zuwiderlaufen²⁶⁹.

In Kap. 3 wurde herausgearbeitet, daß der Wissenschaftliche Artikel manifest erst zu einem Zeitpunkt in der Wissenschaftsentwicklung auftrat, als ein gesellschaftlicher Bedarf nach Wissenserweiterung nicht mehr nur stellenweise, sondern in großem und stets wachsendem Umfang bemerkbar wurde, zunächst in den naturwissenschaftlichen Disziplinen, in der Medizin und einigen anderen. Die wesentlichen Merkmale der Textart resultieren aus der Notwendigkeit, eine Kommunikationsform zu haben, die es auch schon vor Abschluß von umfangreicheren Forschungen erlaubt, der 'Fachwelt' Mitteilung darüber zu machen. Als dieses schnelle und flexible Kommunikationsinstrument wurde und wird

²⁶⁹ Entsprechende Beobachtungen an zwei Texten des Korpus wurden zwar herausgearbeitet, können aber in die vorliegende Arbeit nicht mehr integriert werden.

die Textart von allen, auch den neu entstehenden, Disziplinen selbstverständlich übernommen. Über die bloße Mitteilung hinaus sind dem Artikel damit zusammenhängende Aufgaben zugewachsen, was z.B. daraus erklärlich ist, daß neue Erkenntnisse häufig brisant sind und der argumentativen, legitimierenden Absicherung bedürfen. Der Bedarf an Argumentation und Legitimation ist weiter dadurch gewachsen, daß in vielen Wissenschaften – bedingt durch die institutionell oktroyierte innerwissenschaftliche Konkurrenz – ein pluralistisches Nebeneinander sich ganz oder teilweise widersprechender Theorien entstanden ist. Beide Entwicklungen haben aber auch dazu beigetragen, daß die Autoren der Textart ihren Leserkreis nicht einfach nach dem Abbild der eigenen Person modellieren können, sondern dessen Voraussetzungen, Interessen und Verstehensfähigkeit in die Textkonzeption einbeziehen, um diesen Lesern eine schnelle und sichere Aneignung des gebotenen Wissens zu ermöglichen. Die Frage, wie ein solcher Text aufgebaut und geschrieben ist, wie seine äußere und innere Organisation aussieht, ist damit wichtiger geworden. Aus dem gesellschaftlichen Nutzen und der Komplexität des zu übermittelnden Wissens läßt sich ableiten, daß in der Textart eine Reihe von formalen Kennzeichen ausgebildet worden sind, die teils sprachlich, teils nichtsprachlich sind.

Deixis und Phorik wurden als Mittelbereiche analysiert, die verschiedenen Feldern zuzuordnen sind – dem Zeigfeld und dem operativen Feld – und bezüglich ihrer Wirkung auf die Aufmerksamkeit eines Lesers in der Opposition von Kontinuierung vs. Veränderung stehen. Wie sich zeigte, wird die spezielle textorganisatorische Potenz der Phorik, nämlich die Möglichkeit, ein Thema phasenweise "konstant" zu verfolgen und dies sprachlich deutlich zu machen, fachspezifisch unterschiedlich genutzt. Die (im Vergleich zu vorherigen Erwartungen) geringe Frequenz der Ausdrücke in mathematisch-technisch-naturwissenschaftlichen Artikeln wurde z.T. auf textorganisatorische und (fach-)sprachliche Besonderheiten in diesen Fächern zurückgeführt. Es wurde darüber hinaus vermutet, daß die Möglichkeit des Scheiterns bzw. der Vagheit der phorischen Prozedur für manche Autoren ein Argument gegen ihren Einsatz war.

Auch die Quantität der deiktischen Ausdrücke in den Texten entsprach nicht den Erwartungen, allerdings in umgekehrter Richtung: Wegen der Aufhebung der Einheit der Sprechsituation wurde angenommen, daß Deixis nur sehr beschränkt auftreten können. Tatsächlich ist aber die Frequenz deiktischer Ausdrücke überraschend hoch. Es sollte in Zukunft an weiteren Texten überprüft werden, ob die Deixis in Texten im Vergleich mit Diskursen nicht sogar eine größere Häufigkeit und vor allem eine größere Vielfalt aufweist. Diese Vielfalt reduziert daraus, daß einerseits trotz der Zerdehnung der Sprechsituation ein Bedarf besteht, auf bestimmte Momente dieser Situation zu verweisen; andererseits und zusätzlich werden Deixis im Textraum sehr differenziert und teilweise textartspezifisch für die Aufmerksamkeitssteuerung genutzt. Dabei wer-

den das fachliche wie auch das sprachliche Wissen von Sprecher und Hörer in den Verstehensprozeß integriert.

Insgesamt wurde deutlich, daß die deiktische und die phorische Prozedur des sprachlichen Handelns die Textorganisation auf eine Weise mitbestimmen, die zwar weniger offen zutage tritt als z.B. die semiotisch wirksame inhaltlich-formale Textgliederung, aber hinsichtlich der Aufmerksamkeitssteuerung sehr nachhaltige Wirkungen hat. Püschel spricht in bezug darauf von Maßnahmen, mit denen

"die Schreibenden die Lesenden - bildlich gesprochen - bei den Händen (nehmen) und sie durch den Text (führen)". (Püschel 1994, 133)

Alle Korpustexte bzw. deren Autoren nutzen die hier besprochenen Prozedurentypen, mehr oder weniger selbstverständlich. Im einzelnen läßt sich daraus erschließen, wo und wie die Autoren bestimmte mentale Tätigkeiten ihrer Leser einplanen und zugleich einfordern. Es läßt sich auch ableiten, welche Kapazität der Fokuskontinuierung und welches Zusammenhangswissen sie ihren Lesern zutrauen. Soweit das Korpus repräsentativ ist, kann man sagen, daß die Autoren der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer sich mehr als die anderen auf Fähigkeiten und Kenntnisse im symbolischen Feld stützen und verlassen. Dabei mag es ihnen primär um Klarheit und Eindeutigkeit gehen. Für den Verständigungsprozeß zwischen Autor und Leser hat das Konsequenzen: Die Koordinierung der Wissensstrukturen erfolgt vor allem symbolfeldbezogen, d.h. auf die alltagssprachlich erworbenen und vertrauten Orientierungshandlungen wird weitgehend verzichtet, womit vorhandene Steuerungs- und Verstehensmöglichkeiten unausgeschöpft bleiben. Für einen Teil der Korpustexte entsteht damit der Eindruck, daß die ökonomisierenden Potenzen der Fokuserhaltung kaum genutzt werden. Deiktische und symbolische Prozeduren können, funktional gesehen, keine Ersatzformen sein.

Beide Prozeduren sind aber nicht nur mikrostrukturell wirksam. Da, wo phorische Einheiten in einer Verkettung zusammengeschlossen sind, verschaffen sie zwei oder mehr Sprechhandlungen einen gemeinsamen Bezug. Durch die Fixierung der Aufmerksamkeit an einer Stelle ist eine leichtere Verarbeitung hinzukommenden propositionaler Gehalte möglich.

Dagegen haben deiktische Elemente zwei andere für die Textorganisation wesentliche vorteilhafte Wirkungen: Der Sprecher kann den Textraum, genauer: den bei H bereits aufgebauten in sich differenzierten und hierarchisierten Wissensraum, für Orientierungstätigkeiten nutzen. Diese Prozedur ist offenbar ein zentrales Mittel, um bei einem Adressaten komplexe Wissensstrukturen allmählich entstehen zu lassen. Zum zweiten kann er H dazu bringen, mehrere mental noch präsente Elemente zu größeren Einheiten zusammenzuschließen, also eine Art semantische Verdichtung vorzunehmen. Damit gewinnt besonders die Deixis im Textraum für die untersuchte Textart ein eigenes Profil.

Die Formen der Textorganisation mit phorischen und deiktischen Mitteln sind im übrigen nicht nur für das Verstehen, sondern auch für das Behalten des Gelesenen wesentlich.

Die korpusbezogenen Kapitel (Kap. 6 und 7) machen somit deutlich, daß der Erfolg der mit der Textart realisierten Interaktion nur durch eine enge "formale" Kooperation zwischen Autor und Leser zustandekommt. Diese verdankt sich dem gemeinsamen Zweck und wird im einzelnen durch die Textplanung und -gestaltung bestimmt, die der Autor bewerkstelligt. Es wurde versucht, anhand der prozeduralen Merkmale herauszufinden, welche Art von Kooperation eingefordert wird, wie sie u.U. auch erleichtert wird.

Entgegen einer häufigen Auffassung sehe ich nicht, daß deiktische und phorische Prozeduren bzw. deren Einheiten austauschbar sind. Auf Basis der hier dargestellten Resultate könnte aber die Auffassung vertreten werden, daß es einen Funktionsverlust des phorischen Teilsystems im Deutschen gibt, der partiell mit deiktischen Elementen ausgeglichen wird. Das kann und muß im Einzelfall zu *Überfokussierung* führen. Diese weiterführende These ist für verschiedene Text- und Diskursarten zu überprüfen.

Zum Abschluß kann hier noch einmal die interkulturelle Textlinguistik aufgegriffen werden, von der in § 3.1.6. die Rede war. In den Publikationen von Clyne und seinen Mitarbeitern wird mehrfach das Verhältnis von Autor und Leser thematisiert. Im interkulturellen Vergleich, so Clyne, sei die Schreibweise deutscher Autoren mehr gegenstandsbezogen, die der Englisch sprechenden Autoren deutlich mehr leserbezogen. Zur Unterstützung werden Formen der Textorganisation herangezogen, die je unterschiedlich gehandhabt würden: Textgliederung, thematische Entfaltung, textkommentierende Sprechhandlungen u.a. Abgesehen davon, daß die dokumentierten Differenzen für mehr Texte aus mehr Disziplinen und anderen Zeiträumen zu verifizieren wären, ist zu bedauern, daß die in der vorliegenden Arbeit behandelten Formen der Textorganisation bei dem Textvergleich keine Rolle spielten. Die große Zahl und funktionelle Vielfalt von Orientierungshandlungen spricht dafür, daß die Autoren den Ablauf des Verstehensprozesses beim Leser nicht einfach diesem selbst überlassen, sondern den Prozeß durch die sprachlichen Mittel der Deixis und der Phorik steuern, ihn hilfreich modifizieren und ökonomisieren. Die erfolgreiche Verständigung mit dem Leser kann von daher nicht gleichgültig sein. Die Autoren – nicht unbedingt *alle* Autoren – wissen sich durchaus in der Verantwortung nicht nur für den Inhalt und seine wissenschaftliche Qualität, sondern auch für das Gelingen der Rezeption.

Dabei kann es sein, daß Differenzen in der Modellierung des Adressaten bestehen, daß also deutsche Autoren den Adressatenkreis stärker mit dem der Fachkollegen identifizieren, während englisch-amerikanische Autoren bewußt einen erweiterten Kreis potentieller Leser ins Auge fassen, was Konsequenzen

z.B. für den Terminologiegebrauch hätte. Dieser Frage konnte in bezug auf das mir vorliegende Korpus nicht nachgegangen werden. Festzuhalten ist aber, daß ein Teil der Komplexität der wissenschaftlichen Sprache weder terminologiebedingt ist noch mit der Satzlänge und -konstruktion zusammenhängt, sondern auf der differenzierten Steuerung der Aufmerksamkeit beruht. Diese ist zwar nicht ohne mentale Anstrengung auf seiten des Lesers umzusetzen, hat aber positive Konsequenzen für das von beiden Interaktanten angestrebte Resultat: Die Verständigung gelingt leichter und sicherer als ohne derartige Prozeduren.

Wie wichtig die linguistische Klärung von Textartstrukturen für die wissenschaftliche Ausbildung, auch für die individuelle Beratung von Studierenden, ist, wurde in letzter Zeit verschiedentlich betont (Püschel 1994, Ruhmann 1995). Die zu Beginn erwähnten "Leitfäden" für das Verfassen wissenschaftlicher Texte beschränken sich ganz überwiegend darauf, formale Hinweise zu geben, die z.T. erst dann zur Anwendung kommen, wenn der eigentliche Prozeß des Verfassens weitgehend abgeschlossen ist. Die schwerwiegenderen "Schreibprobleme" von Studierenden bewegen sich aber häufig in einer anderen, grundsätzlicheren Dimension: Sehr oft geht es "um die Frage, was es denn eigentlich heißt, *wissenschaftlich* zu schreiben" (Ruhmann 1995, 95); direkt damit verknüpft ist die Frage, welche wissenschaftliche Leistung in einer bestimmten Textart erbracht werden sollte. Beide Fragen sind für das im Rahmen der wissenschaftlichen Sozialisation zu erwerbende Textartwissen sehr wesentlich, und zwar in textproduktiver wie auch in rezeptiver Hinsicht.

Eine Fähigkeit zur sicheren Beurteilung wissenschaftlicher Texte kann nur auf zweierlei Weise entstehen:

- a) durch jahrelangen reflektierten Umgang mit Texten einer Textart wie des Wissenschaftlichen Artikels, also durch Wissenserwerb auf nicht gelenktem, induktivem Wege;
- b) auf deduktivem Wege, also durch die Vermittlung von angewandt-linguistischen Erkenntnissen; dieser zweite Weg kann den ersten nicht ersetzen, aber doch abkürzen.

Ich hoffe, mit der vorgelegten Arbeit gezeigt zu haben, daß eine handlungstheoretische Analyse von Texten nicht nur möglich ist, sondern auch interessante Ergebnisse verspricht, nicht zuletzt hinsichtlich der Unterscheidung von Textarten.

Konsequenzen könnten diese Ergebnisse in verschiedenen Bereichen haben:

- Für jemanden, der wissenschaftliche Texte auf ihre Qualität hin beurteilen muß, ist es wichtig, sich der Textartstrukturen, also seines Textartwissens und darüber der Angemessenheit seiner Beurteilungskriterien zu versichern.

- Für jemanden, der seine eigene Schreibpraxis verbessern will, ist es wichtig, sich Wissen über die möglichen Formen der Textorganisation zu verschaffen und bewußt damit umzugehen.
- Für ausländische Deutschlernende, die mit wissenschaftlichen Texten – meist verstehend – umgehen, ist es erforderlich, Routiniertheit in den mentalen Prozeduren zu erwerben, wobei Deixis und Phorik besonders entscheidend sind für die Frage, wie mühsam oder leicht ein bestimmter Leser einen Text versteht.

Dazu ist wünschenswert, daß weitere Untersuchungen, sowohl an anderem Textmaterial als auch zu anderen Formen der Textorganisation, folgen.

Literatur

- Adelung, J. C. (1793/1970) Grammatisch–kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Leipzig. Nachdruck 1970 Hildesheim, New York
- Admoni, Wladimir (1976) Es handelt sich um es. In: *Wirkendes Wort* 26, 219-227
- Adorno, Theodor W. (1984) Der Essay als Form. In: *Philosophie und Gesellschaft. Fünf Essays*. Stuttgart: Reclam
- Adorno, Theodor W. et al. (Hgg.) (1969) *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied/Berlin
- Agricola, E. (1976) Vom Text zum Thema. In: Daneš, F. / Viehweger, D. (Hgg.) *Probleme der Textgrammatik*. Berlin (Studia grammatica XI), 13-27
- Altmann, Hans (1976) Die Gradpartikeln des Deutschen. *Untersuchungen zu ihrer Syntax, Semantik und Pragmatik*. Tübingen: Niemeyer
- Altmann, Hans (1993) Fokus–Hintergrund–Gliederung und Satzmodus. In: Reis, Marga (Hg.) *Wortstellung und Informationsstruktur*. Tübingen: Niemeyer, 1-38
- Ammon, Ulrich (1991) *Die internationale Stellung der deutschen Sprache*. Berlin/New York
- Anson, Chris M. (1988) Toward a multidimensional model of writing in the academic disciplines. In: Jolliffe, David A. (ed.) *Writing in academic disciplines*. Norwood, NJ: Ablex 1-33
- Antos, Gerd (1982) *Grundlagen einer Theorie des Formulierens. Textherstellung in geschriebener und gesprochener Sprache*. Tübingen: Niemeyer
- Antos, Gerd / Krings, Hans P. (Hgg.) (1989) *Textproduktion: ein interdisziplinärer Forschungsüberblick*. Tübingen: Niemeyer
- Asmuth, Bernhard (1977) Die Entwicklung des deutschen Schulaufsatzes aus der Rhetorik. In: Plett, Heinrich F. (Hg.) *Rhetorik. Kritische Positionen zum Stand der Forschung*. München: Fink, 276-292
- Austin, John L. (1962) *How to do things with words*. Oxford, NY: Oxford Univ. Press
- Babajlova, A. E. / Ki\aeava, L. M. (1984) Der Einfluß der inneren und äußeren Absatzstruktur auf das Verstehen fremdsprachiger Lehrtexte. In: *Deutsch als Fremdsprache* 21/2, 106-114
- Bahmer, Lonni (1991) *Antike Rhetorik und kommunikative Aufsatzdidaktik*. Hildesheim: Olms
- Barber, Bernard (1973) Der Widerstand von Wissenschaftlern gegen wissenschaftliche Entdeckungen. In: Weingart, Peter (Hg.) *Wissenschaftssoziologie I*. Frankfurt: Athenäum, 205-221
- Barnes, S. B. / Dolby, R. G. A. (1973) Das wissenschaftliche Ethos: Ein abweichender Standpunkt. In: Weingart, Peter (Hg.) *Wissenschaftssoziologie I*. Frankfurt: Athenäum, 263-286
- Baumann, Klaus-Dieter (1987) Ein Versuch der ganzheitlichen Betrachtung von Fachtexten. In: Hoffmann, Lothar (Hg.) *Fachsprachen – Instrument und Objekt*. Leipzig: Verlag Enzyklopädie, 10-22

- Baumann, Klaus-Dieter (1992) Ein interdisziplinärer Ansatz zur Untersuchung des Phänomens der Fachlichkeit von Texten. In: Gläser, Rosemarie (Hg.) Aktuelle Probleme der anglistischen Fachtextanalyse. Frankfurt a.M.: Lang, 36-47
- Bazerman, Charles (1981) What written knowledge does: Three examples of academic discourse. In: Philosophy and Social Science 11, 361-387
- Bazerman, Charles (1988) Shaping written knowledge. The genre and activity of the experimental article in science. Wisconsin: Univ. of Wisconsin Press
- Beaugrande, Robert-Alain de / Dressler, Wolfgang U. (1981) Einführung in die Textlinguistik. Tübingen: Niemeyer
- Becker, Howard S. (1994) Die Kunst des professionellen Schreibens. Ein Leitfaden für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Frankfurt, New York: Campus
- Becker-Mrotzek, Michael (1994) Schreiben als Handlung. In: Brüner, Gisela / Graefen, G. (Hgg.) Texte und Diskurse. Opladen: Westdeutscher Verlag, 158-175
- Betz, Manfred (1981) Rhetorisches Textherstellen als Problemlösen. In: Zeitschrift für Linguistik und Literaturwissenschaft H. 43/44, 11. Jg., 164 ff.
- Bellmann, Günther (1990) Pronomen und Korrektur. Zur Pragmalinguistik der persönlichen Referenzformen. Berlin: de Gruyter
- Beneš, Eduard (1969) Zur Typologie der Stilgattungen der wissenschaftlichen Prosa. In: Deutsch als Fremdsprache 6, 225-233
- Bernal, J. D. (1967) The social functions of science. Cambridge, Mass. (1st ed. 1939)
- Bernal, J. D. (1970) Wissenschaft. (Originaltitel: Science in History). Reinbek
- Bethke, Inge (1990) *der/die/das* als Pronomen. München: iudicium (Studien Deutsch, 11)
- Biber, Douglas (1989) A typology of English texts. In: Linguistics 27, 3-43
- Böhme, Gernot (1978) Wissenschaftssprachen und die Verwissenschaftlichung der Erfahrung. In: Zimmermann, Jörg (Hg.) Sprache und Welterfahrung. München: Fink, 89-109
- Braunmüller, Kurt (1977) Referenz und Pronominalisierung. Zu den Deiktika und Formen des Deutschen. Tübingen: Niemeyer
- Breuer, Dieter (1990) Vorüberlegungen zu einer pragmatischen Textanalyse (1972). In: Kopperschmidt, Josef (Hg.) Rhetorik, Bd. 1: Rhetorik als Texttheorie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 91-128
- Brinker, Klaus (1985) Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin: E. Schmidt
- Brinkmann, Hennig (1971) Die deutsche Sprache. Düsseldorf: Schwann
- Boost, Karl (1955) Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes. Berlin
- Brockhaus / Wahrig (1980) Deutsches Wörterbuch. Wiesbaden, Stuttgart
- Brodkey, Linda (1987) Academic writing as social practice. Philadelphia: Temple University Press

- Brüggemann-Klein, Anne (1995) Wissenschaftliches Publizieren im Umbruch. Bestandsaufnahme und Perspektiven aus der Sicht der Informatik. In: Informatik – Forschung und Entwicklung 10, 171-179
- Brünner, Gisela (1993) Mündliche Kommunikation in Fach und Beruf. In: Bungarten, Theo (Hg.) Fachsprachentheorie, Bd. 2: Konzeptionen und theoretische Richtungen. Tostedt: Attikon, 730-771
- Brünner, Gisela / Redder, Angelika (1983) Studien zur Verwendung der Modalverben. Tübingen: Narr, 39-67
- Brugmann, Karl (1904) Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen. Eine bedeutungsgeschichtliche Untersuchung. Leipzig
- Budin, Gerhard (1993) Wissenschaftstheoretische Aspekte der Erforschung von Wissenschaftssprachen. In: Schröder, Hartmut (Hg.) Fachtextpragmatik. Tübingen: Narr, 19-29
- Bühler, Karl (1934) Sprachtheorie. Jena: Fischer. Neudruck (1982) Stuttgart, New York: Fischer
- Bührig, Kristin (1996) Reformulierende Handlungen. Zur Analyse sprachlicher Adaptierungsprozesse in institutioneller Kommunikation. Tübingen: Narr
- Bünting, Karl-Dieter / Bitterlich, Axel / Pospiech, Ulrike (1996) Schreiben im Studium. Ein Trainingsprogramm. Berlin
- Buhlmann, Rosemarie / Fearn, Anneliese (1987) Handbuch des Fachsprachenunterrichts. Unter besonderer Berücksichtigung naturwissenschaftlich-technischer Fachsprachen. Berlin: Langenscheidt
- Bungarten, Theo (Hg.) (1981) Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription. München: Fink
- Bungarten, Theo (1986) Sprachliche 'Entfremdung'. In: Bungarten, Theo (Hg.) Wissenschaftssprache und Gesellschaft. Hamburg: Akademon, 22-43
- Buscha, Joachim (1988) Die Funktionen der Pronominalform ES. In: Deutsch als Fremdsprache 25, 27-33
- Cahn, Michael (1991) Der Druck des Wissens. Geschichte und Medium der wissenschaftlichen Publikation. Berlin: Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz
- Campe, J. H. (1969) Wörterbuch der deutschen Sprache (1807-1813). Hildesheim, New York
- Carino, Peter (1993) The researched paper simplified. New York: Harper Collins
- Chargaff, Erwin (1986) How scientific papers are written. In: Fachsprache 8, H. 3-4, 106-1110
- Chomsky, Noam (1971) Die Verantwortlichkeit der Intellektuellen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Clyne, Michael (1987a) Cultural differences in the organization of academic texts. In: Journal of Pragmatics 11, 211-247
- Clyne, Michael (1987b) Discourse structures and cultural stereotypes. In: Veit, W. (ed.) Antipodische Aufklärungen. Frankfurt a.M.: Lang, 77-86

- Clyne, Michael (1991) The sociocultural dimension: The dilemma of the German speaking author. In: Schröder, Hartmut (ed.) Subject-oriented texts. Languages for special purposes and text theory. Berlin, New York: de Gruyter, 49-67
- Cole, Stephen (1973) Wissenschaftliches Ansehen und die Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen. In: Weingart, Peter (Hg.) Wissenschaftssoziologie I. Frankfurt a.M.: Athenäum, 165-187
- Conte, Maria-Elisabeth (1981) Textdeixis und Anapher. In: Kodikas/Code 3/2, 121-132
- Coseriu, Eugenio (1980) Textlinguistik. Eine Einführung. Herausgegeben und bearbeitet von Jörn Albrecht. Tübingen: Narr
- Coulmas, Florian (1977) Rezeptives Sprachverhalten. Hamburg: Buske
- Crookes, Graham (1986) Towards a validated analysis of scientific text structure. In: Applied Linguistics 7/1, 57-70
- Czeschlik, Dieter (Hg.) (1987) Irrtümer in der Wissenschaft. Berlin: Springer
- Daele, Wolfgang van den / Krohn, Wolfgang (1975) Theorie und Strategie – zur Steuerbarkeit wissenschaftlicher Entwicklung. In: Weingart, Peter (Hg.) Wissenschaftsforschung. Frankfurt a.M.: Campus, 213 ff.
- Daneš, Frantisek (1974) Functional sentence perspective and the organization of the text. In: Daneš, F. (ed.) Papers on Functional Sentence Perspective. The Hague: Mouton (Janua Linguarum, S. Minor, 147), 106-128
- Diewald, Gabriele M. (1991) Deixis und Textsorten im Deutschen. Tübingen: Niemeyer
- Dijk, Teun van (1972) Foundations for typologies of texts. In: Semiotica 4, 297-323
- Dijk, Teun van (1980) Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung. Tübingen: Niemeyer
- Dijk, Teun van / Kintsch, Walter (1983) Strategies of discourse comprehension. New York: Academic Press
- Dimter, Matthias (1981) Textklassenkonzepte heutiger Alltagssprache. Kommunikationssituation, Textfunktion und Textinhalt als Kategorien alltagssprachlicher Textklassifikation. Tübingen: Niemeyer
- Dobrov, Gennadij M. (1970) Wissenschaftswissenschaft. 2. Aufl. Berlin: Akademie-Verlag
- Döring, Brigitte (1989) Fachtexte als Gegenstand der Sprachgeschichte. In: Deutsche Sprache und Literatur in Mittelalter und früher Neuzeit. Jena, 35-42
- Dressler, Wolfgang U. (1970a) Funktion und Textzusammenhang in der Wissenschaftssprache. In: Dressler, W. U. / Wodak, R. (Hgg.) Fachsprache und Kommunikation. Wien: ÖBV, 79-91
- Dressler, Wolfgang U. (1970b) Modelle und Methoden der Textsyntax. In: Folia Linguistica 4, H. 1-2
- Drozd, L. / Seibicke, W. (1973) Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache. Bestandsaufnahme – Theorie – Geschichte. Wiesbaden: Brandstetter
- Eco, Umberto (1988) Wie man eine wissenschaftliche Abschlußarbeit schreibt. Heidelberg: Müller

- Ehlich, Konrad (1979) Verwendungen der Deixis beim sprachlichen Handeln. Linguistisch-philologische Untersuchungen zum hebräischen deiktischen System (2 Bände). Frankfurt a.M.: Lang
- Ehlich, Konrad (1981) Text, Mündlichkeit, Schriftlichkeit. In: Forschungsberichte des Instituts für Phonetik und sprachliche Kommunikation 14, 23-51
- Ehlich, Konrad (1982) Zum Textbegriff – Aspekte. In: Stuij, René / Zwanenburg, Wiecher (Hgg.) Handelingen van het zeven en dertigste Nederlands filologencongres, Utrecht 1982. Amsterdam, Maarssen, 309-314
- Ehlich, Konrad (1983a) Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung. In: Assmann, Aleida / Assmann, Jan / Hardmeier, Christof (Hgg.) Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. München: Fink, 24-43
- Ehlich, Konrad (1983b) Deixis und Anapher. In: Rauh, Gisa (ed.) Essays on Deixis. Tübingen: Narr, 79-97
- Ehlich, Konrad (1983c) Denkweise und Schreibstil. Schwierigkeiten in Hegelschen Texten: Phorik. In: Sandig, Barbara (Hg.) Stilistik, Bd. 1: Probleme der Stilistik. Hildesheim: Olms, 159-178
- Ehlich, Konrad (1984) Zum Textbegriff. In: Rothkegel, Annely / Sandig, Barbara (Hgg.) Text – Textsorten – Semantik. Hamburg: Buske (Papiere zur Textlinguistik 52), 9-25
- Ehlich, Konrad (1986a) Die Entwicklung von Kommunikationstypologien und die Formbestimmtheit des sprachlichen Handelns. In: Kallmeyer, Werner (Hg.) Kommunikationstypologie. Jahrbuch 1985 des IdS. Düsseldorf: Schwann, 47-72
- Ehlich, Konrad (1986b) Interjektionen. Tübingen: Niemeyer
- Ehlich, Konrad (1987a) Kooperation und sprachliches Handeln. In: Liedke, Frank / Keller, Rudi (Hgg.) Kommunikation und Kooperation. Tübingen: Niemeyer, 19-29
- Ehlich, Konrad (1987b) *so* – Überlegungen zum Verhältnis sprachlicher Formen und sprachlichen Handelns, allgemein und an einem widerspenstigen Beispiel. In: Rosengren, I. (Hg.) Sprache und Pragmatik, Lunder Symposium 1986. Stockholm: Almqvist und Wiksell, 279-298
- Ehlich, Konrad (1989) Deictic expressions and the connexity of text. In: Conte, Maria E. / Petöfi, J. S. / Sözer, E. (eds.) Text and discourse connectedness. Amsterdam: Benjamins, 33-52
- Ehlich, Konrad (1990) 'Textsorten' – Überlegungen zur Praxis der Kategorienbildung in der Textlinguistik. In: Mackeldey, Roger (Hg.) Textsorten / Textmuster in der Sprech- und Schriftkommunikation. Leipzig, 17-30
- Ehlich, Konrad (1991) Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse – Ziele und Verfahren. In: Flader, Dieter (Hg.) Verbale Interaktion. Studien zur Empirie und Methodologie der Pragmatik. Stuttgart: Metzler, 127-143
- Ehlich, Konrad (1992a) Scientific texts and deictic structures. In: Stein, Dieter (ed.) Cooperating with written texts. Berlin, New York: Mouton de Gruyter, 201-229
- Ehlich, Konrad (1992b) Zum Satzbegriff. In: Hoffmann, Ludger (Hg.) Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten. Berlin etc.: W. de Gruyter, 386-395
- Ehlich, Konrad (Hg.) (1992) Diskursanalyse in Europa. Frankfurt a.M.: Lang

- Ehlich, Konrad (1993) Deutsch als fremde Wissenschaftssprache. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 19. München: iudicium, 13-42
- Ehlich, Konrad (1994a) Funktionale Etymologie. In: Brüner, Gisela / Graefen, G. (Hgg.) Texte und Diskurse. Opladen: Westdeutscher Verlag, 68-82
- Ehlich, Konrad (1994b) Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Günther, Hartmut / Ludwig, Otto (Hgg.) Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its use, 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 10.1), 18-41
- Ehlich, Konrad (1994c) Verweisungen und Kohärenz in Bedienungsanleitungen. Einige Aspekte der Verständlichkeit von Texten. In: Ehlich, K. / Noack, C. / Scheiter, S. (Hgg.) Texte in Naturwissenschaft und Technik. Opladen: Westdeutscher Verlag, 116-149
- Ehlich, Konrad (1995) Die Lehre der deutschen Wissenschaftssprache: sprachliche Strukturen, didaktische Desiderate. In: Kretzenbacher, Heinz L. / Weinrich, Harald (Hgg.) Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin: de Gruyter, 325-352
- Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen (1977) Batterien sprachlicher Handlungen. In: Journal of Pragmatics 1, 393-406
- Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen (1979) Sprachliche Handlungsmuster. In: Soeffner, H.-G. (Hg.) Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, 243-274
- Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen (1986) Muster und Institution. Tübingen: Narr
- Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen (1994) Institutionsanalyse. In: Brüner, Gisela / Graefen, G. (Hgg.) Texte und Diskurse. Opladen: Westdeutscher Verlag, 287-327
- Ehrich, Veronika (1983) *Da* im System der lokalen Demonstrativadverbien des Deutschen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 2, 197-219
- Ehrich, Veronika (1992) Hier und Jetzt. Studien zur lokalen und temporalen Deixis im Deutschen. Tübingen: Niemeyer
- Eisenberg, Peter (1986) Grundriß der deutschen Grammatik. Stuttgart: Metzler
- Eisenstein, Elisabeth L. (1979) The printing press as an agent of change. Cambridge: Cambridge University Press
- Engel, Ulrich (1988) Deutsche Grammatik (2. Aufl.). Heidelberg: Groos
- Engel, Ulrich (1994) Syntax der deutschen Gegenwartssprache (3. Aufl.). Berlin: E. Schmidt
- Engelen, Bernhard (1975) Untersuchungen zu Satzbauplan und Wortfeld in der geschriebenen deutschen Sprache der Gegenwart. 2 Bde. München: Hueber
- Engelen, Bernhard (1984) Einführung in die Syntax der deutschen Sprache. Band I: Vorfragen und Grundlagen. Baltmannsweiler: Schneider
- Engelen, Bernhard (1986) Einführung in die Syntax der deutschen Sprache. Band II: Satzglieder und Satzbaupläne. Baltmannsweiler: Schneider
- Enkvist, Nils Erik (1987) More about text strategies. In: Lörcher, W. (ed.) Perspectives on Language in Performance. Festschrift W. Hüllen. Tübingen, 337-350
- Eroms, Hans-Werner (1986) Funktionale Satzperspektive. Tübingen: Niemeyer

- Eroms, Hans Werner (1995) Die Thema-Rhema-Gliederung aus grammatischer Perspektive. In: Popp, Heidrun (Hg.) Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. München: iudicium, 53-67
- Feyerabend, Paul (1980) Erkenntnis für freie Menschen (2.Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Fillmore, Charles (1972) Ansätze zu einer Theorie der Deixis. In: Kiefer, F. (Hg.) Semantik und generative Grammatik, Bd. 1. Frankfurt: Athenäum, 147-174
- Fiß, Sabine (1983) Das Beurteilen in der fachsprachlichen Kommunikation. Karl-Marx-Stadt
- Gallmann, Peter (1985) Graphische Elemente der geschriebenen Sprache. Tübingen: Niemeyer
- Galtung, Johan (1985) Struktur, Kultur und intellektueller Stil. In: Wierlacher, Alois (Hg.) Das Fremde und das Eigene. München: iudicium, 151-196
- Gauger, Hans Martin (1988) Der Autor und sein Stil. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt
- Geier, Manfred / Keseling, Gisbert / Nehr Korn, Marianne / Schmitz, Ulrich (1977) Zum Beispiel: Argumentieren. In: Baumgärtner, Klaus (Hg.) Sprachliches Handeln. Heidelberg: Quelle & Meyer, 69-104
- Gerbert, Manfred (1989) Das Argumentieren im wissenschaftlichen Fachtext. In: Kusch, M. / Schröder, H. (Hgg.) Text – Interpretation – Argumentation. Hamburg: Buske, 93-99
- Giesecke, Michael (1992) Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Gläser, Rosemarie (1985) Standortbestimmung einer Fachtextlinguistik. In: Gläser, R. (Hg.) Fachsprachliche Textlinguistik. Berlin (Linguistische Studien A 133), 2-19
- Gläser, Rosemarie (1990) Textsorten der fachexternen Kommunikation. In: Mackeldey, Roger (Hg.) Textsorten / Textmuster in der Sprach- und Schriftkommunikation. Leipzig, 85-95
- Gläser, Rosemarie (1993) Textsortenvergleich im universitären Fremdsprachenunterricht. In: Morgenroth, Klaus (Hg.) Methoden der Fachsprachendidaktik und Analyse. Frankfurt: Lang, 17-38
- Gnutzmann, Claus (1991) Abstracts und Zusammenfassungen im deutsch-englischen Vergleich. In: Müller, Bernd-D. (Hg.) Interkulturelle Wirtschaftskommunikation. München: iudicium, 363-378
- Göpferich, Susanne (1995) Textsorten in Naturwissenschaft und Technik. Pragmatische Typologie – Kontrastierung – Translation. Tübingen: Narr (Forum für Fachsprachenforschung 27)
- Goody, Jack (1978) Domestication of the savage mind. Cambridge, Mass.
- Gottsched, Johann Christoph (1735/1975) Ausführliche Redekunst. Erster, allgemeiner Theil. In: Gottsched, J.C., Ausgewählte Werke Band 7.1, hrg. von P. M. Mitchell. Berlin, New York: de Gruyter
- Graefen, Gabriele (1994) Wissenschaftstexte im Vergleich: Deutsche Autoren auf Abwegen? In: Brüner, Gisela / Graefen, G. (Hgg.) Texte und Diskurse. Methoden und

- Forschungsergebnisse der Funktionalen Pragmatik. Opladen: Westdeutscher Verlag, 136-157
- Graefen, Gabriele (1995a) Ein Wort, das *es* in sich hat. In: Zielsprache Deutsch 26/2, 82-93
- Graefen, Gabriele (1995b) Reflexive Konstruktionen in wissenschaftlichen Texten. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache Bd. 21. München: iudicium, 149-169
- Grieffhaber, Wilhelm (1991) Die relationierende Prozedur. Zur Grammatik und Pragmatik lokaler Präpositionen und ihrem Gebrauch durch türkische Deutschlerner. Hamburg
- Grimm, Jakob / Grimm, Wilhelm (1854/1983) Deutsches Wörterbuch. Leipzig: Hirzel
- Groeben, Norbert / Christmann, Ursula (1989) Textoptimierung unter Verständlichkeitsperspektive. In: Antos, G. / Krings, P. (Hgg.) Textproduktion. Tübingen, 165-196
- Gross, Sabine (1994) Lesezeichen. Kognition, Medium und Materialität im Leseprozeß. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Gülich, Elisabeth (1970) Makrosyntax und Gliederungssignale im gesprochenen Französisch. München: Fink
- Gülich, Elisabeth (1975) Textgliederung. In: Stammerjohann, Harro (Hg.) Handbuch der Linguistik. Allgemeine und Angewandte Sprachwissenschaft. München, 492-495
- Gülich, Elisabeth / Heger, Klaus / Raible, Wolfgang (1979) Linguistische Textanalyse. (1. Aufl. 1974). Hamburg: Buske
- Gvenczadse, M. A. (1983) Pragmatische Texttypologie: Probleme und Perspektiven. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 36/4, 399-405
- Hackel, Werner (1995) Semantik und Grammatik von "Art" mit besonderer Berücksichtigung seiner Verwendung als "Heckenausdruck". In: Pohl, Inge / Ehrhardt, Horst (Hgg.) Wort und Wortschatz. Tübingen: Niemeyer, 69-75
- Hahn, Walter von (1983) Fachkommunikation. Entwicklung – linguistische Konzepte – betriebliche Beispiele. Berlin: de Gruyter
- Halliday, M. A. K. (1985) Introduction to Functional Grammar. London: Arnold
- Halliday, M. A. K. / Hasan, Ruqaiya (1976) Cohesion in English. London: Longman
- Halliday, M. A. K. / Martin, J. R. (1993) Writing science: Literacy and discursive power. London: Falmer
- Hansen, Kristine (1988) Rhetoric and epistemology in the Social Sciences: A contrast of two representative texts. In: Jolliffe, David A. (ed.) Writing in academic disciplines. Norwood, NJ: Ablex, 167-210
- Harris, Zellig S. (1970) Discourse analysis. In: Harris, Z. S.: Papers in structural and transformational linguistics. Dordrecht: Reider (Reprint aus Language, vol. 28, 1952), 313-348
- Hartmann, Peter (1971) Texte als linguistisches Objekt. In: Stempel, W.-D. (Hg.) Beiträge zur Textlinguistik. München: Fink, 9-29

- Hartung, Wolfdietch (1991) Geordnete Vielfalt: Organisationsprinzipien und ihr Wirken. In: Ders. (Hg.) Kommunikation und Wissen. Annäherungen an ein interdisziplinäres Forschungsgebiet. Berlin: Akademie-Verlag, 186-218
- Harweg, Roland (1968) Pronomina und Textkonstitution. München: Fink (2. Aufl. 1979)
- Harweg, Roland (1975) Deixis und Sinnesdaten. In : Acta Linguistica Scientiarum Hungaricae, RT. 25 (3-4), 379-410
- Harweg, Roland (1976) Formen des Zeigens und ihr Verhältnis zur Deixis. Ein Beitrag zur Pragmatik. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Jg. 43, H. 3, 317-337
- Havelock, E. (1976) Origins of Western literacy. Toronto
- Heinemann, Wolfgang / Viehweger, Dieter (Hgg.) (1991) Textlinguistik. Eine Einführung. Tübingen: Niemeyer
- Helbig, Gerhard (1980) Zur Stellung und zu Problemen der Textlinguistik. In: Deutsch als Fremdsprache 17, 257-266
- Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim (1994) Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht, 16. Aufl. Leipzig, Berlin: Langenscheidt - Verlag Enzyklopädie
- Helbling, Hanno (1986) Aspekte des Verhältnisses von Wissenschaft und Sprache. In: Kalverkämper, H. / Weinrich, H. (Hgg.) Deutsch als Wissenschaftssprache. Tübingen: Narr, 151-156
- Hengst, Karlheinz (1984) Teiltexthe einer Textsorte, Funktion und sprachliche Mittel. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Gesellschaftswiss. Reihe 5, 601-606
- Hentig, Hartmut von (1970) Wissenschaftsdidaktik. In: Hentig, H. von / Huber, C. / Müller, P. (Hg.) Wissenschaftsdidaktik 5. Sonderheft der Neuen Sammlung. Göttingen, 13-40
- Herneck, Friedrich (1983) Die heilige Neugier. Berlin: Verlag Der Morgen
- Herrlitz, Hans Georg (1974) Vom politischen Sinn einer modernen Aufsatzrhetorik. In: Dyck, Joachim (Hg.) Rhetorik in der Schule. Kronberg: Scriptor, 97-112
- Heyne, Moritz (1905/1970) Deutsches Wörterbuch. Stuttgart (Repr. 1970)
- Hoffmann, Lothar (1985) Kommunikationsmittel Fachsprache. Tübingen: Narr (2. Aufl.)
- Hoffmann, Lothar (1987) Ein textlinguistischer Ansatz in der Fachsprachenforschung. In: Sprissler, Manfred (Hg.) Standpunkte der Fachsprachenforschung. Tübingen: Narr, 91-105
- Hoffmann, Lothar (1988) Vom Fachwort zum Fachtext. Tübingen: Narr
- Hoffmann, Ludger (1984) Mehrfachadressierung und Verständlichkeit. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 55, 71-86
- Hoffmann, Ludger (1992) Thema und Rhema. In: Folia Linguistica 26/1-2, 29-46
- Hoffmann, Ludger (1995) 'Gegenstandskonstitution' und 'Gewichtung': Eine kontrastiv-grammatische Perspektive. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache Bd. 21. München: iudicium, 235-264

- Hoffmann, Ludger (1997) Thematische Organisation von Text und Diskurs. In: Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger / Strecker, Bruno et al. (Hgg.) Grammatik der deutschen Sprache. Berlin: de Gruyter
- Hopster, Norbert (1973) Sachtext – Text – Kommunikation. In: Linguistik und Didaktik 16, 249-264
- Hünig, Wolfgang (1979) Der Paragraph als pragmatische Einheit zwischen Satz und Text. Duisburg (L.A.U.T. Papers B 56)
- Hummell, Hans J. / Bloch, Gerhard (1987) Institution. In: Ammon, Ulrich et al. (Hgg.) Soziolinguistik / Sociolinguistics. Handbücher zu Sozial- und Kommunikationswissenschaft, 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 3.1), 187-196
- Ihwe, Jens / Petöfi, János / Rieser, Hannes (1972) Möglichkeiten der Texttypologie auf der Grundlage expliziter Textgrammatiken (Abstract). In: Güllich, E. / Raible, W. (Hgg.) Textsorten. Frankfurt a.M.: Athenäum
- Isenberg, Horst (1976) Einige Grundbegriffe für eine linguistische Texttheorie. In: Daneš, František / Viehweger, Dieter (Hgg.) Probleme der Textgrammatik I. Berlin: Akademie-Verlag, 199-146
- Jolliffe, David A. (ed.) (1988) Writing in academic disciplines. Norwood, NJ: Ablex
- Kallmeyer, Werner et al. (1986) Lektürekolleg zur Textlinguistik, 1. Königstein/Ts.: Athenäum (4. Aufl.)
- Kallmeyer, Werner (1988) Konversationsanalytische Beschreibung. In: Ammon, Ulrich et al. (Hgg.) Sociolinguistics / Soziolinguistik, 2. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 3.2), 1095-1106
- Kalverkämper, Hartwig (1980) Axiomatik der Fachsprachenforschung. In: Fachsprache 2/1, 2-20
- Kalverkämper, Hartwig (1990) Gemeinsprache und Fachsprachen – Plädoyer für eine integrierende Sichtweise. In: Stichel, G. (Hg.) Deutsche Gegenwartssprache. Jahrbuch des IdS 1989. Berlin: de Gruyter, 88-133
- Kandler, G. / Winter, S. (Hgg.) (1995) Wortanalytisches Wörterbuch. München: Fink
- Kant, Immanuel (1968) Kritik der reinen Vernunft, 2. Aufl. 1787. Akademie-Textausgabe, Bd. 3. Berlin
- Kaplan, Robert B. (1966) Cultural thought patterns in intercultural education. In: Language Learning 16, 1-20
- Kaplan, Robert B. / Grabe, William (1991) The fiction in science writing. In: Schröder, Hartmut (ed.) Subject-oriented texts. Berlin, 199-218
- Katz, Jerrold / Fodor, Jerry (1963) The structure of semantic theory. In: Language 39, 170-210
- Keseling, Gisbert (1993) Schreibprozeß und Textstruktur. Empirische Untersuchungen zur Produktion von Zusammenfassungen. Tübingen: Niemeyer
- Klappenbach, Ruth / Steinitz, Wolfgang (1976) Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Berlin: Akademie-Verlag
- Klein, Wolfgang (1978) Wo ist hier? Präliminarien zu einer Untersuchung der lokalen Deixis. In: Linguistische Berichte 58, 18-40

- Kluge, Friedrich (Hg.) (1989) Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (22. Aufl.). Berlin, New York
- Knobloch, Clemens (1990) Zum Status und zur Geschichte des Textbegriffs. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 77, 66-87
- Knobloch, Johann (Hg.) (1986) Sprachwissenschaftliches Wörterbuch. Heidelberg: Winter
- Koch, Wolfgang / Rosengren, Inger / Schonebohm, Manfred (1981) Ein pragmatisch orientiertes Textanalyseprogramm. In: Rosengren, Inger (Hg.) Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980, 155-205
- Koepfel, Rolf (1994) Satzbezogene Verweisformen in schriftlichen Fachtexten. Zu ihren Typen und Funktionen. In: Fachsprache 16, Heft 3-4, 105-116
- Koerfer, Armin (1994) Institutionelle Kommunikation. Zur Methodologie und Empirie der Handlungsanalyse. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Korhonen, Riitta / Kusch, Martin (1989) The rhetorical function of the first person in philosophical texts – the influence of intellectual style, paradigm and language. In: Kusch, M. / Schröder, H. (Hgg.) Text – Interpretation – Argumentation. Hamburg: Buske, 61-77
- Krafft, Fritz (1987) Das abendländische Wissenschaftsverständnis in seiner kulturellen Bedingtheit. In: Wissenschaft im Spannungsverhältnis zwischen den Kulturen. Bayreuth (Schriften der Universität Bayreuth 1), 7-27
- Krekel-Eiben, Elisabeth M. (1990) Soziologische Wissenschaftsgemeinschaften: ein struktureller Vergleich am Beispiel der Fachpublikationen in der BRD und den USA. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag
- Kretzenbacher, Heinz L. (1990) Rekapitulation. Tübingen: Narr
- Kretzenbacher, Heinz L. (1991) Syntax des wissenschaftlichen Fachtextes. In: Fachsprache 13/3-4, 118-137
- Kretzenbacher, Heinz L. (1994a) Wie durchsichtig ist die Sprache der Wissenschaften? In: Kretzenbacher, H. L. / Weinrich, H. (Hgg.) Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin: de Gruyter, 15-40
- Kretzenbacher, Heinz L. / Thurmair, Maria (1995) "...sicherlich von Interesse, wenn gleich...". Das Peer Review als bewertende Textsorte der Wissenschaftssprache. In: Kretzenbacher, H. L. / Weinrich, H. (Hgg.) Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin: de Gruyter, 175-216
- Kristeller, Paul O. (1975) Humanismus und Renaissance, Bd. 2. München: Fink
- Kubczak, Hartmut (1987) Die lokaldeiktischen Bedeutungen des Adverbs hier. In: Sprachwissenschaft 12, 70-87
- Kuhn, Thomas S. (1977) Neue Überlegungen zum Begriff des Paradigma. In: Krüger, L. (Hg.) Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 389-419
- Lakoff, George (1972) Hedges: A study in the meaning criteria and the logic of fuzzy concepts. In: Papers from the Eighth Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society 1972, 183-228. Reprinted in: Journal of Philosophical Logic 1973, 2(4), 458-508

- Lakoff, Robin (1974) Remarks on This and That. In: Chicago Linguistics Society (ed.) Papers from the 10th Regional Meeting. Chicago, Ill., 345-356
- Lamprecht, Holger (1986) Quo vadis wissenschaftliche Fachzeitschrift? Hg. vom Wissenschaftlichen Informationszentrum der AdW der DDR. Berlin (Berichte zur Wissenschaftsinformation und -kommunikation, 9/1)
- Lang, Ewald (1977) Semantik der koordinativen Verknüpfung. Berlin: Akademie-Verlag (Studia grammatica XIV)
- Lausberg, Heinrich (1960) Handbuch der literarischen Rhetorik. München (2. Aufl. 1973)
- Lenerz, Jürgen (1992) Zur Theorie syntaktischen Wandels: das expletive es in der Geschichte des Deutschen. In: Abraham, Werner (Hg.) Erklärende Syntax des Deutschen. Tübingen: G. Narr (2. Aufl.), 99-135
- Lenk, Hans (1986) Zwischen Wissenschaftstheorie und Sozialwissenschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Lenk, Hans (Hg.) (1991) Wissenschaft und Ethik. Stuttgart: Reclam
- Levelt, W. J. M. (1981) The speaker's linearization problem. In: Philosophical Transactions of the Royal Society of London, B 295, 305-315
- Lexer, M. (1852/1970) Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Leipzig 1952 (Reprint Stuttgart 1970)
- Leys, Odo (1979) Zur Systematisierung von ES. In: Deutsche Sprache (Berlin) 7, 28-34
- Liebsch, Helmut (1977) Der Absatz als Element der Textkomposition. In: Daneš, F. / Viehweger, D. (Hgg.) Probleme der Textgrammatik II. Berlin, 197-212
- Liedke, Martina (1994) Die Mikroorganisation der Verständigung. Frankfurt: Lang
- Löffler, Heinrich (1985) Germanistische Soziolinguistik. Berlin: E. Schmidt
- Löffler-Laurien, A.-M. (1980) L'expression du locuteur dans les discours scientifiques. In: Revue de Linguistique Romane 44, 135-156
- Ludwig, Otto (1983) Einige Gedanken zu einer Theorie des Schreibens. In: Grosse, Siegfried (Hg.) Schriftsprachlichkeit. Düsseldorf: Schwann, 37-73
- Ludwig, Otto (1988a) Der Schulaufsatz. Seine Geschichte in Deutschland. Berlin: de Gruyter
- Ludwig, Otto (1988b) Von rhetorischen Übungen zu deutschen Aufsätzen. In: Raible, W. (Hg.) Zwischen Festtag und Alltag. Zehn Beiträge zum Thema Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Tübingen: Narr, 149-165
- Lundquist, Lita (1989) Coherence in scientific texts. In: Heydrich, Wolfgang et al. (eds.) Connexity and coherence. Berlin: de Gruyter, 122-149
- Lyons, John (1977) Semantics, I. Übersetzung ins Deutsche: (1980) Semantik, Band I. München: Beck
- Lyons, John (1984) Einführung in die moderne Linguistik. (6. Aufl.) München: Beck
- Mannheim, Karl (1931/1952) Wissenssoziologie. In: Mannheim, K.: Ideologie und Utopie (3. Aufl.). Frankfurt: Schulte-Bulmke, 227-267

- Mathias, Peter (1977) Wer entfesselte Prometheus? Naturwissenschaft und technischer Wandel 1600-1800. In: Musson, A. E. (Hg.) Wissenschaft, Technik und Wirtschaftswachstum im 18. Jahrhundert. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 83-112
- Mauranen, Anna (1994) Cultural differences in academic rhetoric: a textlinguistic study. Frankfurt a.M. etc.: Lang
- Meja, Volker / Stehr, Nico (Hgg.) (1982) Der Streit um die Wissenssoziologie (2 Bd.) Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Merton, Robert K. (1973a) Wissenschaft und demokratische Sozialstruktur. (Englische Erstveröffentlichung 1949: "Science and democratic social structure"). In: Weingart, Peter (Hg.) Wissenschaftssoziologie I. Frankfurt a.M.: Athenäum, 45-59
- Merton, Robert K. (1973b) Die Priorität bei wissenschaftlichen Entdeckungen. In: Weingart, Peter (Hg.) Wissenschaftssoziologie I. Frankfurt a.M.: Athenäum, 121-164
- Metzeltin, Michael / Jaksche, Harald (1983) Textsemantik. Ein Modell zur Analyse von Texten. Tübingen: Narr
- Metzler Lexikon Sprache (1993) Hg. Helmut Glück. Stuttgart, Weimar: Metzler
- Meyer, Paul G. (1983) Sprachliches Handeln ohne Sprechsituation. Tübingen: Niemeyer
- Miethke, J. (1991) Die mittelalterlichen Universitäten und das gesprochene Wort. In: Historische Zeitschrift 251/1, 1-44
- Mittelstraß, Jürgen (1974) Die Möglichkeit von Wissenschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Möhn, Dieter / Pelka, Roland (1984) Fachsprachen: eine Einführung. Tübingen: Niemeyer
- Möslein, Kurt (1981) Einige Entwicklungstendenzen in der Syntax der wissenschaftlich-technischen Literatur seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. In: von Hahn, Walter (Hg.) Fachsprachen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 276-319
- Moilanen, Markku (1973) Zum lokalen Gebrauch der Demonstrativadverbien da und dort. Ein Versuch zur Klärung ihrer Gebrauchsunterschiede über eine außerlinguistische Modellkonzeption als tentatives Modell. Helsinki: Suomalainen Tiedekatemia
- Moskal'skaja, O. I. (1984) Textgrammatik. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut
- Motsch, Wolfgang (1987) Satz, Text, sprachliche Handlung. *Studia grammatica* XXV. Berlin: Akademie-Verlag
- Motsch, Wolfgang / Pasch, Renate (1987) Illokutive Handlungen. In: Motsch, W. (Hg.) Satz, Text, sprachliche Handlung. *Studia grammatica* XXV. Berlin: Akademie-Verlag, 11-80
- Myers, Greg (1989) The pragmatics of politeness in scientific articles. In: *Applied Linguistics* (Oxford) 10, 1-35
- Nieragden, Göran (1991) Anmerkungen zur Disambiguierung polyreferentieller anaphorischer Pronomina: Sprachliche Struktur und außersprachliches Wissen. In: *Linguistische Berichte* 133, 229-234

- Nikolaus, Kurt (1981) Zur Kritik der Textlinguistik. In: Kohrt, Manfred / Lenerz, J. (Hgg.) Sprache: Formen und Strukturen, Bd. 1. Tübingen: Niemeyer, 282-291
- Oldenburg, Hermann (1992) Angewandte Fachtextlinguistik: "conclusions" und Zusammenfassungen. Tübingen: Narr
- Olschki, Leonardo (1927) Galilei und seine Zeit. Halle/S.: Niemeyer; Repr. 1965 Vaduz
- Olsen, Susan (1981) Problems of SEEM / SCHEINEN constructions and their implications. Tübingen: Niemeyer
- Olson, David (1994) Writing and science. In: Günther, Hartmut / Ludwig, Otto (Hgg.) Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its use. 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 10.1), 654-657
- Paek, Solja (1993) Die sprachliche Form hypothetischen Denkens in der Wissenschaftssprache. München: iudicium
- Panther, Uwe (1981) Indirekte sprachliche Handlungen im wissenschaftlichen Diskurs. In: Bungarten, Theo (Hg.) Wissenschaftssprache. München: Fink, 231-260
- Paul, Hermann (1880/1975) Prinzipien der Sprachgeschichte. Leipzig 1880, Tübingen 1975
- Pause, Peter E. (1984) Das Kumulationsprinzip – eine Grundlage für die Rekonstruktion von Textverstehen und Textverständlichkeit. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 55, 38-56
- Peer, Willie van (1990) Writing as an Institutional Practice. In: Nash, W. (ed.) The Writing Scholar. London: Sage, 192-204
- Pelster, Theodor (1974) Rede und Rhetorik im Sprachunterricht. In: Dyck, J. (Hg.) Rhetorik in der Schule. Kronberg/Ts.
- Petőfi, János S. (1981) Einige allgemeine Aspekte der Analyse und Beschreibung wissenschaftssprachlicher Texte. In: Bungarten, Theo (Hg.) Wissenschaftssprache. München: Fink, 140-168
- Petőfi, János S. (1983) Text, signification, models, and correlates. In: Rickheit, G. / Bock, M. (eds.) Psycholinguistic studies in language processing. Berlin, de Gruyter, 266-298
- Petőfi, János S. (1989) Explicative text interpretation – interpretive knowledge. In: Kusch, M. / Schröder, H. (Hgg.) Text – Interpretation – Argumentation. Hamburg: Buske, 1-16
- Pfeifer, W. et al. (1989) Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Berlin: Akademie
- Plett, Heinrich F. (1979) Textwissenschaft und Textanalyse. Heidelberg: Quelle & Meyer (2. Aufl.)
- Pörksen, Uwe (1974) Vom pseudowissenschaftlichen Jargon. In: Neue Rundschau 85 (1), 214-222
- Pörksen, Uwe (1984) Deutsche Sprachgeschichte und die Entwicklung der Naturwissenschaften. – Aspekte einer Geschichte der Naturwissenschaftssprache und ihrer Wechselbeziehung zur Gemeinsprache. In: Besch, W. et al. (Hgg.) Sprachgeschichte. Ein Handbuch der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 2.1), 85-101

- Pörksen, Uwe (1986) Deutsche Naturwissenschaftssprache. Historische und Kritische Studien. Tübingen: Narr
- Pörksen, Uwe (1994) Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Tübingen: Narr
- Pötschke, Hansjürgen (1993) Funktional-kommunikative Textlinguistik. Entwicklung, Themen, Probleme. In: Schröder, Hartmut (Hg.) Fachtextpragmatik. Tübingen: Narr, 31-58
- Polenz, Peter von (1980) Möglichkeiten satzsemantischer Textanalyse. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 8, 133-153
- Polenz, Peter von (1981) Über die Jargonisierung von Wissenschaftssprache und wider die Deagentivierung. In: Bungarten, Theo (Hg.) Wissenschaftssprache. München: Fink, 85-110
- Popper, Karl R. (1983) Objektive Erkenntnis. Hamburg
- Popper, Karl R. (1976/1989) Logik der Forschung. Tübingen: Mohr
- Prahl, Hans-Werner / Schmidt-Harzbach, Ingrid (1981) Die Universität. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. München, Luzern: Bucher
- Price, Derek de Solla (1963) Little Science, Big Science. New York: Columbia University Press
- Püschel, Ulrich (1994) Schreiben im Studium. Überlegungen zu einer Schreibanleitung für Wissenschaftstexte. In: Skyum-Nielsen, P. / Schröder, H. (eds.) Rhetorics and stylistics today. Frankfurt a.M.: Lang (Scandinavian University Studies, 5), 127-137
- Pütz, Herbert (1986) Über die Syntax der Pronominalform 'es' im modernen Deutsch. Tübingen: Narr
- Raible, Wolfgang (1983) Vom Text und seinen vielen Vätern, oder: Hermeneutik als Korrelat der Schriftkultur. In: Assmann, Aleida / Assmann, Jan / Hardmeier, Christof (Hgg.) Schrift und Gedächtnis. München: Fink, 20-23
- Raible, Wolfgang (1991) Die Semiotik der Textgestalt. Heidelberg: Winter
- Raible, Wolfgang (1994) Allgemeine Aspekte von Schrift und Schriftlichkeit. General aspects of writing and its use. In: Günther, Hartmut / Ludwig, Otto (Hgg.) Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its use. 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 10.1), 1-17
- Rasoloson, Janie (1994) Interjektionen im Kontrast: am Beispiel der deutschen, madagassischen, englischen und französischen Sprache. Frankfurt a.M.: Lang
- Rauh, Gisa (1984) Aspekte der Deixis. In: Sprachwissenschaft 9, 23-84
- Redder, Angelika (1987) *wenn...*, *so*. Zur Korrelatfunktion von *so*. In: Rosengren, Inger (Hg.) Sprache und Pragmatik. Lunder germanistische Forschungen, Bd. 55. Stockholm, 315-333
- Redder, Angelika (1990) Grammatiktheorie und sprachliches Handeln: "*denn*" und "*da*". Tübingen: Niemeyer
- Redder, Angelika (1994) Diskursanalysen in praktischer Absicht – Forschungszusammenhang und Zielsetzung. In: Redder, A. (Hg.) Diskursanalysen in praktischer Absicht. Oldenburg (OBST 49), 5-15

- Rehbein, Jochen (1977) Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie von Sprache. Stuttgart: Metzler
- Rehbein, Jochen (1978) Ankündigungen. In: Germanistische Linguistik (Varia V) 2-5, 340-387
- Rehbein, Jochen (1981) Zur pragmatischen Rolle des Stils. In: Sandig, Barbara (Hg.) Stilistik I. Zeitschrift für Germanistische Linguistik, Heft 3/4, 21-28
- Rehbein, Jochen (1984) Beschreiben, berichten und erzählen. In: Ehlich, Konrad (Hg.) Erzählen in der Schule. Tübingen: Narr, 67-124
- Rehbein, Jochen (1988) Ausgewählte Aspekte der Pragmatik. In: Ammon, Ulrich et al. (Hgg.) Soziolinguistik / Sociolinguistics, 2. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 3.2), 1181-1195
- Rehbein, Jochen (1992) Zur Wortstellung im komplexen deutschen Satz. In: Hoffmann, Ludger (Hg.) Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten. Berlin: de Gruyter, 523-574
- Rehbein, Jochen (1994) Theorien. In: Brünner, Gisela / Graefen, G. (Hgg.) Texte und Diskurse. Opladen: Westdeutscher Verlag, 25-67
- Rehbein, Jochen (1995) Über zusammengesetzte Verweiswörter und ihre Rolle in argumentierender Rede. In: Wohlapp, Harald (Hg.) Wege der Argumentationsforschung. Stuttgart: Frommann & Holzboog (problemata), 166-198
- Reichman-Adar, Rachel (1984) Technical Discourse: The Present Progressive Tense. In: Discourse Processes 7, 337-369
- Riegel, Klaus-Georg (1974) Öffentliche Legitimation der Wissenschaft. Stuttgart: Kohlhammer
- Rothkegel, Annely (1984) Thematisieren als Texthandlung. In: Krenn, Herwig et al. (Hgg.) Sprache und Gesellschaft. Tübingen, 63-73
- Ruhmann, Gabriela (1995) Schreibprobleme – Schreibberatung. In: Baurmann, Jürgen / Weingarten, Rüdiger (Hgg.) Schreiben. Prozesse, Prozeduren und Produkte. Opladen: Westdeutscher Verlag, 85-105
- Sachtleber, Susanne (1993a) Die Organisation wissenschaftlicher Texte. Frankfurt a.M.: Lang
- Sachtleber, Susanne (1993b) Textstile in der Wissenschaftssprache. In: Schröder, Hartmut (Hg.) Fachtextpragmatik. Tübingen: Narr, 61-80
- Sager, J. C. / Dungworth, D. (1980) English special languages. Wiesbaden: Brandstetter
- Sandig, Barbara (1972) Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten im Deutschen. In: Gülich, Elisabeth / Raible, W. (Hgg.) Textsorten. Frankfurt a.M.: Athenäum, 113-124
- Sandig, Barbara (1983) Textsortenbeschreibung unter dem Gesichtspunkt einer linguistischen Pragmatik. In: Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg 1979. Berlin, 91-102
- Satzger, Axel (1987) Fachsprachen und Textlinguistik. In: Hoffmann, Lothar (Hg.) Fachsprachen – Instrument und Objekt. Leipzig: Enzyklopädie, 95-106

- Satzger, Axel (1993) Sprachliches Handeln im Fachtext. Ein Analysekonzept. In: Bungarten, Theo (Hg.) Fachsprachentheorie, Bd. 1. Tostedt: Attikon, 299-340
- Sauer, Christoph (1993) Fachjargon – Zur Multiplizierung fachsprachlicher Kommunikationsformen. In: Schröder, Hartmut (Hg.) Fachtextpragmatik. Tübingen: Narr, 125-139
- Schemetov, V. (1985) Zur semantischen Analyse einiger subjektiver Deiktika des Deutschen, dargestellt am Beispiel der Deiktika "jener" und "hier". In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache und Literatur 5, 131-160
- Schlieben-Lange, Brigitte (1988) Text. In: Ammon, Ulrich et al. (Hgg.) Soziolinguistik / Sociolinguistics, 2. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 3.2), 1205-1215
- Schlobinski, Peter (1996) Empirische Sprachwissenschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Schmidt, Siegfried J. (1972) Texte als Forschungsobjekt der Texttheorie. In: Der Deutschunterricht 24, 7-28
- Schmidt, Siegfried J. (1973) Texttheorie. München: Fink
- Schmidt, W. / Stock, E. (1977) Rede – Gespräch – Diskussion. Leipzig
- Schröder, Hartmut (1987) Aspekte sozialwissenschaftlicher Fachtexte. Hamburg: Busche
- Schröder, Hartmut (1989) Zur Arbeit mit Kommunikationsverfahren bei der Analyse gesellschaftswissenschaftlicher Fachtexte. Eine kritische Sicht. In: Weber, Siegfried (Hg.) Fachkommunikation in deutscher Sprache. Leipzig, 177-187
- Schröder, Hartmut (1995) Der Stil wissenschaftlichen Schreibens zwischen Disziplin, Kultur und Paradigma – Methodologische Anmerkungen zur interkulturellen Stilforschung. In: Stöckel, Gerhard (Hg.) Stilfragen. Berlin, New York: de Gruyter, 150-180
- Schwanzer, Viliam (1981) Syntaktisch-stilistische Universalien in Fachsprachen. In: Bungarten, Theo (Hg.) Wissenschaftssprache. München: Fink, 213-230
- Searle, John R. (1980) Eine Klassifikation der Illokutionsakte. In: Kußmaul, Paul (Hg.) Sprechakttheorie. Wiesbaden: Athenaion, 82-108
- Seiffert, Helmut (1979) Die Sprache der Wissenschaftler als Imponiergehabe. In: Deutsche Universitätszeitung (HD) 21/79, 680-682
- Sennholz, Klaus (1985) Grundzüge der Deixis. Bochum: Brockmeier
- Sgall, Petr (1974) Zur Stellung der Thema-Rhema-Gliederung in der Sprachbeschreibung. In: Daneš, F. (ed.) Papers on Functional Sentence Perspective. The Hague: Mouton, 54-74
- Skudlik, Sabine (1990) Sprachen in den Wissenschaften: Deutsch und Englisch in der internationalen Kommunikation. Tübingen: Narr
- Spinner, Helmut F. (1985) Das 'wissenschaftliche Ethos' als Sonderethik des Wissens. Über das Zusammenwirken von Wissenschaft und Journalismus im gesellschaftlichen Problemlösungsprozeß. Tübingen: Mohr
- Stahlheber, Eva M. (1992) Die Fachtextsorte *Zeitschriftenartikel* im Deutschen und *Address/Article* im Amerikanischen: Popularisierungsgrad und Diachronie von

- Funktionen und Strukturen. In: Baumann, Klaus D. / Kalverkämper, H. (Hgg.) Kontrastive Fachsprachenforschung. Tübingen: Narr, 168-197
- Starke, Günter (1987) Stilistische Ausdrucksmittel der Schreibung. In: Sprachpflege (Leipzig) 36, 109-113
- Steger, Hugo (1983) Über Textsorten und andere Textklassen. In: Textsorten und literarische Gattungen. Hg. vom Vorstand der Vereinigung der dt. Hochschulgermanisten. Berlin: E. Schmidt
- Steger, Hugo (1984) Sprachgeschichte als Geschichte der Textsorten / Texttypen und ihrer kommunikativen Bezugsbereiche. In: Besch, Werner et al. (Hgg.) Sprachgeschichte. Ein Handbuch der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 2.1), 186-204
- Stetter, Christian (1991) Text und Textur. Hat die Sprechakttheorie eine historische Dimension? In: Busse, Dietrich (Hg.) Diachrone Semantik und Pragmatik. Tübingen: Niemeyer, 67-81
- Storer, Norman W. (1973a) Das soziale System der Wissenschaft. In: Weingart, Peter (Hg.) Wissenschaftssoziologie I. Frankfurt a.M.: Athenäum, 60-81
- Storer, Norman W. (1973b) Kritische Aspekte der sozialen Struktur der Wissenschaft. In: Weingart, Peter (Hg.) Wissenschaftssoziologie I. Frankfurt a.M.: Athenäum, 85-120
- Stuhlhofer, Franz (1987) Lohn und Strafe in der Wissenschaft: Naturforscher im Urteil der Geschichte. Wien, Köln: Böhlau
- Sucharowski, Wolfgang (1993) Problemfelder einer linguistischen Pragmatik. Annäherungsversuche. Regensburg: S. Roderer
- Swales, John (1981) Aspects of article introductions. Birmingham (Aston ESP Research Reports No. 1)
- Thürmer, Robert / Thürmer, Ute (1985) Textparameter als Instrument zum Vergleich von Texten. In: Linguistische Arbeitsberichte (Leipzig) 50, 81-92
- Timm, Albrecht (1973) Einführung in die Wissenschaftsgeschichte. München: Fink
- Topitsch, E. (Hg.) (1976) Logik der Sozialwissenschaften. Köln (9. Aufl.)
- Toren, Nina (1988) Science and cultural context. Soviet scientists in comparative perspective. New York etc.: Lang
- Ueding, Gerd / Steinbrink, Bernd (1986) Grundriß der Rhetorik. Stuttgart: Metzler
- van den Daele, Wolfgang; siehe Daele, Wolfgang van den
- van Dijk, Teun; siehe: Dijk, Teun van
- van Peer, Willie; siehe: Peer, Willie van
- Vater, Heinz (1975) Pro-Formen des Deutschen. In: Schecker, Michael / Wunderli, Peter (Hgg.) Textgrammatik. Tübingen: Niemeyer, 20-41
- Vater, Heinz (1992) Einführung in die Textlinguistik: Struktur, Thema und Referenz in Texten. München: Fink

- Ventola, Eija / Mauranen, Anna (1991) Non-native writing and native revising of scientific articles. In: Ventola, Eija (ed.) *Functional and systemic linguistics*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter, 457-492
- von Hahn, Walter / siehe: Hahn, Walter von
- von Hentig, Hartmut / siehe: Hentig, Hartmut von
- von Polenz, Peter / siehe: Polenz, Peter von
- Weingart, Peter (Hg.) (1973) *Wissenschaftssoziologie I*. Frankfurt a.M.: Athenäum
- Weingart, Peter (1973) Wissenschaftsforschung und wissenschaftssoziologische Analysen. In: Ders. (Hg.) *Wissenschaftssoziologie I*. Frankfurt: Athenäum, 11-43
- Weingart, Peter / Winterhager, Matthias (1984) *Die Vermessung der Forschung. Theorie und Praxis der Wissenschaftsindikatoren*. Frankfurt, New York: Campus
- Weingarten, Rüdiger (1994) Zur Stilistik der Wissenschaftssprache: Objektivitäts- und Handlungsstil. In: Brüner, Gisela / Graefen, G. (Hgg.) *Texte und Diskurse*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 115-135
- Weinrich, Harald (1972) Thesen zur Textsortenlinguistik. In: Gülich, Elisabeth / Raible W. (Hgg.) *Textsorten*. Frankfurt a.M.: Athenäum, 161-169
- Weinrich, Harald (1976) *Sprache in Texten*. Stuttgart: Klett
- Weinrich, Harald (1986) *Sprache und Wissenschaft*. In: Kalverkämper, H. / Weinrich, H. (Hgg.) *Deutsch als Wissenschaftssprache*, Berlin: de Gruyter, 181-193
- Weinrich, Harald (1989) *Formen der Wissenschaftssprache*. In: *Jahrbuch 1988 der Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Berlin, 119-158
- Weinrich, Harald (1993) *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Unter Mitarbeit von Maria Thurmair u.a. Mannheim: Dudenverlag
- Weinrich, Harald (1995a) *Sprache und Wissenschaft*. In: Kretzenbacher, Heinz L. / Weinrich, Harald (Hgg.) *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Berlin: de Gruyter, 3-14
- Weinrich, Harald (1995b) *Wissenschaftssprache, Sprachkultur und die Einheit der Wissenschaft*. In: Kretzenbacher, Heinz L. / Weinrich, Harald (Hgg.) *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Berlin: de Gruyter, 155-174
- Weise, Günter (1985) Zur Bestimmung der Merkmale von Kommunikationsverfahren. In: *Wissenschaftliche Beiträge der Universität Halle 50 (F59)*, 147-154
- Whitley, Richard D. (1973) Kommunikationsnetze in der Wissenschaft: Status und Zitierungsmuster in der Tierphysiologie. In: Weingart, Peter (Hg.) *Wissenschaftssoziologie I*. Frankfurt a.M.: Athenäum, 188-202
- Wickler, Wolfgang (1986) *Englisch als deutsche Wissenschaftssprache*. In: Kalverkämper, H. / Weinrich, H. (Hgg.) *Deutsch als Wissenschaftssprache*. Tübingen: Narr, 26-31
- Widdowson, Henry G. (1979) The description of scientific language. In: Widdowson, H. G.: *Explorations in Applied Linguistics*. Oxford, 51-61
- Wörterbuch der Sprachschwierigkeiten (1984) Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Wrobel, Arne (1995) *Schreiben als Handlung*. Tübingen: Niemeyer

-
- Wüest, Jakob (1988) Textsorten kontrastiv betrachtet. Die Präsenz des Autors in linguistischen Publikationen. In: Wotjak, Gerd (Hg.) Studien zur Sprachkonfrontation. Leipzig (Linguistische Studien A 176), 125-136
- Wüster, Eugen (1973) Kaleidoskop der Fachsprachen. In: Drozd, L. / Seibicke, W. (Hgg.) Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache. Bestandsaufnahme – Theorie – Geschichte. Wiesbaden: Brandstetter, VIII-X
- Wunderlich, Dieter (1976) Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Zemb, Jean-Marie (1993) Durch was und wozu wird im deutschen Satz welches Vorfeld besetzt? In: Sprachwissenschaft 18, 1-28
- Ziegler, Jürgen (1989) Die Origo und das Grundlagenproblem der Deixis. In: Deutsche Sprache (Mannheim) H. 3, 193-205
- Zilsel, Edgar (1976) Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft. Herausgegeben und übersetzt von W. Krohn. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Personenregister

- Adelung 47; 48
 Admoni 152
 Adorno 90; 91; 178; 179
 Agricola 45; 50
 Altmann 142; 144; 147; 289
 Ammon 175
 Antos 29; 66; 115
 Asmuth 65
 Austin 26; 27
 Babajlova 167
 Bacon 53; 86
 Bahmer 65
 Barber 94
 Bar-Hillel 134
 Barnes 77; 94; 96
 Baumann 36; 88; 116; 159; 166; 171; 172; 176
 Bausinger 201
 Bazerman 14; 15; 20; 54; 60; 62; 63; 84; 90; 99; 202; 205
 Beaugrande, de 22; 23; 31; 146; 147; 150; 153; 280; 281; 295
 Becker 10
 Becker-Mrotzek 29
 Beetz 29; 66
 Bellmann 126; 134; 224
 Beneš 33; 36; 65; 200
 Bernal 73
 Bethke 141; 142; 145; 147
 Biber 42
 Bierwisch 102
 Boeck 37
 Böhme 77; 84; 176
 Boost 141
 Braummüller 217
 Breuer 66
 Brinker 22; 30; 41
 Brinkmann 48; 141; 142; 143; 144; 148; 153; 154; 212; 213; 220; 234; 236; 246; 247; 251; 307
 Brodkey 25; 100
 Brüggemann-Klein 173
 Brugmann 121; 223; 224; 227
 Brünner 34; 84; 158; 212
 Budin 84
 Bühler 9; 26; 29; 118; 119; 120; 121; 122; 123; 124; 126; 128; 137; 148; 200; 224; 227; 230; 241; 246; 248
 Buhlmann 69
 Bührig 14
 Bungarten 74; 80; 99; 101; 208; 216
 Bünting 10
 Buscha 147; 152; 155; 307; 308; 309
 Cahn 30; 50; 161
 Campe 48
 Carino 165
 Chargaff 57; 59; 92; 93; 98; 175
 Chomsky 79; 102; 141; 144
 Christmann 114
 Clyne 15; 16; 61; 70; 71; 100; 158; 170; 297; 326
 Cole 87
 Conte 129; 147
 Coseriu 22
 Coulmas 66; 67
 Crookes 14; 58
 Czeschlik 90
 Daele, van den 51
 Daneš 140; 292; 293; 297; 298; 303; 319
 Descartes 90
 Diewald 124; 125; 134; 230
 Dijk, van 13; 43; 45; 114; 115; 141; 149; 153; 168; 297; 320; 323
 Dimter 22
 Dobrov 75
 Dolby 77; 94; 96
 Döring 51
 Dressler 22; 23; 31; 146; 147; 150; 153; 280; 281; 295
 Drozd 33
 Dungworth 49; 59; 61
 Dyck 66
 Eco 10
 Ehlich 17; 18; 23; 25; 26; 27; 28; 30; 33; 36; 40; 41; 45; 46; 49; 51; 52; 63; 64; 78; 80; 97; 105; 106; 108; 109; 110; 111; 116; 117; 120; 121; 122; 123; 124; 126; 127; 128; 129; 130; 131; 133; 137; 138; 139; 143; 144; 147; 151; 156; 161; 171; 172; 173; 211; 225; 235; 242; 245; 246; 247; 258; 260; 261; 273; 275; 279; 284; 311; 314
 Ehrich 135; 229; 230; 231; 238; 241; 248; 257; 275
 Eisenberg 230; 248; 261
 Eisenstein 50; 161
 Engel 153; 154; 220; 227; 283; 284; 304; 305
 Engelen 122; 124; 132; 133; 137; 152; 156; 229; 259; 260; 283; 307

- Engelkamp 149
 Enkvist 66
 Eroms 139; 141; 147
 Fearn 69
 Feyerabend 96
 Fillmore 124; 125; 127;
 129
 Fiß 107
 Fodor 23
 Frier 43; 44
 Gallmann 163; 165; 168;
 170
 Galtung 70; 89
 Gasparov 166
 Gauger 33
 Geier 86
 Gerbert 54
 Giesecke 50; 161
 Gläser 10; 32; 33; 36; 37;
 41; 45; 214
 Glinz 44
 Gnutzmann 14; 181
 Goody 25
 Göpferich 14; 41; 43; 46;
 58; 158; 159; 168
 Gottsched 67
 Grabe 64
 Graefen 70; 144; 154
 Grewendorf 102
 Grice 27; 28
 Griebhaber 156
 Groeben 114
 Gross 162
 Güllich 21; 31; 146; 159;
 166; 171
 Gvenzadze 36
 Habermas 79
 Hackel 41
 Hahn, von 34; 55; 114;
 170; 219
 Halliday 14; 16; 17; 136;
 139; 140; 141
 Hansen 71
 Harris 21; 24
 Hartmann 21; 22; 23
 Hartung 22; 29; 145
 Harweg 122; 127; 134;
 145; 146; 283
 Hasan 136
 Havelock 25
 Hegel 311
 Heger 146; 159
 Heinemann 30
 Helbig 23; 147; 152; 307;
 308; 309
 Helbling 74
 Hengst 22; 36
 Hentig, von 64
 Herneck 55
 Herrlitz 66
 Heyne 47
 Hockett 141
 Hoffmann, Lothar 24; 34;
 35; 36; 107
 Hoffmann, Ludger 115;
 116; 132; 140; 142;
 147; 154; 155; 157;
 293; 294; 305; 312;
 319
 Hünig 166; 312
 Husserl 119
 Ihwe 10; 22
 Isenberg 22
 Jäger 102
 Jakobs 141
 Jaksche 23
 Jolliffe 89
 Kallmeyer 24; 105; 135
 Kalverkämper 34; 60;
 176
 Kandler 259
 Kant 54; 124
 Kaplan 64; 65; 71
 Katz 23
 Kern 44
 Keseling 29
 Ki\aeva 167
 Kintsch 114; 149
 Klappenbach 258; 261;
 266; 278
 Klein 123; 135; 136; 241;
 245
 Kluge 48
 Knobloch 21; 48
 Koch 18; 23
 Koepfel 219; 220
 Koerfer 77; 105
 Korhonen 202; 207; 214
 Krafft 39; 54; 233
 Krekel-Eiben 77; 82; 83;
 87; 91; 92
 Kretzenbacher 14; 38;
 103; 201
 Krings 115
 Kristeller 51; 52; 53
 Krohn 51
 Kubczak 241
 Kuhn 96
 Kusch 202; 207; 214
 Laas 67
 Labrousse 43; 44
 Lakoff 127; 226; 229
 Lamprecht 59; 88
 Lang 268
 Lausberg 65
 Leibniz 53
 Lenerz 152
 Lenk 91; 96
 Levelt 29
 Lexer 47
 Leys 152
 Liebsch 88; 101; 114
 Liedke 121; 171
 Lindner 66
 Löffler 80
 Loffler-Laurien 208
 Ludwig 51; 65; 68
 Lundquist 10; 58
 Lyons 148; 160; 203
 Mannheim 73
 Martin 17
 Mauranen 116; 157; 159;
 160; 297
 McLuhan 50
 Meja 73
 Merton 87; 94; 95; 96; 97
 Metzeltin 23
 Meyer 30; 207; 232; 280

- Miethke 52
Mittelstraß 11; 89
Möhn 37; 51; 107; 122;
176
Moilanen 230; 231
Moskal'skaja 23; 167
Möslein 262; 263
Motsch 27; 105
Myers 202
Nieragden 312
Nikolaus 23; 121
Oldenburg 14; 68; 69; 70
Olschki 91
Olsen 153
Olson 51
Paek 15; 220
Panther 107; 201; 208;
212
Pasch 27; 105
Pätzold 146
Paul 139; 311
Pause 116; 149; 306; 312
Peer, van 10
Pelka 37; 51; 107; 122;
176
Pelster 67
Petöfi 10; 22; 23; 39; 40
Pfeifer 41; 47
Plett 32
Polenz, von 105; 201;
216
Popper 11; 12; 91; 95
Pörksen 68; 80; 83
Pötschke 37
Prahl 75
Price 75; 77
Püschel 14; 45; 115; 323;
325; 327
Pütz 152
Raible 13; 21; 31; 50; 70;
85; 118; 119; 146; 159;
161
Rasoloson 125
Rauh 125
Redder 106; 107; 108;
117; 128; 135; 153;
158; 212; 232; 234;
235; 236; 246; 251;
261; 262
Rehbein 11; 12; 27; 28;
33; 38; 39; 45; 46; 64;
78; 105; 106; 108; 109;
110; 116; 119; 128;
131; 132; 133; 137;
153; 156; 158; 167;
206; 211; 246; 247
Reichman-Adar 110
Riegel 77; 80
Rieser 10; 22
Rodin 89
Röntgen 55
Rosengren 18; 23
Rothkegel 105; 140
Rousseau 48
Ruhmann 93; 327
Sachtleber 14; 70; 71;
105; 114; 118; 166;
171; 172
Sager 49; 59; 61
Sandig 43; 44; 45
Satzger 35; 46; 103
Sauer 80
Saussure, de 119
Schemetov 123; 135
Schiller 245
Schlaffer 51
Schlieben-Lange 22; 43;
83
Schmidt 21; 24; 32; 37
Schmidt-Harzbach 75
Schonebohm 18; 23
Schröder 16; 33; 37; 38;
68; 70; 74; 97; 167;
168; 171
Schwanzer 170
Searle 17; 26; 27; 106
Seibicke 33
Seifert 80
Sennholz 134; 241
Sgall 139; 141
Skudlik 16; 175
Sowinski 44
Spillner 66
Spinner 82; 87; 96
Stahlheber 60
Starke 165
Steger 13; 53; 54; 64; 65
Stehr 73
Steinbrink 66; 67
Steinitz 258; 261; 266;
278
Stetter 27; 30
Stock 37
Storer 81; 85; 89; 94; 95
Stuhlhofer 82; 87; 89; 95
Sucharowski 134; 135
Swales 14
Thurmair 103
Thürmer 114
Timm 51; 52
Toren 92; 95
Trimble 166
Ueding 66; 67
van Dijk: siehe Dijk, van
van Peer: siehe Peer, van
Vater 23; 30; 31; 146;
147; 148
Viehweger 30
von Hahn: siehe Hahn,
von
von Hentig: siehe Hentig,
von
von Polenz: siehe Polenz,
von
Werman 76
Weber 37
Weingart 63; 64; 65; 75;
76; 77; 81; 87; 95
Weingarten 202; 212
Weinrich 12; 13; 16; 20;
23; 24; 38; 45; 57; 73;
81; 86; 94; 101; 104;
148; 176; 200; 201;
202; 206; 209; 231;
232; 253; 318
Weise 11; 36; 37; 38
Werlich 44
Whitley 82; 87

Wickler 58
Widdowson 68; 69
Wildegans 114
Winter 259
Winterhager 75; 76; 81;
87
Wrobel 29; 30
Wüest 208; 214
Wunderlich 18
Wüster 176
Zemb 153
Ziegler 123; 124
Zilsel 53; 86

Sachregister

- Abbildung 168; 169; 180; 185; 191; 192; 284; 299
- Abhandlung 33; 47; 48; 49; 65
- Absatzstruktur 162; 165 ff.; 169; 291 ff.
- Abstract 14; 60; 181; 183; 188; 189; 193
- Alltagssprache / alltäglicher Diskurs 17; 22; 38; 107; 128; 139; 151; 224; 233; 236; 237; 246; 257; 275; 288 f.; 311
- Ambiguität 150; 200; 305; 311 ff.; 313
- Anadeixis 131 ff.; 146; 237; 293; 316; 317; 320
- Anaphorik 136 ff.; 142 ff.; 146; 149; 301; 316 ff.
- Ankündigen 153; 158; 167 f.; 236; 252
- Anschlußwort 234; 236; 246 f.; 251
- Antezedens 138 f.; 141; 145; 148 ff.; 154; 239; 283; 288; 292; 295 ff.; 303; 305 f.; 312; 315; 316; 317; 319
- Aspektdeixis 127; 199; 258 ff.; 262 ff.; 263 ff.; 265 ff.; 266 ff.; 269 ff.; 270 ff.; 272; 278; 290
- Assertieren / Assertion 27; 38; 107 f.; 109 f.; 113; 115; 158; 268; 284; 297
- Aufsatz 37; 48; 65 ff.
- Begründen 38; 107 ff.
- Behaupten 107 f.
- Bezugselement siehe Antezedens
- da 199; 230 ff.; 232 ff.; 246 ff.; 277 f.; 278
- damals 127; 199; 250
- dann 127; 199; 251 ff.; 254 f.; 256; 278
- das 225 ff.; 278
- Definition / Definieren 22 ff.; 38
- Deixis im Sprechzeitraum / Wahrnehmungsraum 122 ff.; 126; 128; 129; 131; 136; 226; 232; 234; 241; 242; 252; 277
- Deixis im Vorstellungsraum 128; 129; 207; 234 ff.; 236; 265
- Deixis ins Leere 128; 129; 233; 234
- der 223 ff.
- Determination 143; 146; 157; 176; 295; 309
- dies 127; 199; 218 ff.; 220 ff.; 278
- Diskurs 19; 26; 34; 46; 81 ff.; 95; 106; 111; 129; 130; 136; 139; 148; 158; 171; 237; 261; 288 ff.
- dort 127; 199; 230 ff.; 237 ff.; 278
- Drucktechnik 50; 161
- elektronische Textspeicherung 88; 173
- π -Element 137 ff.; 139; 150
- Empirie 10 ff.; 11; 12; 13; 14; 16; 19; 38; 46; 70 f.; 134; 189; 254
- Empraxie 29
- Erzählen 38; 206; 237
- Essay 10; 52; 64; 70
- expeditive Prozedur 120; 121
- expletives 'es' 151 ff.; 288; 289; 290; 291; 318
- Fach 175 ff.; 287
- Fachsprache / Fachsprachenforschung 16; 33 ff.; 43; 74; 83; 175 ff.; 214
- Fokus 123
- Frage 106; 111; 289
- Funktionale Pragmatik 17 f.; 25 ff.; 45; 105 f.
- Funktionale Satzperspektive 139 ff.; 295 ff.
- Handlungsmuster 33; 45 f.; 54; 104 ff.; 109 ff.; 110; 111 f.; 220; 284
- Handlungszweck 78; 79; 86 f.; 89
- her/hin 199
- heute 199; 256 ff.; 257 ff.; 278
- hier 127; 199; 230 ff.; 241 ff.; 246 ff.; 277; 278
- Hörerdeixis 212; 276
- ich 127; 199; 200 ff.; 203 ff.; 207 ff.; 278
- Illokution / illokutive Qualität 27 f.; 37; 107; 111 f.; 120; 171 f.; 202; 266; 268 f.; 283
- Institution 75 ff.; 77 ff.; 79 ff.; 86 ff.; 92; 95 ff.
- interkulturell 69 f.; 100; 326 f.
- Intertextualität 83
- jener 127; 199; 227 ff.; 278
- jetzt 127; 199; 248 ff.; 278

- Katadeixis 131 ff.; 155; 218; 227; 232; 241; 251; 254; 261; 263; 275; 276
- Katapher 143; 150; 151; 153; 154; 155; 289; 316
- Kohärenz 32 f.; 39; 114; 280; 281
- Kohäsion 31; 32; 146 f.; 280
- Kommunikationsverfahren 37; 107
- Kompetenz 74
- Kondensierung / Verdichtung 131; 147; 281; 319
- Konkurrenz 85 ff.; 104
- Kooperation, formale 117; 172; 269; 271; 326
- Kooperation, materiale 85 ff.; 93 f.; 95; 110; 117
- Kryptodeixis 272 ff.
- Lenkfeld 120; 121; 171; 172
- linear 141; 163
- Linearität / linearity 70 f.; 71; 131; 163; 165; 297; 303; 312
- Lokaldeixis 199; 229 ff.; 258; 277; 279; 280
- Makrostruktur 35; 162; 320
- Malfeld 120; 121; 172
- man 212
- Metakommunikation 158 ff.; 159; 202; 208; 214; 218
- Modalsatz 307 f.
- mögen 213
- narrativ 37 f.; 38; 42; 206; 291; 300; 302
- Neufokussierung / Refokussierung 132; 219; 221; 225; 234; 236; 238; 245; 247; 260; 271; 272; 276; 292; 303; 314; 316; 318; 320
- nun siehe Planungsdeixis
- Objektdeixis 199; 216 ff.; 272; 280; 316; 318
- Öffentlichkeit 51; 53; 55; 56; 79 ff.
- operativ / Operationsfeld 60; 102; 120; 121; 133; 143; 144; 151; 154; 155; 156 ff.; 160; 173; 224 f.; 227; 251; 254; 256; 260; 261 ff.; 269; 276; 277; 278; 283; 319; 324
- Originalbeitrag 54; 59
- Origo 123; 125; 126; 130; 131; 135; 230; 239; 241; 245; 248; 249; 273; 279
- paradeiktisch 255 f.; 264; 272 ff.
- paraexpeditiv 261
- paraoperativ 145; 232; 236; 261 ff.
- paraphorisch 143; 144; 145
- Personaldeixis 99; 126; 199; 200 ff.; 214 ff.; 215; 276 f.
- Planungsdeixis 197; 199; 206; 218; 256
- Pluralismus 85 ff.; 91; 102
- Possessivum 142; 143; 203 f.; 283; 286; 287; 289; 305; 309; 313
- Pronomen 137; 142 f.; 145; 147; 149; 152 ff.; 152; 216
- Prozeduren 119 ff.; 122 ff.; 136 ff.; 148 ff.; 156 ff.; 171 ff.; 316; 317 f.
- Rahmendeixis 264; 275
- Rationalismus, Kritischer 11; 15; 82; 90 f.; 95
- Reflexivum 143; 144
- Relativsatz / Relativpronomen 197; 224; 227; 259; 308 f.
- Rhetorik / rhetorisch 21; 38; 51; 62; 65 ff.; 70; 71; 136; 146; 157
- rhetorisch 116
- Richtungsdeixis 127; 199
- Schriftlichkeit 24 ff.; 49; 58; 118 f.; 121; 171 ff.; 323
- scientific community 81 ff.; 88 f.; 92; 97; 98
- semiotisch 69; 121; 161 ff.; 167; 168; 169 ff.; 171 ff.; 171; 181; 240; 284
- so 127; 199; 258 ff.; 261 ff.; 266 ff.; 269 ff.; 277; 278
- sprachexterner Zweck 34; 151
- sprachinterner Zweck 151; 156
- Sprachwerk 29 ff.; 115; 118 f.
- Sprechakttheorie 26 ff.; 105; 107
- Sprechhandlungssequenz 28
- Sprechhandlungsverkettung 28; 109; 117; 140; 243; 292
- Sprechsituation 26; 97; 108; 115; 122; 123; 124; 125; 127; 129; 135; 209; 217; 224; 233; 234; 242; 243;

- 248 ff.; 251; 252; 277;
281; 316; 319; 324
- Sprechsituationsent-
bindung 26; 200
- Sprechsituationszer-
dehnung 28; 107; 111;
213; 231
- Stil 10; 33; 42; 70; 98;
132; 178 f.; 202; 206;
207; 214; 227; 247;
273; 277; 304
- Superstruktur 45; 114
- Temporaldeixis 199;
248 ff.
- Textart 18; 19; 40 ff.; 46;
61 f.; 101 ff.; 115; 156;
279 ff.; 327
- Textartwissen 63 ff.; 67;
71; 281; 327
- Textlinguistik 10; 11;
21 ff.; 22; 23; 30 ff.;
33 ff.; 36 ff.; 40; 43;
45 f.; 83; 100; 114;
121; 145 ff.
- Textmuster 45
- Textraum 129 ff.; 217;
218
- Textsorte 37; 40 ff.; 43;
44; 45
- Texttyp / Texttypologie
11; 14; 27; 37; 38;
42 ff.; 46; 49; 59; 60;
102; 106; 171; 256;
279; 302
- Thema-Rhema-Gliederung
139 ff.; 141; 146; 154;
295; 296; 297; 298;
303; 316; 320
- Thematische Progression
297 ff.; 303; 319 f.
- Thematisierung 140; 202;
262; 293; 295; 296;
318
- Tiefenstruktur 118 f.; 165
- typographisch 162;
163 ff.; 166; 167; 171;
172
- Überfokussierung 272;
326
- Vagheit 131; 136; 139;
210; 215; 245; 250;
270; 272; 273; 288;
291; 311; 318
- Verantwortung des Autors
30; 96 ff.; 99; 100; 168;
216; 326
- Verweisraum 128 ff.;
130; 217; 224; 234;
237; 240; 249; 250;
263; 270; 278 f.
- Verweiswörter 132; 155;
271; 246 ff.
- Vorstellungsraum 128;
129; 207; 234 ff.; 242;
249; 263 f.; 278 f.
- Vortrag 25; 52; 59; 106;
160; 179; 209; 211
- Wahrnehmungsraum
siehe Deixis im Sprech-
zeitraum
- wir 199; 203 ff.; 207 ff.;
210 ff.; 278
- wissenschaftliche Kom-
munikation 25; 35;
65 f.; 70; 73 ff.; 75 ff.;
81 ff.; 88; 100 f.;
104 ff.; 106 f.; 115;
214; 216; 248; 323
- wissenschaftliche Zeit-
schrift 49; 59; 100;
102 ff.; 161; 173 f.
- Wissenschaftssprache 10;
18; 36; 69; 73 f.; 79;
83; 175; 201; 321
- Wissensraum 140; 217;
228; 237; 246; 268;
277; 316; 325
- Zeigfeld 120; 121;
122 ff.; 126 ff.; 135

Verzeichnis der Diagramme und Tabellen

Diagramme

1	Relative Häufigkeiten von Anaphern und Deixeis	286
2	TP with a continuous theme (Daneš)	298

Tabellen

1	Modified and enlarged Bühlerian four place matrix	118
2	Prozeduren und Felder	120
3	Sprachliche Mittel des Zeigfeldes	127
4	Die verschiedenen Verweisräume	129
5	Der Bestand an phorischen und partiell phorischen Einheiten	143
6	Typographische Struktur des Textes KONT	164
7	Fachzugehörigkeit und Erscheinungsjahr der Artikel	178
8	Umfang der Korpustexte und Anzahl der Sätze	180
9	Menge der deiktischen Basis-Ausdrücke in den Korpustexten	198
10	Häufigkeiten der einzelnen deiktischen Ausdrücke	199
11	Anzahl der Personendeixis in den Texten	204
12	Personaldeixis und Verweisobjekte	215
13	Sprachliche Mittel der Objektdeixis	217
14	Temporale Mittel im Text GEOG	255
15	Komposita und syntaktische Verbindungen von <i>so</i>	260
16	Paraoperative Verwendungen von <i>so</i>	263
17	Paradeiktische Ausdrücke in Kollokationen	274
18	Übersicht über die Nutzung der verschiedenen Verweisräume	278
19a	Absolute und relative Anzahlen der Anaphern	285
19b	Häufigkeit der Verkettung von Anaphern	287
20a	Phorische Prozeduren in ETHN und GEOG	303
20b	Bezugsobjekte und ihre Häufigkeit	303
21	Syntaktische Beziehungen von Anapher und Bezugselement	306